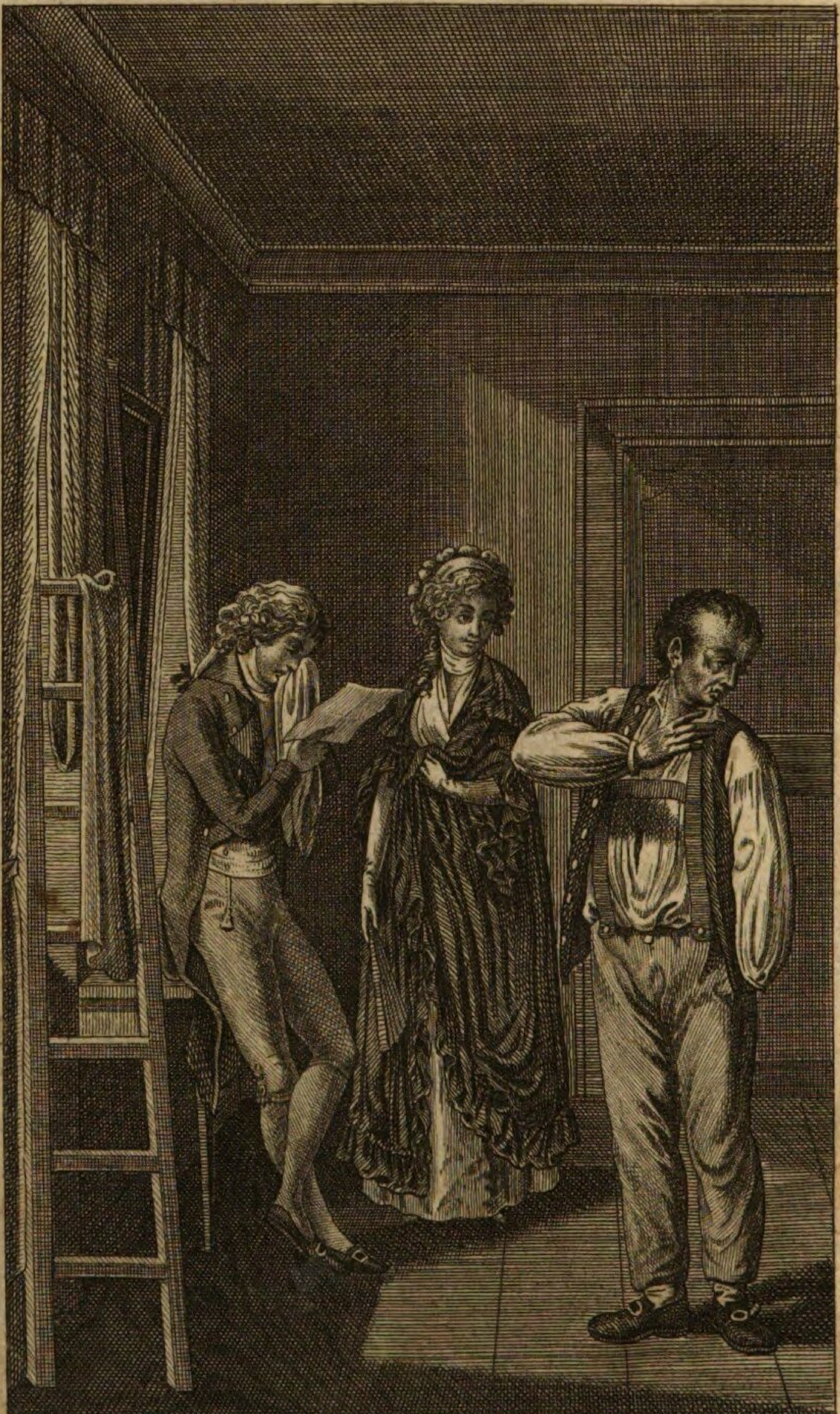
P. o. germ.
483
9/5

De

P.o. germ. 783 z Lafontaine
(5

11

84



F. L. Neubauer fec:

Herrmann Lange.

Von
August Lafontaine.

Tretzel

Zweiter Band.

Frankfurt und Leipzig
1799.

Familiengeschichten.

Von

August Lafontaine.

Fünfter Theil.

Herrmann Lange.

Zweiter Band.

Mit einem Kupfer und einer Vignette.

Frankfurt und Leipzig,
1799.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Base Elisabeth quälte die gute Emilie unaufhörlich mit ihren wohlgemeinten Anmerkungen. Also die Verlobung mit dem Fräulein von Roslau ist gewesen? Armes Kind! Aber du wirst nicht übrig bleiben, Milchen. Gewiß nicht, wenn du fromm bist und Gott vertrauest. Freilich, freilich! du bist nun in den Jahren, Milchen, da einen nach dem Brautkranze verlangt. Aber so geht es! Da wurde Herr von Rolfs abgewiesen, weil dir Herr von Lange so viel Süsses vorgeschwazt hatte. Doch jezt? Ja, wenn der Herr von Rolfs nur wieder käme!

„O, liebste Base," sagte Emilie, vor Scham erröthend; „wie können Sie so reden!"

Warum nicht, Milchen? warum nicht? So kann man wohl reden, wenn man sich unter den Menschen umgesehen hat. Und glaub nur, Milchen, ich könnte dir wohl einen guten Rath ge-

ben. Schlag dir Langen aus dem Sinne, und nimm dir einen Andern.

„O, mein Gott! haben Sie doch Geduld mit mir! Ich thue ja alles Mögliche, um wieder so heiter zu werden, als ich war."

Das thust du nicht, Milchen. Aus dem Sinne schlügest du dir den Herrn von Lange! Ja, das weiß mein Gott! Kommt die Rede auf ihn, so lobst du ihn noch mehr, als dein Vater. Aber wer den Stein in die Höhe wirft, dem fällt er auf den Kopf; wer heimlich sticht, der verwundet sich selbst. Und das thust du, das thust du aus leidigem Hochmuth. Da war dir kein Mensch gut genug. Wer lange wählt und mäkelt, kauft endlich gar nichts, oder schlechte Waare. Sieh, so wird es auch dir gehen. Was? du thätest alles Mögliche, dir Langen aus dem Sinne zu schlagen? Das ist nicht wahr. Sirach sagt: „Bläsest du ins Fünklein, so wird ein groß Feuer daraus; speiest du aber ins Füklein, so verlöschet es, und Beides kann aus deinem Munde kommen." Sirach, am 28sten. Drum folge, so wird es dir wohl gehen; speie auf das Fünklein deiner Liebe, damit es verlösche. Aber das thust du nicht; du bläsest hinein Tag und Nacht, mit Seufzern, Thränen, Gedanken, Worten und Werken. Wer gern tanzt, muß einen Dudelsack

nicht verachten, und wer gern freien will, muß nicht lange wählen. Der Herr von Rolfs . . .

Hier wurde die geduldige Emilie doch empfindlich, und sprang auf. „Der Himmel vergebe mir," sagte sie laut; „aber vergessen Sie die Stelle nicht, Base, die Sie mir heute aus der Bibel vorlasen: „wenn man mich fragen wird, was sind das für Wunden in deinem Herzen? werd ich sagen: so bin ich geschlagen im Hause derer, die mich lieben." Das lasen Sie heute; es hat mich unaussprechlich gerührt."

Sacharja am 13ten, sagte Elisabeth ganz kalt. Aber es heißt: in deinen **Händen**; und nicht: in deinem **Herzen**. Du mußt die Bibel nicht verdrehen, Milchen. Hörst du das von mir? Indeß schweigen will ich, o ja, und den Mund nicht mehr aufthun. Denn ich bin verachtet; ich kann sagen: Herr, wer hört unsre Stimme? — Sie schwieg eine Minute; dann aber hob sie noch schärfer wieder an, als vorher. Die gute Elisabeth wollte ja das trostlose Herz Emiliens, deren Thränen ihr nahe gingen, beruhigen. Sie ahnete nicht, daß es andere Herzen geben könne, als das ihrige.

Jetzt kam das Gerücht, der junge Herr von Lange habe den Prinzen bei seiner Braut angetroffen u. s. w., auch zu der Base. Ist es mög-

lich? rief sie, und glühete vor Verlangen, der armen, trauernden Emilie die Nachricht mitzutheilen. Sie ging sogar in den Garten, ohne die Gefahr einer Erkältung zu achten. Als sie Emilien erblickte, sang sie aus vollen Kräften:

So kommt doch alles besser,
Als du dir vorgestellt! —

Emilie sah an der Eil, an den starren Blikken, an den schon redenden Händen der Base, daß diese ihr eine grosse Nachricht zu bringen hatte. Allein Elisabeth wollte ihre Nachricht dieses Mal nicht so wohlfeil geben. Sie stand im Eingange der Laube erst mit dem gleichgültigsten Gesichte von der Welt da. Als Emilie nicht fragte, nickte sie mit dem Kopfe; als noch immer keine Frage kam, lächelte sie geheimnißvoll, drohete dann mit dem Finger, und, als auch das nicht verfing, rief sie zornig: o, du bringst mich noch unter die Erde, Emilie! Ich habe dir etwas zu sagen, ich laufe mir das Herz aus der Brust, in die Zugluft, in den Tod.

„Nun, liebe Base? was ist es denn? Sie wissen, ich frage nicht gern."

Ja, und sprichst nicht gern. Eben das ist ja mein Tod, und dein Unglück. Denn erzähle ich dir nicht Alles, was ich erfahre, was ich denke? Sag, du undankbares Kind! Bist du

nicht immer stumm gegen mich, als ob ich dein Feind wäre? Aber ich bin geboren zu Leiden. Vergeltet nicht Böses mit Bösem! So höre denn, Milchen. Mit Langen und der Roslau ist es glatt vorbei. (Emilie verbarg die starke Erschütterung ihres Herzens.) Vorbei, wie ich dir sage. Lange hat den Prinzen bei der Roslau angetroffen. Wo, das weiß Gott. Durch einen Hund ist es verrathen worden. Und da haben sie die Mutter, die Frau von Roslau, und den Kammerrath vom Balle geholt, und es hat einen entsetzlichen Lärmen gegeben. Die ganze Stadt ist voll davon. Nun, Milchen? Was sagst du nun? Siehst du wohl, daß Gott mein Gebet erhört? Denn — sezte die gutherzige Elisabeth weinend, und mit dem Schluchzen der Rührung hinzu —: ob ich gleich dem jungen Menschen gerade nicht grün bin, noch von dem Weinberge her, so weiß doch Gott, ich wollte ihn lieb haben, wie meinen Augapfel, wenn er dich, armes Kind, wieder vergnügt machte.

Emilie fiel ihrer Base um den Hals, und sagte: „o, wie gut sind Sie, Elisabeth! Aber lassen Sie uns davon schweigen!"

Sieh, das ärgert mich eben, Milchen. Ich weiß, es freuet dich in der Seele, daß Lange den Prinzen da gefunden hat . . .

„Nein, liebste beste Elisabeth, nein, nein. O Gott, da Sie so gut sind . . . Ich bitte Sie, lernen Sie mich doch endlich einmal kennen! Ja, Elisabeth, was ich mir selbst verschweigen möchte, will ich Ihnen gestehen: ich würde sehr glüklich seyn, wenn . . . wenn . . .“ — Sie vollendete nicht.

— wenn du in vier Wochen mit Langen getraut würdest, Milchen? Nun, dazu kann Rath werden. Aber, Milchen, du mußt auch recht artig seyn. Nun gehen wir alle Morgen auf den Weinberg. Da . . . Laß du mich nur machen! Er soll wohl kommen.

„Base Elisabeth,“ sagte Emilie sehr ernst; „ich gebe Ihnen mein Wort: wenn Sie an so etwas nur denken, so nehme ich an, was mir mein Vater vorgeschlagen hat, eine Stelle im Benedikten-Stifte. Sie wünschen, daß ich heirathen soll, Base; aber sobald Sie einen Schritt thun, auch nur den kleinsten, den allerunschuldigsten, so heirathe ich nie.“

Lieber Gott, rief die Base mit gefaltenen Händen; habe du doch ein Einsehen! . . . Kind, wir wollen ihm ja nicht sagen: Milchen liebt Sie, Milchen will Sie heirathen —

„Wir wollen es auch nicht einmal denken.

O, liebe Base, werden Sie denn nie aufhören, dieses Herz zu verwunden?"

Nun, so mag es gehen, wie es will! Ich werde gar nichts mehr sagen. Macht, was ihr wollt! Aber habe ich jemals wunderliche Leute gesehen, so seyd Ihr es, du und Lange. Ihr habt euch lieb, und lauft vor einander, wie vor Feuer. Da sind andre Mädchen klüger! Aber die bekommen auch Männer, wenn du sitzen bleibst.

„Liebe Base Elisabeth, an Ihnen sehe ich, daß Sitzenbleiben eine Ehre ist. Ich will nicht mehr als Sie."

Die Base küßte Emilien für diese Artigkeit, und schwieg, doch ohne ihre Absicht aufzugeben. Sie wußte, daß Herrmann täglich auf den Weinberg ging, wo er Emilien zweimal gesehen hatte. Hier, in dem Gange, der ihm durch Emilien heilig geworden war, brachte er seine angenehmsten Stunden zu. Jezt hoffte er auf Emiliens Hand; aber dennoch sah er sie nicht, und vermied die Gesellschaften, in denen er sie antreffen konnte. Er fürchtete das geliebte Mädchen, und zitterte jezt, da er frei war, mehr vor ihrem Anblicke, als sonst. Warum sein Herz ihm sagte, er dürfe sie jezt nicht sehen, wußte er nicht. Er zankte mit sich selbst darüber; aber dennoch blieb er bei seiner Zurückgezogenheit. Seinem Vater

hingegen, der jezt Lust hatte, eine andre Verbindung für ihn anzuknüpfen, erklärte er ohne Scheu, daß er liebe, und endlich glücklich seyn wolle. Der Vater glaubte jezt langsamer gehen zu müssen, und drang nur in ihn, den Nahmen seiner Geliebten zu nennen. Herrmann konnte sich aber nicht überwinden, ihn zu sagen; er fürchtete, durch den Bruch mit dem Fräulein von Roslau auch Emiliens Liebe verwirkt zu haben. Sein einziger Spaziergang war der Weinberg, den Emilie nicht mehr besuchte, und sein einziger Umgang Hochfeld, der aber jezt von Tage zu Tage kälter gegen ihn wurde —: kälter oder furchtsamer; denn Hochfeld war mit dem Bewußtseyn einer schlechten Handlung belastet, und wagte es nicht mehr, seinem edlen Freunde ins Gesicht zu sehen: er hatte Luisen verlassen.

Hochfeld lernte eine Verwandte kennen, die mit Jugend und Schönheit auch alle Vorzüge des Geistes vereinigte. Sein Vater wünschte eine Verbindung zwischen ihm und diesem Mädchen. Ohne ihn zu zwingen oder zu überreden, gab er den jungen Leuten nur Gelegenheit, oft bei einander zu seyn, und das konnte er leicht, da Beide in seinem Hause wohnten. Hochfeld empfand erst Achtung für das Fräulein Dornau, und bald auch heisse Liebe. Nun wurden seine Besuche bei Luisen sehr sparsam. Sein selteneres Kommen konnte er durch manchen Vorwand bei ihr entschuldi-

gen, aber nicht seine augenscheinliche Kälte. Luise hatte nie etwas von seiner Betriegerei gemerkt, weil sie so arglos war; aber von seiner Kälte sah sie schon die erste Spur, weil sie ihn liebte. Sie verdoppelte ihre Liebkosungen, und nur diese; ihre Liebe zu ihm konnte sie nicht verdoppeln. Darin fand der undankbare Hochfeld seine Entschuldigung. Ihrer heisseren, heftigern Liebe, die er in den Tagen seiner eignen Liebe als das höchste Glück seines Lebens wünschte, schrieb er jezt seine Kälte zu. Was nur Gefälligkeit des liebenden Weibes war, nannte er: Sinnlichkeit, Wollust; er sah nur die Schwäche Luisens, die sich ihm ergeben, nicht die Verführung, durch die er sie schwach gemacht, nicht die Stärke, womit sie ihm so lange widerstanden hatte. Ihr Glaube an ihn, an seine Treue wurde die Veranlassung und der Vorwand seiner Untreue. „Denn," sagte er zu sich selbst, „hätte sie nicht schon längst auf den Besitz meiner Hand gedrungen, wenn nicht Befriedigung ihrer Sinnlichkeit alles wäre, was sie von mir wünschte? Wohl! ich will sie nicht verlassen; sie soll in Ueberfluß leben! Aber zu meiner Gemahlin kann ich sie nicht machen; nein, beim Himmel nicht! Ich thue ihr kein Unrecht. Warum fiel sie?"

Der Unmensch! Sie fiel, weil sie ihn liebte! — Er erinnerte sich nicht, wie er sonst mit heissem, sehnlichem Verlangen daran dachte, daß ihr

Herz, nicht erst der Segen vor dem Altare, ihm die entzückende Stunde ihres Hingebens verschaffen würde; wie er sonst das den schönen Lohn seiner Liebe nannte, was er jezt eine niedrige Schwäche schalt, die sie unwerth mache. Jene Stunde, da sie von **seiner** unreinen Liebe, nicht von der ihrigen, hingerissen, in seine Arme sank, jene Stunde, die er sonst den edelsten Triumph der Menschheit nannte, hielt er jezt für den Beweis ihrer Sinnlichkeit. Er haßte an ihr sein Verbrechen, und tadelte an ihr eine **Wollust**, die sie nicht kannte, da sie nur **Liebe** für ihn fühlte. So grausam betrog er sie damals; so grausam betrog er sie jezt wieder. — Arme weiche Geschöpfe! wenn ihr weniger liebtet — die Männer würden euch mehr ehren. Eure Güte, eure Liebe ist es, die dem Manne so oft den Muth giebt, euch zu verlassen.

Luise hätte sein Herz mit ihrer Schande erkauft; aber sie konnte seine Liebe nicht um Gold und Ueberfluß weggeben. Sie bemerkte seine immer zunehmende Kälte, und brach in Vorwürfe aus. Jezt sah sie den Abgrund, in den sie sich mit ihm gern gestürzt hatte, schaudernd, weil sie allein davor stand. Durch gerechte Vorwürfe entfernte sie den geliebten Hochfeld immer mehr von sich; und erklärte ihr endlich, daß er gezwungen sey, zu heirathen. Oft hatte sie gesagt: „und wenn auch, Wilhelm, und wenn du heirathen

müßtest. Ja, ich könnte deiner Ruhe auch dieses Opfer bringen." Sie hätte es ihm (obgleich mit Thränen) gebracht, so lange er sie liebte; aber jezt? Es entging ihr nicht, wie gern er das Opfer sah, das sie ihm nur wider Willen bringen wollte. Sie überhäufte ihn mit Vorwürfen, und war ausser sich vor Zorn und Eifersucht. Aus Furcht vor wilden, verzweifungsvollen Ausbrüchen ihrer Leidenschaft, verschob er das Verbre en, und glaubte, es unterlassen zu haben; allein die neue Liebe, seine Schwäche, Rolfs Rathschläge warfen ihn bald mit grösserer Gewalt dem Verbrechen zu. Er schrieb Luisen, daß er sie nicht wieder sehen könne, trug ihr eine beträchtliche Summe als Ersaz an, und bat sie, ihn zu vergessen. Als er keine Antwort erhielt, brachte ein Ueberrest von Tugend ihn zu dem Entschlusse, sie noch einmal zu besuchen. Er hörte mit Schrekken, daß Luise an eben dem Tage, da sie seinen Brief erhalten habe, abgereist sey, und daß niemand wisse, wohin. Jezt zitterte er vor den Folgen seiner Unbedachtsamkeit, wie er das Verbrechen an der Unschuld eines liebenden Weibes nannte. Er dachte an Herrmanns Brief, und fand zu seinem grossen Verdrusse, daß sein Freund auch diesmal wieder Recht gehabt hatte.

Die unglükliche Frau sah aus dem Briefe des Ungetreuen, daß Alles für sie verloren war. Seine Vorschläge erbitterten sie. Sie pakte in tödtlich

kalter Ruhe ihre Sachen zusammen, und reis'te ab — mit dem schrecklichen Bewußtseyn, wodurch ihre Gefühle noch heftiger wurden, daß sie ein Kind unter ihrem Herzen trage. Sie wollte wieder nach ihrem Geburtsorte; aber sie scheute die Schande, blieb unterweges, und reis'te bald vor-, bald rückwärts. Ach, sie fühlte nach und nach ihre Liebe und ihre Hoffnung wieder aufleben. Konnte Hochfeld, den sie so innig liebte, so treulos seyn? Ihr Schritt, das Städtchen, worin sie gewohnt hatte, zu verlassen, schien jezt ihr selbst zu rasch. — Es ist der schönste Beweis unsrer sittlichen Natur, daß es uns so schwer wird, einen Menschen, den wir lieben, für schlecht zu halten. Nein, er kann nur tugendhaft, nur edel seyn.

Luise kehrte wieder in die Gegend zurück, wo Hochfeld lebte, und blieb in einem Dorfe nahe bei der Residenz, von wo sie ihm schreiben wollte. Sie fing zehn Briefe an, und vollendete nicht Einen. Eine kalte Verzweiflung ergriff ihr Herz, wenn sie dachte, daß ihr Brief ohne Wirkung bleiben könnte; und sie wagte es nicht, ihr Leben auf dieses Spiel zu setzen. Endlich fiel ihr Lange ein. Zwar zweifelte sie nicht, daß er für Hochfelds Verheirathung seyn würde; aber sie wollte ihrem Herzen den kleinen Trost geben, daß nur der **Freund**, nicht der **Geliebte**, sie unglüklich mache.

Sie hatte von Hochfeld gehört, daß Lange geheimer Legationsrath sey, und schrieb ihm unter dieser Adresse, daß er sie besuchen möchte. Herrmann hatte den Brief kaum, so ritt er nach dem Dorfe, wo Luise sich aufhielt. Sie empfing ihn mit einer stillen, entschlossenen Kälte. Er wollte sie freudig in seine Arme fassen; sie sagte aber in einem andern als dem gewöhnlichen Tone: Herr Lange, ich will nur eine Bitte an Sie thun. Sie haben einen Freund, Herrn Hochfeld. — „Herrn **von** Hochfeld," verbesserte Herrmann.

Luise wurde bleich, und fing an zu zittern; die ganze kalte, starke Entschlossenheit war auf einmal weg. Wie? fragte sie stammelnd: Herr **von** Hochfeld? Herr **von**? O, barmherziger Gott! wäre es möglich? Wie? ein Edelmann? — Herrmann ergriff ihre zitternde Hand: „Was ist Ihnen, Luise?"

Das verbarg er mir! erwiederte Luise. O Gott! so ist es denn vorbei! Also Herr von Hochfeld? Ach, jezt seh' ich . . . O, der abscheuliche Unmensch! — Sie legte die Hand an die Stirn; dann schrie sie plötzlich und furchtbar auf. O Gott, er betrog mich vom Anfang an! Abscheulich! Der Bösewicht!

Herrmann fing sie auf, als sie ohnmächtig in seine Arme sank. Er begriff nichts von ihren Kla-

gen, drang in sie zu reden, und gab ihr die Versicherung, daß Hochfeld ein redlicher Mann sey. Sie sah ihm starr ins Gesicht. Und doch ein Edelmann? fragte sie mit finster gerunzelter Stirn. Sein Oheim also . . . —

Herrmann schwieg. — Sein Oheim also? Ist auch das eine Lüge? fragte Luise kalt.

„Lieber Gott! Hochfeld hat keinen Oheim.“

Sie, rief Luise, und warf sich an Herrmanns Brust — Sie sollt' ich nicht sehen, weil Sie seine Betriegerei verrathen hätten. Also keinen Oheim, von dem er erben soll? der ihn zu einer Heirath zwingen will? Das alles nicht? O, ich bin verrathen, betrogen!

„Luise, um Gottes willen! was ist Ihnen?“

Nichts! erwiederte die Unglückliche, sich erholend. Sagen Sie doch dem Herrn von Hochfeld bei Gelegenheit: Sie hätten mich gesehen; ich liesse ihm auf ewig Lebewohl sagen. (Sie wendete sich kalt von Herrmann ab.) Sagen Sie ihm, hob sie weinend wieder an, daß ich . . . daß ich . . . unter meinem Herzen . . . Schnell und heftig fuhr sie fort: daß ich schwanger von ihm bin; daß ich . . . O, der Bösewicht ermordet mich! Sie sank ohnmächtig in einen Stuhl; ihre Em-

pfindung war ein verwirrtes Gemisch von kalter Verzweiflung und heisser Begierde nach Rache.

Auf vielen Umwegen brachte Herrmann die Erzählung ihres Unglücks von ihr heraus, und zugleich sah er mit Schrecken die starre Kälte, die in ihrem weichen Herzen immer stärker überhand nahm. Diese tödtliche Kälte entstand aus dem Gedanken, daß ihre Verführung, ihr Unglück, von Anfang an Hochfelds Plan gewesen sey. Eine solche teufelische Bosheit des Menschen, den sie so innig geliebt hatte, verekelte ihr das Leben, und diese Empfindung brach deutlich aus ihrer arglosen Seele hervor.

Herrmann wagte es nicht, sie zu verlassen, da der sanfteste Trost keine Thräne mehr in ihre starren Augen lockte. Um sie zu retten, sah er sich endlich gezwungen, ihre Hoffnung auf Hochfelds Liebe und Hand wieder zu beleben. Die Heftigkeit, womit sie diese Hoffnung ergriff, die Erweichung, worin ihr erstarrtes Herz sogleich zerfloß, die heisse Liebe, die nun in rührende Klagen ausbrach, erregte bei Herrmann noch grössere Furcht; denn er sah voraus, was aus diesem betrogenen Herzen werden mußte, sobald alle Hoffnung dahin war. Er schlug Luisen vor, sie möchte ihn nach der Stadt begleiten, damit sie Hochfelden näher wäre. (Es war sein Plan, sie zu dem alten Martin zu bringen.) Sie willigte nach

einigen unstäten, unruhigen Entschlüssen ein, und fuhr mit ihm ab.

Schweigend, in starres Nachsinnen verloren, saß Luise neben Herrmann, der sich vergebens bemühete, Thränen aus ihrem Herzen zu pressen. Nahe vor der Stadt, die sie mit Schauder erblickte, fuhr sie auf, und fragte dann vor sich hin: ein Edelmann also? Ich will nicht in die Stadt; nein! Soll ich der Spott des Bösewichts werden? — Sie ließ halten. Herrmann bemühete sich vergebens, sie zu bereden. Sie sah endlich ihn selbst mit mißtrauischen Blicken an, und sagte fest: ich will nicht; der Bösewicht soll mich nicht wieder sehen. Ich weiß, was ich will, was ich muß. O, der Mörder! Jezt war sie mit einem Sprunge aus dem Wagen. Herrmann weinte Thränen der tröstenden Freundschaft; aber er konnte nichts von ihr erhalten, als das Versprechen, in der Nähe unter seinem Schutze zu bleiben. Er kannte hier herum weiter niemanden, als die Wirthin auf dem Weinberge, den er oft besucht hatte. Da Luise nothwendig irgendwo untergebracht werden mußte, so führte er sie zu dieser stillen, ehrlichen Frau, und ließ den Wagen langsam nachkommen.

Luise sezte sich in die Laube, wo Emilie gesessen hatte, und Herrmann ging zu der Wirthin. Diese war bereit, die Fremde gern aufzunehmen,

und versprach Herrmannen, sie nicht oft allein zu lassen. Bei dem Anblicke des bleichen, von Gram entstellten Gesichtes, wurden ihre Augen naß, und sie bot mit grosser Artigkeit Luisen den Aufenthalt und die tiefste Einsamkeit in ihrem Hause an. Luise dankte nicht einmal; sie ging mit niedergesenkten Blicken auf das kleine Zimmer, das ihr angewiesen wurde.

Herrmann bat sie, hier fürs erste zu bleiben. Er versprach ihr, sie alle Tage zu besuchen und ihr Nachricht von Hochfeld zu bringen; dann verließ er sie. Je näher er der Stadt kam, desto mehr entbrannte sein Zorn gegen Hochfeld. Ihm selbst schien das beinahe wahr, was Luise glaubte: daß Hochfeld von Anfang an den Plan gehabt habe, sie zu verführen. Er mußte sich mit Gewalt von diesem Gedanken losreissen, um den Freund seiner Jugend, den er selbst in dieser schrecklichen Stunde noch liebte, nicht verächtlich und hassenswerth zu finden. Ohne zu zögern, ging er zu Hochfeld, öffnete sein Zimmer, und fand ihn in Entzücken vor dem Bildnisse seiner Geliebten, das sie ihm so eben geschenkt hatte.

Als Hochfeld einen Blick auf Herrmann warf, erschrak er, und suchte das Portrait zu verbergen; denn die Rache hing auf seines Freundes Stirn. „Ich habe dir nur wenige Worte zu sagen, Hochfeld," fing Herrmann mit furchtbarem Ernst an;

„wenige Worte! Gott gebe ihnen Kraft, bis in das Innerste deiner Seele zu dringen! . . . Ich habe Luisen gesprochen." Hochfeld stand bleich da. Herrmann wendete sich einen Augenblick ab, weil ihn das Erbleichen des Menschen, den er so innig geliebt hatte, erschütterte. Nach einer langen Pause wendete er sich wieder um, und sagte sanfter: „Luise kämpft mit der Verzweiflung. Hochfeld! wenn diese Frau, die du unglücklich machtest, wenn sie dich vergebens geliebt, vergebens gebeten hat, so laß die Thränen deines Freundes nicht vergebens fliessen! Zerbrich ihr Herz nicht! . . . Werde nicht so fürchterlich blaß! du ängstest mich. Noch ist nicht alles verloren; noch kannst du die Unglükliche retten, die du so unbarmherzig dem Elende hingabst."

Hochfeld wurde immer bleicher, und bebte immer stärker, ohne eine Sylbe zu antworten. Herrmann faßte seine Hand, und schüttelte sie. Nun hob Hochfeld den Blick, schlug ihn aber sogleich wieder zu Boden. Ach! . . . es ist zu spät! brachte er endlich in Absätzen hervor.

„Zu spät?" fragte Herrmann. „Zu spät? Du wolltest sie nicht retten?"

Ich kann nicht. Mein Vater . . . Ich habe gehorchen müssen. Ich bin verlobt. Beruhige sie, Lange; biete ihr, was du willst, so viel du willst! Nur . . .

„Nur nicht das, was allein sie retten kann? . . . Doch vielleicht weißt du nicht, was du thust. Luise ist schwanger; deine Untreue, deine unwürdige Betriegerei . . .“

Betriegerei? fuhr Hochfeld mit erkünstelter Hitze auf.

„O, guter Gott, laß mich nur nicht die Geduld verlieren!“ rief Herrmann. „Wohl denn, Hochfeld,“ fuhr er sanfter fort; „wie soll ich das nennen, was du thatest? Du bist Luisen untreu, der Luise, die nichts in der Welt liebte, als dich. Sie sieht sich verlassen von dem Menschen, dessen Geliebte, dessen Gattin sie zu seyn glaubte; verlassen in dem Zeitpunkte, wo nur die treuste Liebe ihre Blicke in die Zukunft erheitern könnte. Du hast sie verführt, hast ihr tausend Unwahrheiten gesagt: wie soll ich das nennen? . . . Luise, mit diesem trostlosen Schmerz in der Brust, mit diesem fürchterlichen Unglauben an Treue der Menschen, weil der sie verrieth, der sie lieben mußte; Luise, erst jezt mit Schande beladen, da der Geliebte ihres Herzens sie verläßt; Luise, die du aufgeopfert, der Verzweiflung hingegeben hast . . . Hochfeld, ich bebe! Was wirst du, wenn du hörst, daß man dein Weib, dein Kind in den Wellen gefunden hat?“

Nein, das wird sie nicht; nein, Lange, das wird sie nicht.

„Schreklicher Mensch! Ich habe sie gesehen, und sage dir: du wirst ihr Mörder! . . . Doch das bei Seite. Denn welch ein Mensch müßtest du seyn, wenn du nur deshalb gerecht wärest, weil du zitterst! . . . Hochfeld! ist die Tugend denn nichts mehr als ein glüklicher Erfolg? und das Laster nichts als ein Schmerz? — Hochfeld, du hast Luisen betrogen, verführt. Mit deiner Hand giebst du ihr nur Genugthuung, und deinem Gewissen nur den Anfang der Reue."

Lange, hast du selbst nicht den gebietenden Umständen nachgegeben? Hast du nicht selbst deinem Vater gehorcht?

„Hatte ich Emilien verführt? hatte ich sie betrogen? Ja, ich brachte dem häuslichen Frieden, dem Wunsche meiner Verwandten das grosse Opfer. Ich war ein ehrlicher Mann, als ich es brachte; du bist ein Bösewicht, wenn du es bringst."

Ein Bösewicht? sagte Hochfeld finster, und in Ungewißheit, ob er sich erhitzen sollte. Lange, du trotzest auf meine Freundschaft!

„Trotzen? auf deine Freundschaft? Nein, bei Gott! ich fange an mich ihrer zu schämen. Du willst, sehe ich wohl, dich erhitzen, um mich weg zu schaffen. Aber wag es, Hochfeld! Und wenn du es wagst, mich zum Schweigen zu brin-

gen, so betäube auch dein eigenes Herz! . . . Du hast Luisen geliebt, du liebst jezt deine Braut: das ist es. Nicht dein Vater, nicht gebietende Umstände; deine Sinnlichkeit, dein Herz ohne Tugend stürzen Luisen ins Grab. Hochfeld! und wenn nun das Grab Luisen bedekt, wenn nun die Rache jenseits des Lebens ewig unversöhnt vor dir da steht — sprich! welche Macht soll dein Herz gegen das Bild der ermordeten Luise bedecken?"

Hochfeld war erschüttert. Er sagte langsam: du weißt nicht, daß Luise selbst mir tausendmal ihre Einwilligung zu dem, was ich thun will, gegeben hat. Ich wollte, sie hätte dir das nicht verschwiegen.

Herrmann sah ihn verachtend an. „Luise würde mit Freude deine Hand küssen, wenn du ihr ein Messer in das trostlose Herz stiessest. Aber wäre das eine Entschuldigung für dich, wenn du es thätest? . . . Ich frage dich, Hochfeld: wirst du gegen Luisen gerecht seyn? Daß du sie diesen Augenblick heirathen sollst, verlange ich nicht. Dein Vater — sieh, Hochfeld, so weit hast du dich gebracht, daß ich dich daran erinnern muß! — Dein Vater hat nur noch Tage zu leben: das weiß ich von dem Arzte. Was hindert dich dann?"

Meine Verlobung mit . . .

„Schweig! Führe mich zu deiner Braut; ich will ihr deine Geschichte erzählen. Du sollst nur bestätigen, daß du Luisen liebst; und wenn du dann nicht frei bist, so will ich dich unglüklich nennen, nicht einen Bösewicht. Komm!"

Lange, du bist grausam! Ja, ich liebe die Dornau, liebe sie mit unsäglicher Gewalt. Luise soll glüklich werden; ich will mein Vermögen mit ihr theilen. Aber meine Braut kann ich nicht aufopfern; dieses treue Herz voll Liebe nicht.

„Aber jenes voll Liebe und voll Verzweiflung! . . . Hochfeld, das ist dein fester Entschluß, es komme, wie es komme?"

Ja, das ist er! O, rette mich, lieber Lange! rette Luisen! Ja, das ist mein fester Entschluß. Ich kann nicht anders.

Herrmann sah ihn starr an. „Elender, verächtlicher, armseliger Bösewicht!" sagte er mit kaltem, furchtbarem Ernst. — Hochfeld trat mit blizenden Augen einen Schritt näher, und sagte drohend: Lange! — „Drohest du?" fragte Herrmann kalt. „Aber sey ruhig. Meine Hand erhebe ich nicht gegen dich; denn das Grab muß dir von jezt an furchtbar seyn, nicht mir. Es ist vorbei. Unsre Freundschaft ist zerrissen. Ich kenne dich nicht mehr; von diesem Augenblicke an

nicht mehr. . . . Zittre! noch Einmal sollst du mich hier wiedersehen. Wenn Reue zu spät ist, wenn der Genius der Rache das Land der Reue, die Erde, verlassen hat, wenn Luise nicht mehr lebt: dann, Bösewicht, siehst du mich noch einmal hier wieder. Dann weißt du, was ich nicht sagen will; aber mein Blick soll siebenfältige Rache auf dein Leben herabstürzen, elender Mörder!"

Herrmann ging sogleich wieder zu Luisen, und fand sie in finsterem, kaltem, verzehrendem Gram auf ihrem Bette sitzen. Er zwang sich zu einer heitern Miene. Aber sie sagte, mit der Hand verneinend: machen Sie mir keine Hoffnung; ich bin von ihm betrogen, und will ihn nicht wieder sehen.

Herrmann nahm ihr nicht alle Hoffnung; doch er bestärkte sie in ihrem Entschlusse, fürs erste von ihm getrennt zu bleiben. Mit dem zärtlichsten Vertrauen bot er ihr jezt seine Freundschaft zum Ersaz der getäuschten Liebe, und es gelang ihm, einen Theil ihres Vertrauens zu gewinnen. Er lenkte ihre Gedanken von der dunkeln Seite ihres Schicksals ab, und lös'te ihr Herz wieder in Thränen auf. Jezt nahm er sie mitleidig an seine Brust, und vermischte seine Thränen mit den ihrigen. Dabei zog er ihre Gedanken von dem Verführer auf das Kind, das sie unter ihrem Herzen trug. Durch umständliche Beschreibungen, wie

er das Kind erziehen, wie er dessen Vater seyn wollte, brachte er die Muttergefühle schon jezt in Bewegung, um der Verzweiflung des gekränkten Herzens ein Gegengewicht zu geben. So hatte er sie etwas mehr beruhigt, als er sie spät am Abend verließ.

Kaum war er auf seinem Zimmer, so fand sich sein Vater bei ihm ein, und hob mit bedauerndem Achselzucken an: mein Sohn, es herrscht ein ganz eigner Unstern über dich. Ich bedauerte dich schon bei der unglüklichen Verbindung mit dem Fräulein von Roslau. Gewiß, das that ich; denn ich war gar nicht unempfindlich gegen deine Wünsche, und machte jezt schon Einleitungen, deine Mutter und deine Tante nach und nach zu der Idee hinzuführen, daß nur dir selbst die Wahl einer künftigen Gemahlin überlassen bleiben müßte. Das that ich, ob ich gleich dir nichts davon sagte; du weißt ja, ich rede nicht gern früher, als bis ich meiner Sache gewiß bin. Aber meine Bemühungen sind vereitelt, lieber Sohn; du mußt zum zweiten Male das Opfer bringen, das dir schon einmal so schwer wurde. Ich bedaure dich von ganzem Herzen.

Herrmann wurde bleich. „Nein, mein Vater," sagte er; „nichts in der Welt wird mich bewegen, mein ganzes Wesen wieder auf ein so gefährliches Spiel zu setzen. Ich habe heute ein zu schrekliches Beispiel gesehen, wie sehr . . ."

Wie gesagt, ich bedaure dich, Herrmann; allein, es ist nicht zu ändern. Ich habe mich gewehrt, so sehr, daß ich fürchte, ich bin schon über die Gränzlinie der Decenz hinausgegangen. Du wirst mir das, hoffe ich, anrechnen. Zulezt konnte ich nicht anders; ich mußte mein Wort geben, und die Verbindung ist geschlossen.

„Mein Vater!"

Du wirst selbst einsehen, wie ganz unmöglich jede Ausrede ist . . . Der Erbprinz, bei dem ich heute war, um wegen gewisser Kapitalien etwas mit ihm zu reguliren, weiß den unglüklichen Zufall mit dem Fräulein von Roslau. Er machte mir einige sehr angenehme Komplimente über dein Betragen gegen seinen Bruder. Ich möchte wohl genau wissen, wie du dich denn eigentlich benommen hast.

„Nun, mein Vater? der Erbprinz?"

Ja, er sagte ganz unerwartet: ich wünschte, lieber Kammerrath, Sie träten mir einmal das Vaterrecht über Ihren Sohn ab; dann wollte ich ihn nach meinem Sinne verheirathen. Ich erstaunte. In meiner grossen Verlegenheit stellte ich mich, als hielt' ich das für einen gnädigen Scherz, und suchte auszuweichen. Allein er ließ mich nicht los. Wenn Sie etwa, sagte er, schon

entschlossen sind, so komme ich bloß mit meinem Vorschlage zu spät.

„Und sein Vorschlag, mein Vater?"

Ich wollte entkommen, mein Sohn; ich antwortete mit Feinheit. Sieh, ich sagte . . .

„Der Vorschlag, mein Vater!

Nun, er ist sehr ehrenvoll. (Herrmann erblaßte wieder.) Zwar nicht von Famile.

„Der Nahme, Vater; der Nahme!"

Das Mädchen . . . Wie gesagt, er hielt mich fest, so oft ich auch ihm entschlupfen wollte — Das Mädchen, das er vorschlug . . . In der That sind die Aussichten gar nicht zu verwerfen.

„O, das Mädchen, das Mädchen! mein Vater, nur den Nahmen."

Es ist die Mamsell Lebrecht.

„O Gott! sagte Herrmann, und legte die Hand auf das heftig schlagende Herz. Er erblaßte, und mußte sich an einem Stuhle halten. —

Mein Sohn, Herrmann, begreife dich doch! Lieber Gott! Du siehst ja, daß ich nicht Nein sagen konnte. Ich bedaure deinen Unstern. Aber, was will man thun? Du mußt fallen, mein Sohn; so falle wenigstens mit Anstand, und

mache dir aus dem Opfer bei dem Prinzen einen Verdienst.

Herrmann hörte von dem Allen nicht ein Wort. Aber auf einmal sprang er auf, und rief: „ist es wahr? O ich Glüklicher! ist es kein Traum? O Emilie! geliebtes, theures Mädchen! so bist du mein! so bist du endlich mein! endlich!" — Sein Vater hatte sich während dieser Ausrufungen weggeschlichen, und jezt stürzten auf einmal Mutter, Tante, Geschwister, von dem Vater angeführt, in sein Zimmer. Alle flogen in die Arme des glücklichen Herrmanns. Jezt gaben ihm seine Eltern die Segnungen des zufriednen Herzens, und er fühlte in der schönsten Rührung, daß er diese Segnungen verdiente. Er freuete sich des Opfers, das er seinen Eltern gebracht hatte; denn nun lag er schuldlos und glücklich an ihrem zufriedenen Herzen. Alles vergaß er in diesem Augenblick: die unglükliche Vergangenheit, die dunkle Zukunft; sein entzüktes Herz wollte ihm die Brust zersprengen. Er mußte allein seyn, um sich in Ruhe zu freuen; dann suchte er seine Eltern wieder auf, um noch ruhiger zu werden. Doch bald fühlte er, daß sein Herz erst an Emiliens Brust, in dem stillen Genusse der Seligkeit, sich beruhigen würde. Die ganze Nacht hindurch schrieb er an Emilien, und zerriß jedes Blatt, auf das er geschrieben hatte.

Am folgenden Morgen befreiete ihn sein Vater von einer schmerzlichen Angst. Emilie mußte wissen, was vorging, und Herrmann konnte die Worte nicht finden, in denen er ihr davon Nachricht geben sollte. Er glaubte freilich mit Zuversicht, daß sie ihn liebe, und daß sie die Gefühle der Seligkeit mit ihm theilen werde; aber dennoch — so groß war in seinen Augen das Glück, die theure Emilie zu besitzen — dennoch hatte er nicht den Muth, ihr zu sagen, daß er hoffe, sie liebe ihn, und werde ihm ihre Hand nicht verweigern. Als er noch in dieser Unentschlossenheit war, kam sein Vater, und bat ihn, dem Erbprinzen, der Theil an seiner Zufriedenheit zu nehmen scheine, nun auch die Anwerbung um Emilien zu überlassen. Ich habe ihm, sagte der Kammerrath, schon deshalb geschrieben, und bitte dich, mein Sohn, deiner Geliebten nicht vor der Zeit etwas zu entdecken.

Der Erbprinz sprach Herrmanns Vater auf der Kammer, und sagte ihm: er möchte mit seiner Familie, besonders mit seinem ältesten Sohne, Nachmittags auf der Fasanerie seyn, ohne ihr die Verabredung anzuvertrauen. Eben so sagte er zu Herrn Lebrecht: er solle seine Tochter nach der Fasanerie bringen, und sie nicht wissen lassen, daß es auf seinen Befehl geschehe.

Lebrecht begriff den Prinzen nicht, und schüt-

telte den ganzen Vormittag den Kopf über den seltsamen Einfall; er schwieg indeß gegen seine Tochter, um sie nicht zu ängstigen. Der Kammerrath hingegen lächelte sehr wohlgefällig, und that sich nicht wenig auf ein Geheimniß, das er mit dem Prinzen hatte, zu Gute. Er fuhr zu der bestimmten Zeit auf die Fasanerie, und eine halbe Stunde später kam auch Lebrecht mit seiner Tochter. Herrmann sah seinen Vater an, der jezt recht liebevoll und triumphirend lächelte. Emilie erröthete, als sie Herrmannen erblickte, und Lebrecht fing an zu errathen.

Jezt flog eine fürstliche Equipage heran, und der Erbprinz stieg aus. „Sieh da, lieber Lebrecht! Und Sie, mein schönes Kind . . . Ist das Ihre Tochter?

Ja, Ew. Durchlaucht!

Jezt begreife ich! flisterte der Prinz ihm zu. Sie haben einen bösen Vater, mein liebes Kind, fuhr er zu Emilien, angenehm lächelnd, fort: einen recht bösen Vater! (Emilie blikte ihren Vater mit Zärtlichkeit an.) Darf ich wohl einmal Ihr Vater seyn? Dann würden Sie, glaube ich, mir noch einen schönern Blik zuwerfen. Darf ich? (Emilie machte eine Verbeugung.) Ich darf also? fuhr der Prinz schnell fort. Das ist mir lieb; denn ich möchte dieses schöne Gesicht wohl

einmal mit der Rosenfarbe der Liebe überzogen sehen. Wenn Sie nichts dagegen hätten, liebes Kind, so würde ich Ihre Hand einem braven jungen Manne schenken, der Sie schon lange heimlich liebt, den Sie aber vielleicht noch gar nicht gesehen haben. Darf ich ihn nennen? . . . Ist das nicht der Kammerrath Lange? fragte er jezt Lebrechten, und runzelte die Stirn ein wenig. Das ist mir sehr unlieb. Auf ein ander Mal also, Mademoiselle! Bedenken Sie Sich indessen. Es ist ein junger, lieber Mann, für den ich bei Ihnen ein gutes Wort reden will. Ich hoffte, hier sogleich alles richtig machen zu können. Aber nun . . . (Er warf einen finstern Blik auf Langen.) Sie sagen doch Ja, liebe Kleine? (Emilie war blaß geworden.) Nein, blaß sollen Sie nicht werden; erröthen sollen Sie. Nun? sagen Sie Ja? — „Ewr. Durchlaucht Gnade rührt mich," fing Emilie in einer sehr lieblichen Verwirrung an. — Gestehen Sie nur, kleine Heuchlerin, daß Sie Ausflüchte suchen. Aber ich sage Ihnen, Sie müssen, wenn anders mein Wort bei Ihnen etwas gilt. Sie müssen in der That. (Er faßte ihre zitternde Hand.) Hat der Legations-Sekretair Lange dort Papier bei sich, so sollen Sie hier auf der Stelle unterschreiben. . . . Herr Lange! . . . Ich will doch sehen, ob Sie nicht erröthen können! . . . Der ist es, den ich meine. Sagen Sie nun Ja? O, wie die Wange glüht! Hier, mein lieber Lange, sagte er zu Herrmann, der zitternd, mit star-

kem Herzklopfen herzu ging, ohne den funkelnden Blik vom Boden zu erheben: kommen Sie näher! Haben Sie keine Bitte an mich, oder an Mademoiselle Lebrecht? (Herrmann verbeugte sich tief; Emilie erröthete immer stärker.) Adjeu allerseits! rief der Prinz, und verschwand. Jezt sank Herrmann schweigend vor Emilien auf ein Knie, faßte ihre zitternde Hand, und benezte sie mit Thränen. „Darf ich es wagen," sagte er leise, „Ihnen den größten Wunsch meines Lebens zu entdecken?" (Emilie zitterte immer mehr.) „Der Wunsch meiner Verwandten," fuhr er sanft und gerührt fort, „berechtigt mich jezt; die Güte Ihres Vaters, und . . . Emilie!" Er beugte das Gesicht auf ihre Hand. Emilie schwieg, und über ihre Rosenwangen rollten die Thautropfen der glücklichen, stillen, jungfräulichen Liebe. Langsam hob er nun das Gesicht zu ihr auf. Sie wendete den seligen Blik nicht von ihm ab; ein sanftes Lächeln, von zärtlicher Wehmuth umschwebt, verkündigte ihm sein Glük, das die jungfräuliche Lippe nicht sagen konnte.

Dem Vater, der daneben stand, währte dieses stumme, hohe Gespräch zu lange. Ja, mein Lieber, sagte er freudig und treuherzig; Emilie liebt Sie. Jezt nahm Herrmann ihre zweite Hand, die sie ihm mit einem leisen Drucke reichte. „Emilie," sagte er; „ich liebe Sie unaussprechlich! . . . O, nur eine Thräne, nur ein Wort zum Zeichen,

daß ich hoffen darf!" Sie beugte sich tiefer zu ihm hin, als sollte er ihr Errôthen sehen, und sagte mit dem leisesten Tone, den nur er, doch kaum vernehmen konnte: mein Vater hat gesagt, was ich empfinde. — Du liebst ihn also, Milchen? fragte der Vater wieder, um doch zu etwas zu kommen. — Ich bin Ihre glükliche Tochter, antwortete sie, und sank an ihres Vaters Brust.

Jezt kam die Familie Lange. Emilie verneigte sich hoch errôthend, ohne Jemanden anzusehen. Herrmann bat seinen Vater mit Blicken um Schonung fůr die zarten Gefůhle seiner Geliebten. Der Kammerrath verstand ihn unrecht; er faßte Lebrechts Hand, winkte den Andern, und die Liebenden wurden allein gelassen. Herrmann bot Emilien den Arm; doch ehe sie nur einige Schritte gingen, hatten sich die Andern, auf das unablåssige Winken des Kammerraths, das Emilie zum Glůk nicht sah, schon zerstreuet, und Herrmann sah sich in dem schônsten Gebůsch mit Emilien allein. Sie weinte. „Meine Theure," sagte er sanft: „ich fůhle, wie sehr Sie ůberrascht sind; aber ich selbst wurde es. . . . Wollen Sie einige Minuten allein seyn?" — Er ließ ihren Arm fahren. Sie reichte ihm die Hand, schlug die Augen zu ihm auf, und sagte: Sie haben meinen Wunsch errathen; ja, ich môchte allein seyn, um zu fůhlen, wie glůklich ich bin.

„Sind Sie glüklich, geliebte Emilie?" fragte er mit wehmüthiger Heftigkeit. Sie faßte seine Hand, und drükte sie sanft. Jezt wallte das Entzücken der höchsten Liebe in seiner Seele auf. Er sah sie lächelnd, mit glühenden Augen an, warf den zitternden Arm um ihren Leib, zog die Bebende an sich, und versank in ein Meer von unaussprechlicher Wonne, als er ihr Herz an dem seinigen klopfen fühlte. Nur seine Wange berührte die ihrige, die von dem schönsten Feuer glühete, nicht sein Mund. Sie erröthete, und Herrmann küßte ihre Hand. Jezt gingen sie zusammen, und dachten nicht daran, einander zu verlassen; aber doch war ihr Gespräch ängstlich und abgebrochen. Keiner erwähnte der Vergangenheit, obgleich Beide fühlten, daß sie einander darüber gegenseitige Erklärungen schuldig waren.

Endlich kam Herrmanns Schwester ihnen nach, und sagte: darf ich die Erste seyn, die sich und Ihnen Glük wünscht? Emilie erröthete nur, warf sich an Julchens Brust, und weinte an ihrer Wange schöne Thränen. Meine liebe Schwester! sagte Julchen gerührt. O, wie freue ich mich, daß mein Bruder endlich noch so glüklich wird! — Und bin ich es denn nicht auch? sagte Emilie. — Ist es so? fragte Julchen unbescheiden: lieben Sie meinen Bruder? sind Sie gern meine Schwester? — Meine Schwester! sagte Emilie leise, als sollte Herrmann die Worte nicht

hören. — Nun, so kommen Sie! sagte Julchen; meine Eltern wünschen, der neuen Tochter ihren Segen zu geben.

Beide Mädchen gingen; Herrmann blieb zurük, und Emilie dankte ihm dafür. Auch ihm war wohl, daß er allein seyn konnte. Jezt athmete er freier, und empfand sein Glük noch tiefer. Er hatte Julchen fast beneidet, daß sie Emilien „Schwester" nennen konnte. Dieser Nahme klang seinem Ohre so lieblich; er bezeichnete die Verbindung, in die er mit Emilien kommen sollte, und die er noch nicht näher zu denken wagte. So genoß er in seinen immer steigenden Gefühlen; und erst, als man ihn mehrere Male gerufen hatte, ging er zu der Gesellschaft. Auf solche Art ersparte er Emilien und sich die Angst, Zeuge von einer Scene zu seyn, welche die zarte Empfindung des edlen Mädchens beleidigen konnte.

Emilien war ängstlich, als Julchen sie zu den Eltern führte. Die Mutter kam ihr entgegen, und drükte sie an ihr Herz. Dann umarmte sie der Kammerrath, und hielt ihr eine lange Rede voll Artigkeiten und feiner Anspielungen. Als er schwieg, sank sie an die Brust der Frau von Anfurth. Erst, als sie sich in ihres Vaters Arme legte, der vor Rührung nicht ein Wort sagen konnte, fing sie an, wieder freier zu athmen. Jezt kam Herrmann, und es wurde aufs neue Glük ge=

wünscht, Emilie mußte sogar die Wörter: „Braut, Schwiegertochter, künftige Frau" hören, und man würde sogleich auf eine feierliche Verlobung gedrungen haben, wenn nicht die flehenden Blicke, die Herrmann seinem Vater zuwarf, es noch verhindert hätten. Nach und nach gewöhnte sich Emilie mehr an die vertraulichern Beziehungen auf die Zukunft, ob sie gleich noch jedes Mal dabei erröthete. Gegen Abend bot ihr Herrmann den Arm zu einem Spaziergange, um sie dem Witze seines Bruders zu entziehen, der ihr Erröthen bemerkt, und dadurch Lust bekommen hatte, sie öfter erröthen zu lassen. O, sagte Emilie, als sie mit ihm allein war; Sie sind doch immer mein Retter! Beide überdachten schweigend, wie wenig gefehlt hatte, sie auf immer unglüklich zu machen. „O, meine Emilie!" sagte Herrmann: „ich stand so nahe an dem Abgrunde eines ewigen Elendes; und jezt! jezt, diese unaussprechliche Seligkeit!" Er breitete die Arme aus; Emilie sank hinein. „Mein Geliebter!" sagte sie in dem ersten heissen Kusse der beglükten Liebe; und nun war sie ganz die Seine. Jezt öffnete das Vertrauen Beider Herzen. Sie sagten sich, was sie um und für einander gelitten hatten, und riefen dann mit dankbarem Entzücken: so war ich geliebt! so zärtlich, so heiß! — O nun ewig, ewig meine Emilie! meine Geliebte, meine Gattin! sagte Herrmann; und Emilie zitterte nicht mehr bei diesem Worte: sie drükte ihn fester an das zärtliche Herz, das ihre Brust belebte.

So wurde ein Bösewicht, Rolfs, der Herrmannen verderben wollte, der Schöpfer seiner Entzückungen; die Hand, die sich ausstrekte, ihn zu stürzen, gab ihm den heiligsten Lohn der Tugend: das Herz, das er liebte! Herrmann war glüklich, und die Opfer, die er der Tugend gebracht hatte, ertheilten seinem Glücke himmlischen Reiz, in dem Gefühle, es verdient zu haben.

Bei der Rükkehr nach der Stadt fuhr er mit Emilien in demselben Wagen, und begleitete sie bis an ihre Thür. Base Elisabeth empfing sie mürrisch; aber Emilie warf sich ihr in die Arme, und rief: hier, meine beste Base, haben Sie Ihre glükliche Emilie wieder. Ja, Sie hatten Recht! Ewig werde ich Sie dafür lieben und ehren, daß Sie mir immer Hoffnungen gaben. Ich bin mit Langen verlobt, liebe Base.

Ist das wahr, Milchen? fragte die Base, vor Freuden zitternd. Ist das wahr? Nun, so sey Gott gepriesen! Siehst du, Kind? siehst du Herzens-Milchen?

Was Gott gefällt, mein frommes Kind,
Nimm fröhlich an' stürmt gleich der Wind.

Aber so erzähle doch.

Emilie erzählte, und der Vater bestätigte, was sie sagte. Als Base Elisabeth endlich auch die al-

lerkleinsten Umstände genau erforscht hatte, sang sie aus vollen Kräften, und mit dankbaren Thränen das ganze Lied: „Du meine Seele singe!“ Gegen das Ende eilte sie; mit dem lezten Worte nahm sie das Licht, und sagte: nun, Gott gebe mir Stärke, Milchen! Ich will noch diesen Abend an dein Brautbett. Da hab' ich die schöne gewürfelte Leinwand; aber jezt soll alles weiß seyn. Folge du meinem Rathe, Milchen, und schlaf mit deinem Manne auf bunter Leinwand; du sparst die halbe Wäsche.

Die arme Emilie wußte nicht, wohin sie die Augen wenden sollte; aber die Base war nicht aufzuhalten: sie störte noch die halbe Nacht in Kisten und Kasten, sang dabei alle Loblieder, die sie wußte, nach der Reihe, und kam jede Viertelstunde in Emiliens Zimmer. Emilie drükte, ohne zu schlafen, die Augen fest zu, und die Base sagte: Gott behüte das gute Kind! Schlaf du, Milchen; ich will für dich wachen.

Am folgenden Morgen ging eben der Lärmen aufs neue an. In den Zwischenzeiten, wenn Base Elisabeth sich vor Müdigkeit sezte, berechnete sie schon die Anzahl der Hochzeitsgäste, maß das Eßzimmer aus, und bat Emilien, doch ja bei der Trauung singen zu lassen. Ist es nicht ordentlich, sagte sie, als ob man sich des lieben Gottes schämte bei einer Heirath, wo man ihn doch nöthiger hat,

als jemals? — Von der Hochzeit kam sie auf die Taufe, und ließ so die arme Emilie, die Einmal über das andre erröthete, durch alle Grade ihrer Folter gehen.

Emilie dachte mit Aengstlichkeit daran, daß Herrmann sie besuchen könnte, weil sie Elisabeths Unbescheidenheit fürchtete. Er kam wirklich. Zuerst ging Alles gut; aber bald war die Base bei dem, was ihr besonders am Herzen lag: Emiliens Ausstattung. Herrmann, der Emilien erröthen sah, wollte das Gespräch ablenken; allein vergebens. Ei, sagte Elisabeth; davon muß gesprochen werden, Milchen: denn so geht es zu in der Welt, und es ist gut, daß es so zugeht. — „Hm!" sagte Herrmann; „das möchte ich doch nicht sagen. Denn wahrhaftig, Base Elisabeth, es ist eine eigene Sache um die Weltgeschichte. Nehmen Sie, welche Epoche Sie wollen; man kann sie nicht ohne Ekel lesen. Geben Sie dem ärgsten Dummkopf die Weltgeschichte in die Hand; er wird, er muß fühlen, daß er konsequenter denken und handeln würde, als so Manche, die für grosse Köpfe gelten. Und wenn ein Cartouche die Weltgeschichte liest, so muß er denken: ich bin doch noch ein ehrlicher Kerl gegen manchen dieser Herren. Sie sagen, es ginge so gut zu? Nein, da haben Sie Unrecht."

Aber mein Gott, wer spricht denn von Car-

touche und von Herren! sagte Elisabeth unwillig, und wollte fortfahren.

Gut denn, daß Sie das zugeben! Aber auch die Minister. Nehmen Sie den Kardinal Dübois. Er war eine Stütze der Kirche, und hat Frankreich lange regiert; gegen den ist Cartouche ein ehrlicher Mann, dem man unbedenklich die Erde zu regieren geben könnte, weil sie mit ihm besser daran seyn würde, als mit diesem Kardinal. Andere Leute klagen über das viele Unglük auf der Erde; ich nicht, wahrhaftig nicht. Weit weniger begreife ich, wie noch alles so ziemlich abgeht. Man sollte denken, unter dem Orleans und diesem Kardinal könnte kein ganzes Stük an Frankreich bleiben; aber am Ende sieht man mit Verwunderung, daß die Erde aus allen Teufeleien noch so ziemlich gut davon kommt, und die Menschheit dazu. Ich bin schon oft auf den Gedanken gerathen, die Vorsehung lasse ganze Länder von solchen Leuten, wie dieser Kardinal war, regieren, um uns den Glauben an sich in die Hände zu geben. Man könnte die Weltgeschichte recht gut Annalen der Tollhäusler, der Menschen, und der Güte Gottes nennen; nur müßte man kein besoldeter Historiograph seyn.

Aber, davon habe ich ja kein Wort gesagt; ich rede ja von Milchens Brautbett, und frage, ob es nicht besser wäre . . .

„Freilich wäre es besser, man redete von andren Dingen, als von der Weltgeschichte. Denn ich frage Sie noch einmal: was ist daran des Redens werth? Nichts, Sie mögen auch sagen, was Sie wollen. Wenn der Sohn des grossen Condé, der sich einbildete, ein Hund zu seyn, und in diesem Anfalle wie ein Hund bellte, durch Ludwigs Majestät so imponirt wurde, daß er in sein Schnupftuch oder zum Fenster hinaus bellte, so oft ihm in des Königs Gegenwart seine tolle Stunde ankam; so beweis't das nichts gegen meinen Saz. Denn, daß dieser Mensch, den wir einsperren würden, dort zum Hofe gezählt wurde, lehrt eben, daß dazu nicht immer Verstand gehört. Sie sehen also, man kann von Allem auf der Erde reden, und wird immer so viel Kluges darüber sagen können, als über irgend einen Zeitpunkt in der Weltgeschichte." Elisabeth, die den Redner verschiedene Male vergebens zu unterbrechen gesucht hatte, stand endlich auf, und ging sehr unwillig aus dem Zimmer.

Herrmann kam nun alle Tage zu Emilien und behandelte die Base immer mit Güte und Menschlichkeit. Er fand ihre Fehler bei weitem nicht so groß, wie andere Menschen, weil er Gefühl für den guten Grund ihres Charakters hatte. Elisabeth merkte das sehr wohl, und fing an, ihn beinahe eben so lieb zu gewinnen, als Emilien, ob sie gleich sich alle Tage wenigstens dreimal über

ihn ärgern mußte: denn sobald sie Emilien ängstete, quälte er sie mit einer langen Rede aus der Logik, Jurisprudenz, Medicin u. s. w. Beide nahmen endlich die Gewohnheit an — er, in solchen Fällen eine Rede zu halten; sie, das Gespräch, welches sie gern führen wollte, so bald er anfing, abzubrechen.

Kaum aber hatte das ein Paar Tage so gedauert, als die Base Elisabeth auf einmal sehr unruhig wurde. Sie ging im Hause umher, und sang von „List und Rotten, Betrug und geheimen Sünden.“ Daß es auf Emilien Beziehung haben sollte, sah diese sehr wohl; denn Elisabeth hatte bei den nachdrüklichsten Stellen in ihren Gesängen immer nur sie in den Augen. Emilie fragte nicht, obgleich die Gesänge sie ein wenig beunruhigten. Nun ging Elisabeth weiter; sie seufzte, wenn sie Emilien ansah, nannte sie: armes Kind, sprach von Gottes Schickung, von den bösen Menschen, kurz, schien sie auf einen schreklichen Schlag vorbereiten zu wollen. Emile kümmerte sich nicht darum; denn Herrmann war ja heiter und glüklich. Endlich wendete sich Base Elisabeth mit ihren Waffen gegen Herrmann selbst; sie sprach von gottesvergessenen Menschen, welche ihre Sünden verbergen zu können glaubten, und doch am Ende mit Schande bestehen müßten. Herrmann hielt darüber bald ernsthafte, bald lustige Reden, weil sie nicht aufhörte, ihn auf solche Art zu unterhal-

ten. Dabei ging Elisabeth jezt oft, gegen ihre Gewohnheit; ohne Emilien aus, sagte nicht wohin, und kam jedes Mal mit einem ängstlichen Gesichte wieder. Emilie fragte noch nicht; als aber Elisabeths Verse immer stärker, ihre Unruhe immer quälender wurde, und als sie, wenn sie unbeobachtet zu seyn glaubte, die Hände rang: da fragte Emilie wirklich mit Aengstlichkeit.

Ach, ich wollte, daß ich nichts wüßte, Milchen; und es wäre dir wohl besser, daß du nichts erführest. Aber

Aus des Herzens Brünnlein quillet
Lauter angeborner Wust;
Mark und Adern sind erfüllet
Durch das Gift der bösen Lust.

Du armes, gutes, treues Kind! wie willst du mit deinem Taubenherzen in der Welt voll Schlangen fertig werden! . . . Ich wollte es nicht glauben, Emilie; aber der Glaube ist mir in die Hände gekommen, möchte ich sagen. Nein, länger kann ich nicht schweigen; vielleicht verhindere ich ein Unglück. Dein Bräutigam, Milchen, Herr von Lange — Gott weiß, mein Herz spricht noch immer für ihn; aber — er ist dir nicht getreu.

Nun war der Stein von Emiliens Herzen herunter. Sie lächelte, und sah die Base mit den zutrauensvollen Taubenaugen an. Elisabeth fuhr

fort: er hat eines Abends, gerade heute vor acht Tagen, ein bildschönes Frauenzimmer auf den Weinberg gebracht, wo wir ehedem zuweilen hingingen, und es da bei der Frau Albrecht eingemiethet. Ich weiß nicht, Milchen, ob du wohl oben in der kleinen Eckstube gewesen bist. Da wohnt die Person; und Herr von Lange besucht sie alle Tage, die Gott werden läßt. — Emilie lächelte noch immer; das fing an, die Base zu verdriessen. O ja, fuhr sie fort; das könnte er wohl: dabei ist nichts Böses. Aber, daß er sie umarmt, daß er sie seine geliebte Luise nennt, daß er sagt, nie soll dich mein Herz fahren lassen, meine Luise; daß er sagt, die Heirath mit dir wäre ein Schurkenstreich, aber nothwendig; daß die Person schwanger ist, und ihre Niederkunft da erwarten soll . . . sieh, Milchen, das alles wollte ich erst nicht glauben, als die Frau Albrecht es mir erzählte; aber ich habe es selbst gesehen und gehört.

Emilie wurde ein wenig unruhig; doch ein Verdacht gegen den Geliebten kam nicht in ihre Seele. Die Base redete, übertrieb, versicherte, schwor und weinte indeß so lange, bis endlich doch ein kleines Mißtrauen in Emiliens Brust schlüpfte, das aber sogleich verschwand, als Herrmann zu ihr kam, und sie nur einen Blick in sein offnes Auge geworfen hatte. Kaum war fort, so hob Base Elisabeth wieder an, ihr Gift in Emi-

liens Seele zu giessen. Sie erzählte Unterredungen, die sie Wort für Wort zwischen Herrmann und Luisen gehört haben wollte, und deren Wahrheit sie sich erbot vor Gottes Richterstuhle zu beschwören. Die Unterredungen waren wirklich gehalten; nur hing die Base immer an ihrer einmal gefaßten Meinung, verstand, was von Hochfeld gesagt wurde, von Herrmann, merkte gar nicht auf Aeusserungen, durch sie hätte aus ihrem Irrthume kommen müssen, und ärgerte sich über Emilien, das einfältige Mädchen, das von dem Allen nicht ein Wort glauben wollte.

Der Base Elisabeth lag jezt noch mehr daran, die ungläubige Emilie zu überzeugen, daß sie Recht hatte, als an der Sache selbst. Sie führte daher eines Morgens die Frau von Albrecht auf Emiliens Zimmer, und sagte: hier ist die Frau Albrecht selbst, Milchen; nun sollst du hören. Emilie erröthete. Die Frau hob schon an zu reden; Emilie unterbrach sie aber, erkundigte sich nach ihren Kindern und fragte, ob die Witterung eine gute Weinlese verspräche. — Seh einer! wie listig! dachte Elisabeth. Emilie leitete die Frau auf die Krankheit, woran ihr seliger Mann gestorstorben war, und ließ sich recht in der Ordnung die Geschichte jedes Tages, nebenher auch die Geschichte ihrer Verheirathung, geben. Base Elisabeth hörte geduldig zu; da aber Emilie noch immer etwas zu fragen hatte, und da Frau Albrecht,

weil es spät wurde, schon mit dem Stuhle rükte: so brach sie endlich los. Und die Person, die Sie im Hause haben, Frau Albrecht?

„Nun leben Sie wohl, Frau Albrecht," sagte Emilie freundlich, und ging aus dem Zimmer. Die andern Beiden sahen sich erstaunt an; aber — Emilie war fort, und die Frau Albrecht mußte gehen. Die Base war jezt wirklich böse, und wunderte sich nicht wenig, als Emilie nachher sehr ernst zu ihr sagte: „wie es scheint, weiß die Frau Albrecht, daß ich Langens Braut bin. Sagen Sie ihr denn ja, Base, daß ich ihr jedes unbescheidene Wort sehr übel nehmen würde. Haben Sie denn wirklich geglaubt, daß ich die Achtung für mich selbst und für Langen, meinen Bräutigam, weit genug vergessen könnte, um ein solches Gespräch zu führen? Ich bitte Sie, Base Elisabeth, lassen Sie mich die Liebe, die Sie für mich haben, nicht so theuer bezahlen."

Elisabeth erröthete, halb vor Beschämung, halb vor Unwillen. Sie brummte etwas von Hochmuth und Stolz, ging hinaus, und sang, aber nur eine Melodie ohne Text, weil in ihrem ganzen Vorrathe nicht Ein Vers war, der auf diese Gelegenheit paßte. Von jezt an schwieg sie; doch gab sie den Plan nicht auf, Emilien zu überzeugen. Ein Paar Tage nachher bat sie Emilien, einen Spaziergang mit ihr zu machen. Emilie

merkte an ihrer Art zu bitten, daß es nach dem Weinberge gehen sollte; aber ihr Wunsch, die Unbekannte, derentwegen sie in der That einige Besorgniß hatte, einmal zu sehen, siegte über alle Bedenklichkeiten, und sie willigte ein, troz dem ängstigenden Gefühl von Unrecht in ihrem Herzen. Die Base führte sie auf Umwegen dem Weinberge immer näher, und Beide gingen schweigend hinauf. Emilie bebte, als sie in einer Laube ein junges Frauenzimmer mit einem sehr angenehmen Gesichte erblikte. Luise (sie war es) stund auf; aber die Base bat sie in dem Tone einer Bekannten, zu bleiben, und ließ dann Emilien mit ihr allein. Emilie betrachtete das schöne Gesicht, in das der Gram nur seine sanftesten Züge gezeichnet hatte, und ihr Herz wurde doch ein wenig unruhig. Sie blikte heimlich auf die Gestalt, und die Versicherung der Base, daß Luise schwanger sey, schien ihr gegründet. Sie wohnen hier, wie ich höre? fragte Emilie sanft. Luise antwortete leise und mit einem Seufzer: ja. Nun war das Gespräch abgebrochen. Luise fing wieder an von der schönen Gegend zu sprechen, und von der Einsamkeit, in der sie lebte. Mit pochendem Herzen und niedergeschlagenen Augen fragte Emilie: „Sie haben hier gar keine Bekannte?" — Der einzige, erwiederte Luise seufzend, ist Herr von Lange. Emilie brach das Gespräch wieder ab. Als die Base kam, ging sie ihr entgegen, und war auf keine Weise wieder in die Laube zurük-

zubringen, wo Base Elisabeth jezt ein Examen mit Luisen anfangen wollte.

Nun, so komm, sagte Elisabeth, und führte Emilien in das Haus. Emilie saß schweigend, in unruhige Gedanken versunken, am Fenster. Jezt stekte die Frau Albrecht den Kopf durch die Thür, um der Base einen Wink zu geben. Elisabeth trat an das Fenster, und sagte seufzend: nun sieh, Milchen! sieh selbst! — Da gieng Lange, und Luise hatte sich in seinen Arm gehängt. Er sprach eifrig mit ihr, faßte ihre Hände, und schien sie zärtlich zu drücken. Emilien trat eine Thräne in das blaue Auge. Welch ein Weltkind, Milchen! sagte Elisabeth. — „Weltkind?" erwiederte Emilie. „Liebe Base, welch ein Teufel müßte er seyn, wenn er dieses schöne Mädchen, diesen Engel, so betriegen könnte? und wenn er mich, zu gleicher Zeit mit dieser Unglüklichen betriegen wollte! . . . Nein," sagte sie, jezt lächelnd, heiter, voll Zuversicht, und stand vom Fenster auf: „ich bin sehr glüklich, liebste Base. Um der milden Güte, des zarten Mitleidens willen, das er dieser Unglüklichen erzeigt, liebe ihn noch mehr." Ihr Glaube wurde immer fester, ihre Brust immer freier. In diesem heitern Glauben öffnete sie das Fenster, und warf dem Geliebten, als er gegen das Haus her kam, einen lächelnden Blik zu. Herrmann bemerkte sie, und sein Gesicht wurde wie verklärt. Er eilte, mit

Luisen an der Hand, an das Haus hinan. — „Sie sind hier, Emilie?” rief er ihr zu; „und das weiß ich nicht?”

Emilie eilte hinunter, und die Base folgte ihr mit seltsamen Empfindungen langsam nach. Herrmann küßte Emilien die Hand, und stellte dann die Frauenzimmer einander vor. Von Luisen sagte er: „meine älteste Freundin, die ich sehr liebe.” Emilie blikte ihm mit dem frohen Ausdrucke der Freundschaft in die Augen, und sagte dann: 'auch mir sind Sie schon werth, und ich hoffe, mir Ihre Freundschaft zu erwerben. Elisabeth schüttelte noch ungläubig den Kopf; sie wollte wissen, woran sie war. Als Herrmann sagte: „das, Luise, ist Mamsell Lebrecht, eine theure Freundin von mir;” da sezte Elisabeth, mit einem spähenden Blik auf Luisen, hinzu: die Braut des Herrn von Lange. Bei diesen Worten zeigte sich ein Zug von Schmerz in Luisens Gesichte, und Herrmann schien in Verlegenheit zu gerathen. Elisabeth hätte gern gesungen:

Aber wache doch von Sünden
Einmal auf, du sichrer Geist;

sie ließ es aber bei einigen Verzerrungen des Mundes bewenden. — Emiliens Herz pochte stärker; allein dennoch schloß sie Luisen fest und freudig an ihr Herz, als wollte sie den neuen Zweifel zerdrücken. — Also seine Braut? sagte Luise, und

be-

benezte Emiliens Gesicht mit Thränen. Und das verschwiegen Sie mir, lieber Lange? fragte sie zärtlich. O, glauben Sie denn, daß ich mich gar nicht mehr freuen kann, auch über Ihr Glük nicht? — „Ja, liebe Luise," sagte Herrmann; „ich verschwieg Ihnen, wie glüklich ich bin. Aber jezt bitte ich Sie, die Freundschaft meiner Braut anzunehmen." Luise drükte Emilien mit inniger Zärtlichkeit an ihre Brust, und sagte: glükliches Mädchen, das den Schmerz nicht kennt, betrogen, verrathen, verlassen zu seyn! . . . O, verdanken Sie mit Liebe, mit Treue diesem edlen Manne die Freundschaft, die ich ihm nicht verdanken kann! . . . Lieber Lange, der Anblik Ihres Glüks erheitert mich. Ach, hören Sie nie auf, Ihre Braut zu lieben. Nein, sie muß nie den Schmerz kennen lernen, der eine Verlassene foltert. Jener Bösewicht, jener Elende . . . — Herrmann unterbrach sie zum grossen Verdrusse der Base, die so gern mehr von dem Bösewicht gewußt hätte. Emilie, welche nun ihren leisen Zweifel in feste Ueberzeugung von einer neuen Tugend ihres Herrmanns verwandelt sah, schloß sich mit zärtlicher Begeisterung an die unglükliche Luise, und ging mit ihr. Herrmannen überließ sie die Base Elisabeth, welche nun mit einer ihr ungewöhnlichen Feinheit Versuche machte, ihn über Luisens Schiksale auszufragen.

Herrmann fing wirklich sogleich die Erzählung

an, und bemühete sich, ihr recht deutlich zu zeigen, wie alles gekommen sey. Zum Eingange machte er eine Bemerkung über die ungeheure Bosheit der Menschen, und über das unbegreifliche Unglük, das zuweilen jemanden verfolge. Die Base erwartete nun mit Begierde, was kommen würde; er hielt ihr aber eine lange Rede darüber, daß diese Bemerkung nicht wahr sey. Unglüklicher Weise widersprach sie ihm, als er sagte: „ein Blutgeschwür an einem Finger sey nicht weniger, als die sämmtlichen Geschwüre des armen Lazarus;" denn nun mußte sie sich in den Beweis seines Satzes ergeben, so sehr sie ihm auch versicherte, daß sie ja alles glaube. „Ich weiß leider, Base Elisabeth," sagte er, „daß Sie, wenn ich heute die geringste Kleinigkeit unerörtert lasse, morgen wieder dasselbe behaupten, und daß ich dann nur leere Aehren gedroschen habe." Er hob seinen Beweis an, verlor sich in alle fünf Welttheile, machte Reflexionen über die Grammatik, über alle Wissenschaften, zeichnete ihr, um nichts übrig zu lassen, Figuren in den Sand, und wollte ihr in der Kürze einen Begriff von der Buchstabenrechnung beibringen. Sie hielt in ihrer peinlichen Lage aus, und gab ihm in allem Recht, um nur etwas von Luisen zu hören. Herrmann fing endlich auch an: „ich lernte Luisens Vater vor mehreren Jahren kennen. Er war Prediger, ein Mann, der von der Theologie ganz eigene Meinungen hatte,

und von dem man sagen könnte, er sey der christlichste Ketzer auf der Erde gewesen."

Mein Gott! ein christlicher Ketzer? fuhr Base Elisabeth unvorsichtig heraus. Wie reimt sich das?

„Daran zweifeln Sie, Base?"

Nein, nein, nicht im mindesten. Fahren Sie nur fort, werthester Herr Vetter! — Allein das war vergebens gesprochen. Herrmann führte ihr sogleich einige Ketzer vor, und sezte hinzu: „morgen will ich Ihnen den Arnold mitbringen, der sie alle in Reihe und Glied geordnet hat." Die Base wollte das Christenthum gegen diese Gottlosigkeit in Schuz nehmen; nun ging es ihr aber noch übler: Herrmann war kaum erst von den Patropassianern weg, als Emilie und Luise schon zurükkamen. Jezt wollte Elisabeth ihre Rache nehmen; sie erklärte Herrmannen gerade zu, daß sie von Allem, was er gesagt habe, auch nicht das Mindeste glaube. — „Nun," erwiederte er ernsthaft; „so muß ich noch einmal von vorn anfangen." Sie hielt sich die Ohren zu, und nahm so von Luisen Abschiede. Herrmann mit ihr; sie wünschte ihn aber weit weg, um mit Emilien allein zu seyn, und von ihr etwas zu erfahren. Doch auch diese Hoffnung war vergeblich, obgleich Emilie Wort für Wort erzählte, was sie mit Luisen gesprochen hatte.

Aber, mein Gott! rief Elisabeth: was soll doch das alles? Konntest du dafür nicht fragen: wer ist denn der Bösewicht, der Sie hat sitzen lassen?

„O Base, das hätte ich um kein Königreich gefragt. Hat sie denn nicht ohnedies schon Kummer genug Das war mir nicht möglich.

Und ich wüßte es doch so gern! seufzte die Base: aus christlichem Mitleiden mit der armen jungen Person, nicht aus Neugierde. Denn wenn man alles recht genau weiß, so kann man besser trösten. Nun, wir werden sie ja öfter sehen. Und dir muß es Lange wohl sagen, ob ich ihm gleich kein Wort wieder darum gönnen werde. — Wirklich hatte Herrmann durch seine Manier die Base dahin gebracht, daß sie gegen ihn bescheidener war, als gegen jeden Andern. Sie fragte ihn nicht wieder; aber sie lag Emilien deshalb an. Und wenn nicht eher, sagte sie, so doch am Verlobungstage, Milchen; an einem solchen Tage sagt der Bräutigam Alles. — Aber es kamen wichtigere Ereignisse; und über die vergaß die Base zu fragen: wer hat Luisen verlassen?

Der Kammerrath wünschte, daß die feierliche Verlobung seines Sohnes mit Emilien in Kurzem seyn möchte; denn der alte Fürst wurde immer schwächer, und Lebrecht, der das ganze Ver-

trauen des Erbprinzen hatte, sah sich schon mit einem kleinen Hofe umgeben. Nicht lange vor dem bereits angesezten Tage, eben als Herrmann und Lebrecht mit dem Erbprinzen im Kabinette arbeiteten, wurde dieser bleich, und lehnte sich hinten über; der Schlag traf ihn, in Herrmanns und Lebrechts Armen. Die Aerzte zukten die Achseln; die ganze Stadt war voll Unruhe, und bei Hofe Alles in der äussersten Verlegenheit, weil man nicht wußte, ob man sich nicht sogleich an den Prinzen Moritz drängen sollte, da der Erbprinz nur zwei Töchter hatte. Die Klügsten wurden selbst krank, um sich nicht zu kompromittiren. Die Freunde des Prinzen Moritz harrten in ängstlicher Unruhe. Man empfahl sich ihnen schon, ob sie es gleich noch nicht wagten, die Huldigungen anzunehmen.

Mit dem Erbprinzen wurde es mißlicher, und die Aerzte gaben schon alle Hoffnung auf. Jezt rollten Equipagen in Strassen, wo man vorher nie eine gesehen hatte. Die alten Assambleen waren leer; nur einige Hofleute gingen in den öden Sälen unruhig und mit Achselzucken auf und nieder, trosteten einander damit, daß es die Aerzte oft schlimmer machten, um desto mehr Ruhm zu ernten, und erzählten viele Beispiele von Apoplexieen, die nicht tödtlich gewesen wären.

Der Kammerrath Lange war übler daran als

jeder andre; er hatte dem Erbprinzen grosse Summen, zum Theil nicht einmal aus eigenem Vermögen, vorgeschossen, und die Verschreibungen waren alle so eingerichtet, als ob sein Schuldner ewig leben würde. Ich bin ein Bettler, wenn er stirbt, klagte der Kammerrath; und mein Sohn, ach, mein Sohn Herrmann, ruinirt mich vollends! Hat nicht der Unglüksvogel den Prinzen Moriz bei dem Fräulein von Roslau angetroffen? Ach, und die Anfurth! und meine Frau! sie nehmen mir das Leben; denn die haben es unter die Leute gebracht. Es ist vorbei! rein vorbei! Und nun gar die Verbindung mit Lebrecht, der die Schulden des Prinzen Moriz arrangiren mußte! Ich sagte es gleich, daß er zu strenge verfuhr. Ach, wenn Se. Durchlaucht nur wüßten, daß ich so sagte! . . . Diese Heirath giebt unserm Glücke den lezten Stoß. Der Prinz kann den groben Lebrecht nicht leiden; und wir müssen das Unglük haben, mit dem Manne in Verbindung zu kommen! So jammerte der Kammerrath, und sein ganzes Haus jammerte mit ihm; nur der Lieutenant nicht, der jezt anfing, unter des Prinzen Gesellschaftern zu glänzen. Bei diesen traurigen Umständen wurde die Verlobung ausgesezt, so sehr auch Herrmann darauf drang, daß es bei dem einmal bestimmten Tage bleiben sollte. Der Kammerrath hatte jezt alle Feinheit vergessen, und sagte Herrmannen mit dürren Worten: er wolle

sich lieber ermorden lassen, als seine Einwilligung zu einem solchen Unglücke geben.

Jezt erholte sich der Erbprinz, und die Aerzte gaben die beste Hoffnung. Sogleich rollten die Wagen aufs neue die gewohnten Wege, und die Kutscher erholten sich wieder von der Verwirrung. Der Kammerrath, dem ein Arzt gesagt hatte, daß es sich in ein und zwanzig Tagen mit dem Kranken entschieden haben müsse, sezte die Verlobung nach ein und zwanzig Tagen an, damit Lebrecht ja nicht beleidigt würde. Er hielt die Verschreibungen des Erbpringen bereit, um sie bei der ersten guten Stunde von ihm berichtigen zu lassen, und zitterte doch vor dem Schritte, der ihm zeigen konnte, daß man auch ihn für sterblich halte. Herrmann, der den Erbprinzen wirklich liebte, war alle Tage mit Lebrecht im Vorzimmer, um sich nach seinem Gesundheitszustande zu erkundigen. Er that, obgleich sein Vater sehr deshalb in ihn drang, keinen Schritt, die Gnade des Prinzen Moritz zu erlangen. Ich freue mich mich nur, sagte der Kammerrath, daß Hochfeld dein Freund ist. Du bist so eigensinnig, mein Sohn, dem Prinzen nicht deine Ehrfurcht bezeugen zu wollen. Es wäre besser, wenn du es thätest; aber versäume wenigstens den Herrn von Hochfeld nicht! — Herrmann zukte die Achseln, und schwieg.

Der Erbprinz starb, ehe die ein und zwanzig Tage verflossen waren, und sein Vater folgte ihm vier und zwanzig Stunden nachher. Rolfs sagte lächelnd: der Teufel! dies Mal ist der Zufall klüger gewesen, als ich! — Der Prinz Moritz ward Fürst, und Bürger und Bauer beteten: Gott gebe uns einen gerechten und gnädigen Herrn!

Was Alle erwartet hatten, geschah nicht, weil Rolfs es verhütete. Keiner von den Räthen verlor seine Stelle; nur wurde Rolfs geheimer Cabinets-Sekretair und geheimer Justizrath. Rolfs hatte in der That nichts gegen das bisherige System; ihm schien es sogar besser, wenn Alles beim Alten bliebe, weil er dann weniger beneidet zu werden hoffte. Er haßte auch niemanden, nur unsern Herrmann ausgenommen, weil er von diesem persönlich beleidigt war. Persönlich: dies ist das Wort, welches so manches Herz in die abscheuliche Bewegung des Hasses bringt.

Die Zeit der Rache war gekommen; doch entwarf Rolfs mehr einen listigen, als einen finstern Plan, sich zu rächen. Er achtete Herrmannen, trotz seinem Hasse, und wollte ihn nicht verderben, sondern ihn nur fühlen lassen, daß er ihn verderben könne. Der Triumph, seinen Feind geschmeidig zu machen, war alles, was er fürs erste verlangte. Wäre ihm das gelungen, so hätte er ihn vielleicht niedergeschlagen, weil er dann berechtigt

gewesen wäre, ihn weniger zu achten. Er fing damit an, daß er Herrmannen wieder als Sekretair in das Departement der auswärtigen Angelegenheiten einschob; denn der junge Fürst, der seinen ehemaligen Nebenbuhler nicht haßte, aber doch einen geheimen Widerwillen gegen ihn empfand, wollte ihn wenigstens nicht sehen. Lebrecht blieb im Cabinet, obgleich der Fürst unwillig über ihn war; aber man ließ ihn fühlen, daß man ihn entbehren konnte.

Rolfs brauchte ihn indeß zu seinem eignen Plane nothwendig. Nichts verdroß ihr mehr, als daß er die Ursache von Herrmanns höchstem Glücke gewesen war. Er hatte zu Hochfeld, nach dem Vorfalle mit dem Fräulein von Roslau, gesagt: ich bedaure deinen Freund, den Sekretair Lange. Es ist zu einem Eklat gekommen; er und die Roslau haben gebrochen. — Hochfeld antwortete lächelnd: wer auch Schuld an diesem Bruche seyn mag — Lange wird ihm Dank dafür wissen; denn erst jezt ist er glüklich. — Glüklich? Was redest du, Hochfeld? — Hochfeld sagte ihm schon damals etwas von Herrmanns Liebe zu Emilien, und jezt zeigte sich, daß er völlig Recht gehabt hatte.

Rolfs, der mit Lebrecht im Cabinet arbeitete, spielte von weitem auf die Ungnade an, worin der Leztere bei dem Fürsten war. Zugleich erinnerte

er an seine ehemalige Bewerbung um Emiliens Hand, und ließ nicht undeutlich merken, daß diese Verbindung wieder angeknüpft werden könnte. Lebrecht erzählte ihm treuherzig, seine Emilie sey Braut des jungen Lange. Rolfs zukte die Achseln, und äusserte: diese Verbindung würde ihn nicht in der Gnade des Fürsten vorwärts bringen, da Herrmann selbst in Ungnade wäre. Durch diese Aeusserung konnte er Lebrechten wohl unruhig machen, aber nicht wankend. Er besuchte nun Emilien, und wurde mit ganz gewöhnlicher Höflichkeit empfangen. Als er sich andrängen wollte, sagte sie ihm sehr kalt: sie sey Braut. Er versuchte noch einige Male, Herrmannen Verdruß zu machen; aber er selbst hatte den Verdruß, daß seine Bemühungen nichts bewirkten, als bei Lebrecht eine sehr merkliche Kälte, und bei Emilien eine noch merklichere Verachtung.

Daß er als Günstling des Fürsten so wenig gefürchtet wurde, war ihm unerträglich. Lebrecht hatte nun an ihm keinen Schuz mehr, und sah immer deutlicher, daß der Prinz ihn haßte. Rolfs traf einmal Herrmannen bei Emilien an, und dieser behandelte ihn so furchtlos, so leicht, und war so heiter, seines Glückes so gewiß, daß der ganze Zorn jenes Elenden entbrannte.

Herrmann hatte indessen noch von einer andern Seite zu leiden. Sein Vater, und haupt=

sächlich seine Tante, fanden die Verbindung mit Emilien nicht mehr so vortheilhaft, als vorher. Der Kammerrath that alles, seinem Sohne zu beweisen, daß er selbst viel wieder gut zu machen habe, und daß er es nicht wagen dürfe, sich mit einem Manne zu verbinden, dessen Sturz gewiß in Kurzem erfolgen werde. Herrmann aber blieb bei der Behauptung: „ich habe mich mit Ihrer Erlaubniß, ja auf Ihren Befehl, mit meiner Braut versprochen. Sie jezt zu verlassen, wäre ein Schurkenstreich; und einen Schurkenstreich hat kein Mensch das Recht mir zu befehlen, weder Sie noch der Fürst."

„Ich habe Ihnen gezeigt, mein Vater, sagte er ein ander Mal, „daß ich zu gehorchen weiß; aber Unrecht thun will und kann ich nicht. Ich liebte Emilien schon lange eben so heiß wie jezt, und opferte meine Liebe auf, weil Sie es wollten: aber die Aufopferung meines Gewissens dürfen Sie nicht wollen, ich nicht bewilligen." Der Vater machte tausend Umwege, ihm beizukommen. Als es auf keinem gelang, sagte er endlich: nun, so muß ich dir entdecken, was ich so gern verschwiegen hätte. Ich bin ein Bettler, wenn du dich länger weigerst, die Verbindung abzubrechen. Der Herr von Rolfs . . .

— „ist ein Schurke, mein Vater."

Ich bitte, mäßige dich! Er hat das Ohr des Fürsten! . . . Herr von Rolfs hat mich merken lassen, daß der Fürst Anstand nehmen wird, die Kapitalien, die ich dem hochseligen Erbprinzen vorgeschossen habe, zu bezahlen, so lange mein Haus in Verbindung mit einem Manne ist, der seine Ungnade verdient hat.

„Es ist nicht meine Schuld, wenn dieser Rolfs . . . Ich sage Ihnen, Vater, nichts in der Welt kann mich bewegen, Emiliens Hand aufzugeben."

Und wenn der Fürst es dir beföhle?

„Ich würde, mit Emilien an der Hand, mein Vaterland verlassen."

Du willst also, daß ich ein Bettler werden soll?

„Ich will nichts, als nur kein Schurke seyn, mein Vater."

So ging es mit dem Kammerrath täglich, und mit der Frau von Anfurth, als sie Lebrechts Ungnade erfuhr, noch viel ärger. Sie erklärte Herrmannen gerade für einen Tollhäusler, wenn er nur daran denke, in eine Familie zu heirathen, durch die ihre eigne nicht höher steigen könne. Diese

Streitigkeiten betrübten Herrmannen; sie machten ihn aber nicht irre. Er war fest entschlossen, und hörte das Schelten der Tante ganz kalt an, oder hielt ihr, wenn sie es ihm gar zu arg machte, eben so seltsame Reden, wie der Base Elisabeth.

Hochfeld, dessen Vater gestorben war, und der des Anstandes wegen seine Verheirathung noch aufgeschoben hatte, schrieb jezt an Herrmann: „Ich hoffe, dich mit dem Fürsten, der mich achtet, aussöhnen zu können, wenn du dich nur eine Zeitlang so stellen willst, als ob du Emilien verlassen hättest. Dieses Opfer ist nöthig, um einen Menschen, der dir nicht wohlwill, zu täuschen. Ich bitte dich, Lange, steh deinem Glücke nicht im Wege. Diesen Abend nach 9 Uhr bin ich für dich zu Hause, um das Nöthige mit dir zu verabreden, und um dir den Abgrund zu zeigen, an den du durch deinen Eigensinn gerathen bist."

Herrmann antwortete: „Söhnen Sie Sich mit Ihrem beleidigten Gewissen aus, Herr von Hochfeld. Ihr Vater ist todt. Luise lebt; aber der Gram nagt an ihrem Herzen. — Heute sehe ich Sie nicht; aber künftig, wenn Luise todt ist, noch Einmal — als Richter. Ich verabscheue auch den Schein eines Bubenstüks. Bösewichter mögen die Larve der Tugend vornehmen, um dadurch Absichten zu erreichen. Es ist sehr möglich,

daß ich falle; aber Sie sollen meinen Fall beneiden. Herrmann Lange."

Hochfeld zerriß dieses Billet im heftigsten Unwillen, und rief dabei: so geh, du Stolzer! geh und falle! Meine Hand soll dich nicht halten. Ich hasse dich und deinen starren Troz, der Tugend seyn soll. Nie will ich seinen Nahmen wieder nennen! Wenn die Bosheit jenes Nachsüchtigen ihn verderbt, mag er fühlen, daß ihm der Freund gebricht, der ihn retten wollte, und den er zurükstieß.

Mitten unter den grösseren Kabalen wurde auch diese kleinere fortgesezt. Rolfs behielt Herrmannen stets im Auge. Es war ihm unerträglich, diesen so heiter, so stolz zu sehen, da jeder Andre sich demüthig vor ihm beugte. Die Flamme eines unersättlichen Ehrgeitzes brannte jezt in seiner leeren Seele, und wurde seine einzige Leidenschaft. Da er Kopf genug hatte, sein Verhältniß zu übersehen, so nahm der Ehrgeiz bei ihm sogar die Gestalt der Tugend an. Die jungen Wüstlinge hatten auf stete Feste in Gesellschaft des Prinzen, und auf unbestrafte Ausschweifungen unter Rolfs Schutze gerechnet; aber Rolfs übertraf an Arbeitsamkeit im Cabinet die ältesten Räthe, und der Prinz war Fürst geworden: er zog sich solgeich von den unbesonnenen jungen Leuten zurük, und zeigte ihnen durch einige Beispiele von

unerbittlicher Strenge, daß sie ihm jezt nur nach ihrem wahren Werthe galten.

Die Geschäfte blieben in guter Ordnung; die alten Räthe waren ihrer Stelle sicher, sobald sie nur den erklärten Günstling des Fürsten ehrten und seine Gewalt anerkannten. Der Einzige, den Rolfs zu fürchten Ursache hatte, war Hochfeld, der von dem Fürsten wahrhaft geachtet wurde. Ihn allein behandelte Rolfs daher als Seinesgleichen. Hochfeld war Mitglied des Geheimen Staatsrathes, und hatte nicht unmittelbar so vielen Einfluß wie jener; aber durch die ausgezeichnete Freundschaft, deren der Fürst ihn würdigte, konnte er für Rolfs gefährlich werden, da der Fürst zwar dessen Gesellschaft liebte, aber für dessen Charakter keine Achtung hatte.

Eben hierdurch ließ Rolfs sich abhalten, Herrmannen ganz offenbar anzugreifen. Er fürchtete, Herrmann würde sich jezt mit Hochfeld wieder aussöhnen; aber zu seiner Freude sagte ihm dieser mit Unwillen, daß er den ersten Schritt zur Aussöhnung gethan, und daß Herrmann sie ausgeschlagen habe. Rolfs goß noch mehr Gift in Hochfelds Herz, und nun war sein Feind ohne Schuz, allen seinen Verfolgungen ausgesezt.

Herrmann bemerkte das sehr wohl, und sah ein, in welcher Gefahr er schwebte; doch der An-

blik aller der kleinlichen Kabalen, der Armseligkeiten, die Kälte ehemaliger Freunde, das Zärtlichthun vieler Menschen, die einander vorher gehaßt hatten und im Grunde noch jezt haßten, die Aengstlichkeit der Hofleute, so bald der gewaltige, furchtbare Rolfs sich nur sehen ließ: das Alles bewirkte bei ihm gar nicht das Bestreben sich irgendwo anzuschliessen, um sich zu halten; vielmehr das Gegentheil. Er stand nur mit Widerwillen auf einem so schlüpfrigen Boden, und wünschte aus diesem so lästigen Gedränge erlös't zu seyn. Unmöglich konnte er Menschen achten, die Alles einer so ungewissen Grösse aufopferten; und so wurde der ganze Anblik ihm komisch, von Rolfs verhehltem Stolze an, bis auf den sehr sichtbaren Hochmuth der Lakaien. Die Arbeiten in seinem Departement machte er mit angestrengtem Fleisse und ausgezeichnet gut; aber da jedermann wußte, daß Rolfs sein Feind war, so fand man sie schlecht, und gab ihm Verweise. Er lächelte darüber, und hielt es nicht der Mühe werth, sich zu vertheidigen.

„Liebe Emilie," sagte er ruhig, als sie ihm einmal mit Besorgniß die Hand drükte; „ich verwandle nur das Sessions-Zimmer in ein kleines Theater. Rolfs ist das Publikum, nach dessen Beifall alle meine Mitspieler streben. Unsre Rollen haben wir richtig einstudiert. Man tobt, schilt und ermordet oder vergiftet auf dem wirklichen Theater, und der Tragödien-Held kommt nie auf

den

den Einfall, sich darüber zu beklagen, daß er sich den Monat hindurch einige Male muß vergiften lassen. Wenn er den Giftbecher nimmt, so sagt er nicht etwa dem Publikum: ich weiß schon, was ich hier trinken werde, ist Gift; aber es geschieht auch nur zum Spaß: morgen lebe ich doch noch, um mich übermorgen erstechen zu lassen, was ebenfalls nur Spaß ist. Er trinkt sein Gift ruhig, und mit allem nur möglichen Ernst hinunter, und eine Viertelstunde nachher lacht er vielleicht von ganzem Herzen . . . Liebe Emilie, dieser Rolfs legt es auf meine Glükseligkeit an; aber ich weiß, er wird sich seine gute Laune an mir verderben."

Er sucht uns zu trennen, liebster Lange, sagte Emilie traurig.

„Fürchten Sie, Emilie, daß ihm das gelingen könnte?" (Er drükt sie innig an seine Brust.) „Der Bosewicht wird diese Liebe, die er nicht zerstören kann, freilich beneiden!"

Mein Vater steht auf dem Punkte sein Amt zu verlieren. Man nimmt seine Kränklichkeit zum Vorwande.

„Ich weiß es. Wird es Ihren Vater schmerzen, ein Theater zu verlassen, auf dem er nicht gefällt, und ein andres zu betreten, auf dem man

ihn anbetet: sein Haus, die Gesellschaft seiner Emilie, seines Sohnes?"

Mein Vater hat kein Vermögen.

Auch ich vielleicht nicht, meine Emilie; aber wir haben Beide Lust zu arbeiten. War Ihr Vater nicht vorher Advokat? Kann ich das nicht auch werden? . . . So lange man mir Ihre Liebe läßt, so lange Emilie mein ist: so lange ist man nicht fähig, nur einen Schatten über den lichten Himmel meiner Seligkeit zu führen."

Ach, lassen Sie mich nur das noch sagen! Ihre Eltern, lieber Lange . . . —

Er drükte seinen Mund auf den ihrigen. Hätten wir gar keinen Kummer, gar kein Hinderniß, Emilie, so würden Sie nie erfahren, wie treu ich Sie liebe. Die Rolle des Glüklichen wird auch dem Thoren, sogar dem Schurken, leicht; das Unglük allein zeigt den guten Menschen, und giebt ihm seinen Werth vor dem Thoren und dem Böswicht. Nein, Emilie, sorgen Sie nicht. Ihre Thräne darf nur über die unwürdigen, schlechten Handlungen der Menschen, das einzige Unglük der Erde, fliessen. Die Menschen werden mir am Ende nichts als einige Fesseln abnehmen: das ist alles. Würden wir die Morgenröthe lieben, wenn es nicht Nacht wäre? Nein, Emilie, ich fürchte

gar nichts; ich bin heiterer als jemals. Zwar sehe ich nicht, wie das Alles enden wird; aber ich bete alle Tage: Gott lasse mich nur nicht unter meinem Glücke erliegen!" Bei diesen Worten drükte er Emilien an seine treue Brust.

Emilie hatte wirklich Ursache zu sorgen. Dem Kammerrathe wurde die Bezahlung seiner Kapitalien streitig gemacht. Zwar nahm man ihm nicht alle Hoffnung; allein man verwies sie weit hinaus, beschuldigte ihn der Unvorsichtigkeit, und ihm zu verstehen, daß man ihn in seiner Gewalt habe. Ein Mann wie der Kammerrath mußte hierüber nothwendig den Kopf verlieren. Er glaubte, daß man ihn nur um seines ältesten Sohnes willen so behandle, und forderte von diesem entehrende Demüthigungen gegen Rolfs. Ihn selbst drängten jezt Gläubiger; denn er hatte dem verstorbenen Erbprinzen auch mit seinem Kredite gedient. Aber er wagte es nicht einmal, sich laut über Ungerechtigkeit zu beklagen, weil er befürchtete, daß er dadurch die Hoffnung, sich zu erhalten, gänzlich verlieren würde. Frau von Anfurth machte endlich ein Mittel ausfindig, alles zu retten: Herrmann sollte die Verbindung mit Julien von Roslau, die der Fürst jezt als seine Freundin schäzte, aufs neue anknüpfen. Herrmann sagte kalt und bestimmt Nein; und nun entstanden sehr unangenehme häusliche Scenen. Die Tante drohete, sich von dem sinkenden Hause ihres Schwagers ganz los

zu machen, wenn man nicht Mittel fände, Herrmannen zum Gehorsam zu bringen. Diese Drohung betäubte den Kammerrath, der ohne das grosse Vermögen seiner Schwägerin in den Zustand eines unbemittelten Mannes zurüksank. Als Herrmann bei seinem ruhigen Nein blieb, wendete der Kammerrath sich an Emilien, und beschwor sie: aus Mitleiden mit seiner unglüklichen Familie Herrmannen sein Wort zurük zu geben. Emilie wurde über diesen seltsamen Antrag sehr traurig, und antwortete nicht. Nun ging die Anfurth sogar so weit, ihr drohen zu lassen. Darüber wurde die Base Elisabeth sehr böse; und wenn Emilie nicht so schmerzliche Thränen geweint hätte, so würden jezt auch in Lebrechts Hause sehr stürmische Scenen vorgefallen seyn.

Die Anfurth sah ein, daß die Familie ihrer Schwester gänzlich von ihr abhing, und mißbrauchte die Gewalt, die der Zufall ihr gegeben hatte, auf eine ungestüme Weise. Sie tyrannisirte, ausser dem Kammerrath und ihrer Schwester, auch Julchen und den Lieutenant, die sich aber allen ihren Launen geschmeidig unterwarfen. Niemand wagte es, ihr die Spitze zu bieten. Einmal beleidigte sie bei Tische ihre Schwester mit einer Härte, die Herrmannen empörte. Bisher hatte er immer geschwiegen; aber jezt, als seiner Mutter eine Thräne über die glühende Wange rann, konnte er nicht länger. Er sagte laut: „ist es denn nicht weit

leichter, liebe Mutter, Armuth zu ertragen, als die kränkenden Beleidigungen einer reichen Verwandtin?" Die Anfurth sprang wüthend auf; der Vater rang die Hände; die Mutter warf einen besorgten Blik auf Herrmann; der Lieutenant sagte: Bruder, deine Unverschämtheit geht über alle Gränzen!

Die Tante drohete, auf der Stelle das Haus zu verlassen, wenn sie nicht Genugthuung bekäme. Der Vater fuhr auf Herrmann ein, und auch der Lieutenant wollte seine Stimme erheben. „Von dir," sagte Herrmann ernst, „verbitte ich jedes Wort." — Er stand auf, und ging zu der Tante. „Welche Genugthuung verlangen Sie?" fragte er ganz ruhig. — Einer von uns Beiden, rief sie, muß aus dem Hause: ich, oder du! — „Ich!" antwortete er, und ging. Er pakte ein. Nach einer Stunde war die Anfurth kälter, und hatte alles vergessen; nun erstaunte sie, daß Herrmann ihre Worte so ernstlich nahm, und suchte das Geschehene wieder gut zu machen.

Die Unzufriedenheit der Familie vermehrte sich indeß mit jedem Tage. Alles war wider Herrmann; nur die Mutter beschüzte ihn noch mit stillen Gedanken und einem Herzen voll Liebe. Einen Tag nach dem andern machte man bittre Anspielungen auf „die Tollheit," ein Mädchen zu heirathen, dessen Vater in Ungnade sey. Man schalt

Herrmannen einen unwürdigen Sohn, der an dem Glücke der Seinigen nicht Theil nehme, einen Undankbaren, der seinen Vater zum Bettler werden lasse, ohne ihn retten zu wollen.

Jezt wurde Emiliens Vater mit einem kleinen Gehalt entlassen, und zwar, wie es in dem Reskripte hieß, um seiner Kränklichkeit willen, die ihn auch wirklich unfähig machte, sein Amt zu versehen. Nun, Herrmann? sagte die Frau von Anfurth: jezt, denk' ich, wirst du dich nicht mehr besinnen; jezt, da Lebrecht abgedankt und ein armseliger Bettler ist! — Diese Unmenschlichkeit empörte Herrmanns Herz. „Tante," sagte er bitter, „glauben Sie mir, ich werde nie so verächtlich denken, auf so etwas zu antworten. Emilie ist mein! Und wenn ich sie auch nicht liebte, so wäre sie jezt dennoch mein, durch das Unglük ihres Vaters unauflöslicher mein, als durch meine Liebe. Seyn Sie so gnädig, mich künftig mit diesen unbarmherzigen Aeusserungen zu verschonen, die mich dahin bringen würden, Rang und Reichthum für den Fluch des menschlichen Geschlechtes zu erklären, wenn ich nicht zum Glük auch Menschen kennte, die bei Rang und Reichthum menschlich geblieben sind, und die unverschuldetes Unglük zu ehren wissen."

Herr Bruder, rief die Anfurth: befehlen Sie ihm doch! Sie sind ja Vater! — Recht, beste

Frau Schwester. Herrmann, ich befehle dir also, nicht weiter an die Mamsell Lebrecht zu denken.

Herrmann sagte in einem ehrerbietigen Tone: „ich bedaure, mein Vater, daß Sie die Gränze des väterlichen Ansehens vergebens überschreiten müssen. Sie können mir nicht das gerade Gegentheil von dem befehlen, was ich auf Ihr Verlangen gethan habe."

Ich enterbe dich, rief die Tante, sobald du wieder einen Schritt über Lebrechts Schwelle thust.

„In diesem Augenblicke, gnädige Frau," antwortete Herrmann fest, „finde ich den Reichthum höchst verächtlich, und Ihre Drohung ist mir nichts, als die Ankündigung meines Glückes. Wohl denn! Sie enterben mich also; und nun darf ich Sie, denk' ich, wohl bitten, die Herzen der Eltern und des Sohnes nicht noch weiter von einander zu entfernen: Herzen," — hier umfaßte er weinend seine Mutter — „die nur Liebe bedürfen und auch ohne Reichthum glüklich seyn können." Du abscheulicher Bösewicht! rief die Tante, und schluchzte vor Wuth darüber, daß er nicht vor ihrer Enterbung zitterte. Und, rief sie ihrer Schwester zu — und du umarmst ihn noch? — Ja, das thu' ich, rief die Kammerräthin, jezt in Leidenschaft, und drükte ihren Sohn noch fester an ihr

Herz: — ja, ich will mein Kind umarmen! — „Sie haben mich belohnt, Mutter!" sagte Herrmann, ihr die Hand küssend, und verließ das Zimmer.

So erhizt und erbittert ging er in die Session. Kaum war er da, so wurde ihm ein Aufsaz von seiner Arbeit zurükgegeben. — Das ist Poesie, nicht Prosa! sagte der Minister. Ich will Sie bitten, Herr von Lange, sich zu Ihrem Amte geschikter zu machen.

„Ich fühle," erwiederte Herrmann, „daß Niemand untauglicher zu seinem Amte ist, als eben ich. Aber dem läßt sich zum Glücke leicht abhelfen." Er forderte in einer ehrerbietigen Vorstellung von dem Fürsten seine Entlassung, weil ihm öffentlich Ungeschiklichkeit im Amte vorgeworfen wäre. Der Fürst gab die Vorstellung lächelnd an Rolfs, und sagte: von Langen. Ich will nicht, daß man ihm Unrecht thun soll. Talente hat er, und fleißig ist er überdies.

Fleißig, sehr fleißig, Ew. Durlaucht; nur ein wenig verschroben, ein wenig hochfahrend. Nach seinem Kopfe muß sich freilich alles richten. Ich fürchte Ew. Durchlaucht werden oft Dimissions-Gesuche von ihm zu beantworten haben. Vielleicht hat ihn der Unfall seines künftigen Schwiegervaters ein wenig trotzig gemacht; er glaubt,

desto unentbehrlicher zu seyn, da er weiß, daß Ew. Durchlaucht seine Kenntnisse und seinen Charakter schätzen.

So? glaubt er das? Nun, so gebe ich ihm für jezt seine Entlassung. Aber in meinen Diensten soll er bleiben. Hochfahrend ist er freilich, und eine Demüthigung kann ihm nicht schaden.

Herrmann bekam seine Entlassung in gnädigen Ausdrücken; und nun hatte er Alles bei der Tante Anfurth verdorben. Selbst seine Mutter war jezt höchst unzufrieden mit ihm; denn im Grunde gab sie ihrer Schwester an Rangsucht nichts nach. Man verlangte von ihm, er sollte seinen Schritt bei dem Fürsten zurükthun; das wollte und konnte er aber nicht. Der Unwille über ihn wurde nun immer stärker; denn der Lieutenant, der jezt Hoffnung hatte, sich mit seiner Schwester in das Vermögen der Tante zu theilen, gab ihm täglich neue Nahrung. Er stellte endlich seinem Vater auch vor: Herrmann werde seine Braut gewiß nicht fahren lassen. Durch eine scheinbare Trennung von ihm könne man zeigen, daß man an seiner Unbesonnenheit keinen Theil habe, und das werde der Fürst gewiß wohl aufnehmen.

Fein! sehr fein, mein Sohn! sagte der Kammerrath. In der That, ich freue mich über diese vortreffliche Bemerkung; sie macht deinem Kopfe

Ehre. Ja, das wird die Tante beruhigen, und dem Fürsten wird es zeigen, daß wir ganz anders denken, als Herrmann. Wir sind nicht Schuld daran, daß der Etourdi ihn als Prinzen überraschte, und daß er mit der Roslau brach. Man wird mir meine Forderungen bezahlen und mich zum Kammer-Direktor machen. Du kannst dich poussiren, mein Sohn; und für Julchen wird sich schon eine Partie finden, durch die wir gehoben werden, wenn nur die Tante Anfurth in unserem Hause bleibt.

Der Kammerrath bat Herrmannen nun sehr artig, sein Haus zu verlassen, da er alles thäte, um seine Familie zu erniedrigen. Die Anfurth hielt das für leere Worte, und glaubte nicht, daß Ernst daraus werden könnte. Auch Herrmann sah den Vater zweifelnd an; dieser wiederholte aber seine Aeusserung, und sezte hinzu: du kannst nicht verlangen, mein Sohn, daß wir uns mit in deinen Fall verwickeln. Entweder entschliesse dich, mit der Mamsell Lebrecht zu brechen, und dir durch einen Besuch bei dem Herrn von Rolfs oder dem Herrn von Hochfeld die Gnade Sr. Durchlaucht wieder zu erwerben, oder sieh dich nach einer andern Wohnung um. Es geht mir nahe; aber ich kann nicht anders. — Jezt stürzten Mutter, Tante und Schwester auf Herrmann zu, und baten ihn, es nicht zu dieser Trennung kommen zu lassen. „Es ist schon dazu gekommen," sagte er wehmü-

thig: „ein Vater, der seinem Sohne diese Alternative anträgt, hat die Trennung schon gemacht; das Weggehen ist die Trennung nicht.“ Er ging still auf sein Zimmer, und machte Anstalt zum Einpacken, ob er gleich noch immer hoffte, daß sein Vater wieder gütiger gegen ihn seyn würde. Aber nicht lange, so brachte sein Bruder ihm von dem Vater eine Summe Geldes zur Einrichtung, und gab ihm in dessen Namen das Versprechen, daß man fortfahren würde, ihn zu unterstützen, so lange man könnte.

Herrmann betrachtete das Geld mit Thränen, und nun war sein Entschluß gefaßt. Schon nach einer Stunde schikte er seine Sachen zu dem alten Martin, und nahm dann Abschied von seinen Verwandten.

„Hier bin ich, Martin,“ sagte er gerührt. „Mein Vater hat mich verstossen! Willst du mich aufnehmen?

Verstossen? rief Martin mit Kopfschütteln, und hob den Stumpf gen Himmel. Aber sogleich fiel er seinem junnen Freunde mit einer unbeschreiblichen Begeisterung um den Hals. Aufnehmen? Gott bewahre! Das Alles ist ja Ihre! Denn, lieber Herr geheimer Sekretair, . . .

„Das bin ich nicht mehr; ich habe meinen Abschied bekommen."

Alle Höllenteufel! Nun, dem guten Gott sey Dank, daß du wieder Herrmann bist! Also den Abschied! Sieh Herrmann, ich dachte, wenn sie dir den Weg zeigten, den du gehen solltest, als wiese der Kompaß der Ehrlichkeit dahin, der doch einen ganz andern Strich hielt — was, Teufel, dacht' ich da: warum quält er sich? Er sollte sagen: geht zum . . . Nein! das ist doch wohl zu arg für Eltern, und wenn sie einem auch das Herz aus dem Leibe quälten. Herziehen sollte er zu seinem Martin! . . . Sag, was fehlt dir bei mir, Herrmann? Dreihundert Thaler alle Jahre. Meinst du, ich hätte nichts übrig gehabt? O ja. Und die Vettern haben auch keine Noth gelitten. Was geht mir ab? Ich lebe wie ein Admiral. Der prächtige Armsessel hier ist dein, und ich lasse noch einen machen für deine Braut. Herrmannchen, ich habe sie gesehen. Drei Sonntage stand ich vor dem Hause, bis sie endlich einmal ausging. Schlank wie ein Mastbaum. Sieh, die holst du dir. Ich trete dir die dreihundert Thaler ab, und du fütterst mich todt. Wenn aber auch für mich nichts übrig bleibt, ich will mich schon behelfen. Für mich sorge nicht. Sieh, der Stumpf hier läßt mich nicht verhungern; dem giebt ein jeder. Hole du nur deine Braut, Herrmann, und setze dich hier in die warme Kajüte. Mit dreihundert Thalern

wirst du schon fertig werden, und einen Nothpfennig habe ich da im Wandschränkchen. Hier hast du den Schlüssel, Herrmann. Es ist alles dein! Nimm, sag' ich, nimm! . . . Nimm! — Er warf seine Mütze auf den Tisch, und fing an zu weinen. Nimm, sag' ich. Bei meiner Seele! ich rühre keinen Pfennig wieder an. Nimm, oder ich laufe in die weite Welt, und du siehst mich mein Lebetage nicht wieder. Herrmann mußte den Schlüssel nehmen; denn Martin griff schon nach seinem Hute.

Jezt funkelten dem Alten die Augen, und er fiel seinem Zögling schluchzend um den Hals. Also du bleibst hier, Herrmannchen? Nun, so mach mir dir Freude, und setze dich in den Armsessel. Der gehört von nun an dir. O Herrmann, ich wollte in Dornen sitzen, wenn du nur weich säßest! . . . Du hast lange nicht weich gesessen; sie haben's dir arg gemacht. Ich und deine Vettern, wir haben Alles erfahren, was am Hofe vorging: glaub du nur. Aber wir Alle lassen das Leben für dich! . . . Nun, Herrmannchen, nimm dir das liebe schöne Kind in Gottes Nahmen! Dreihundert Thaler hast du, und wenn deine Braut eintheilen kann, so kommst du aus. Ich will mich wohl behelfen. Was brauch' ich alter Kerl denn noch, wenn du's nur gut hast?

Herrmann konnte die Thränen, die ihm schon

lange in den Augen standen, nicht länger zurükhalten. Er fiel dem guten Martin um den Hals, und sagte nur das einzige Wort: Vater! Dann sezte er sich einige Minuten in den Armsessel, um dem Alten seinen Willen zu thun. Martin pakte nun Herrmanns Sachen aus, wies Allem seinen Ort an, stellte die Bücher auf, und plauderte in seiner Freude dabei Dinge, die Herrmannen innig rührten.

Das war aber dem Alten nicht genug; denn noch hatte Herrmann ihm nicht versprochen, seine Braut zu heirathen. Als er das Bett für ihn zurecht machte, und ihm sorgfältig die weichsten Küssen aussuchte, fiel ihm das wieder ein. Er ließ ein Küssen fallen, trat vor Herrmann hin, und sagte: gieb mir erst die Hand darauf! — „Worauf denn, Martin? fragte Herrmann. — Daß du die Mamsell Lebrecht heirathen, und daß du mit ihr hierher ziehen willst: darauf gieb mir die Hand, lieber Herrmann! Ich glaube, Herrmannchen, es scheint dir manches kraus, wohl krauser, als es ist; aber ich weiß für alles Rath. Diese Stube behältst du. Ich habe noch ein Kämmerchen oben, darin schlaf' ich. Oben ist auch eine hübsche Stube, wenn du Fremde hast; sieh, und ich bin dein Bedienter. Nur das thun Sie mir zu gefallen, und ziehen Sie mir keinen bunten Bedientenrock an. Doch wenn's nicht anders ist, so mag es auch darum seyn. Sehen Sie, lieber

Herr von Lange, so geht es gut. Und darauf geben Sie mir die Hand.

„Guter Martin," sagte Herrmann, und drükte ihn an seine Brust; „ich schlage ein. Wenn das Glük mich ganz verläßt, so will ich mir einbilden, ich wäre dein Sohn. Ja, ich will thun, was du wünschest. Nur laß mir Zeit. Mit dem Heirathen steht es jezt noch in weitem Felde."

Martin fing an, ihm zu beweisen, daß es recht sehr thunlich wäre. Herrmann machte den Einwurf, daß er gar nichts habe. Das nahm Martin übel, und, um ihn zu beruhigen, mußte Herrmann ihm die Erfüllung aller seiner Wünsche versprechen. Herrmann ging jezt zu Emilien; Martin folgte ihm lächelnd nach, und murmelte: ich will doch sehen, ob er nicht am Ende vergnügt seyn soll!

Herrmann fand Emilien in tiefer Traurigkeit über die zunehmende Schwäche ihres Vaters. Sie führte ihn schweigend an das Bett des Kranken, neben welchem die Base Elisabeth in stiller Rührung saß. Lebrecht strekte ihm die Hand entgegen, und sagte: Gott Lob! Ihnen, lieber Lange, überlasse ich meine Emilie. Herrmann antwortete nicht; er drükte nur Emilien vor den Augen des Vaters an seine Brust. Elisabeth hatte die Nachricht von seiner Amtsentlassung schon eingezogen.

Lebrecht fragte ihn, ob sie gegründet sey. Herrmann bejahete es, und erzählte die Veranlassung. — Recht so! sagte Lebrecht. Aber was wollt Ihr nun machen, Kinder? . . . Liebe Emilie, weine nicht!

Herrmann sagte jezt auch, daß er von seinem Vater verstossen sey, und erzählte die Ursache. Recht so! recht so! sagte Lebrecht: o mein armes Kind! — Base Elisabeth meinte schluchzend: man müsse den bösen Menschen etwas nachgeben. Nein, sagte Lebrecht eifrig; das muß man nicht, Elisabeth. Emilie ist noch nicht verlassen. (Herrmann drükte die Geliebte fest an seine Brust.) Was Liebe thun kann, wird Lange thun, und er wird auch Sie nicht verstossen, Base. Elisabeth ergriff Emiliens Hand, als ob sie sich unter ihren Schuz begäbe. Herrmann nahm ihre Hand, und sagte: „Base Elisabeth, sorgen Sie nicht! Sie sind mein, und sollen gewiß keine Noth leiden; ich kann ja arbeiten.“ Elisabeth erröthete; denn sie hatte noch vor einer Stunde Lebrechten den Vorschlag gethan, Emiliens Verbindung mit Rolfs wieder anzuknüpfen.

Was sind Ihre Aussichten, lieber Lange? fragte Lebrecht.

„Ich werde Advokat.“

Man

Man wird Sie drücken, lieber Lange.

„Man wird mich vergessen.“

Rolfs vergißt nicht! . . . Arme Emilie!

„Nun denn, so sey es! Ich habe noch einen Freund.“

Den Herrn von Hochfeld? fragte Lebrecht mit Kopfschütteln.

Herrmanns Augen wurden bei diesem Nahmen finster. „Martin heißt er; ein alter Matrose. Er hat jährlich dreihundert Thaler, und für mich das Herz eines Vaters. Zu dem flieh' ich mit Emilien.“ Bitter lächelnd sezte er hinzu: „ich kann ja abschreiben, oder unterrichten. Verfolgen sie mich auch dann, so nehme ich die Holzaxt, und sie sollen sich schämen, mich so weit getrieben zu haben.“

Ach, du guter Gott! du gnädiger Gott! seufzte Elisabeth ängstlich.

Das wäre Ihr Ernst, Lange? . . . Herr von Lange, das wäre Ihr Ernst? fragte Lebrecht feierlich.

„Sie werden mich so weit nicht treiben, lieb-

ster Vater; meine Verwandten, selbst der Matrose, dieser edle Matrose, . . ."

Aber, fiel Lebrecht ein: wenn man Sie so weit triebe; wenn Ihre Verwandten Sie ganz verliessen; wenn auch Ihr lezter Freund sich umkehrte: ist es dann Ernst mit der Holzaxt?

„Völliger Ernst, mein Vater. Bei Gott! völliger Ernst."

Und du, Emilie? Wenn nun die Axt sein ganzes Eigenthum wäre, würdest du ihm dennoch deine Hand geben?

O, mein Vater, sagte Emilie; Ihre Tochter würde dennoch glüklich seyn! — Sie hören, Lange. Emilie, gieb ihm deine Hand. Kommt näher, Kinder! — Er legte seine Hand auf die ihrigen, und sagte feierlich; Gott segne euch! Ja, Kinder, die Menschen bringen einen zuweilen dahin, daß man das ruhige Brot eines Holzhackers beneidenswerth finden muß! . . . Werden Sie Advokat, Lange. Der Himmel stehe euch bei, Kinder! . . . Ich habe nur noch Einen Wunsch für dieses Leben: Emilien als Ihre Gattin zu sehen. Emilie schlug die Augen zu Boden. Herrmann faßte die Hand des Kranken, und führte sie an seinen Mund; dann kniecte er mit Emilien an dem Bette des Vaters nieder, der sie in tiefer Rührung

segnete. Nun forderte Lebrecht Papier, und schrieb an das Konsistorium um die Erlaubniß, seine Tochter Ein- für alle Mal proklamiren zu lassen. Elisabeth überlegte während der Zeit, und berechnete eine grosse Summe für die Haushaltung. Man ließ sie rechnen und dazwischen singen;

Soll ich denn mich täglich kränken
Und aufs Künftige gedenken?

Herrmann erzählte Emilien von der festen Treue seines alten Martin. „Und warum," sagte er auf einmal, „warum sollte ich denn nicht nehmen, was er mir mit solcher Liebe anbietet? Weil er ein Matrose ist? Ich Elender, wenn dieser Gedanke heimlich in meiner Seele läge, und mich zurükhielte! . . . Aber nein; ich kann arbeiten, Emilie. Doch von ihm erben will ich, weil er mein Vater ist."

Emilie äusserte den Wunsch, diesen edlen Menschen zu sehen, und Herrmannen schlug das Herz, als er sich dachte, welche Freude Martin fühlen würde, wenn er ihm Emilien brächte. Emilie warf geschwind eine Mantille um, und Herrmann führte sie in das kleine Haus des Matrosen. Sie fanden diesen in Schweiß; er hängte so eben weisse Gardinen vor die Fenster.

Schnell kam er die Leiter herunter, auf der er stand. Er starrte Emilien an, und als er sie er-

kannte, sagte er freudig zu Herrmann: ja, das ist sie, Herr von Lange! Das ist die Mamsell Lebrecht!

„Ja, Martin, es ist meine gute, edle, geliebte Braut; es ist meine Emilie! Aber was treibst du denn? Was, in aller Welt! weisse Gardinen? Ei, du hast dich ja auf einmal ganz anders möblirt. Was soll denn das, lieber Martin?

Alles, was Sie befohlen haben, Herr von Lange, antwortete Martin mit bedeutenden Geberden.

„Ich befohlen? Ich habe dir ja nicht ein Wort gesagt."

Lassen Sie doch nur!

„Und was ist denn das?" Herrmann ergriff ein Papier, und blikte hinein. Martin rief: nun, so geht doch die ganze Freude über Bord! Herrmann las, zitterte, troknete sich die Augen, warf sich dann an Martins Hals, und rief: „o du heilige, gute Seele!" Martin winkte ihm zu, daß er schweigen und das Papier weglegen möchte; Herrmann gab es aber Emilien. Kaum hatte sie einige Zeilen gelesen, so bot sie dem Alten gerührt die Hand. Er nahm sie zwar; allein er brummte dabei: dumme Streiche und kein Ende! Nun ist alles verrathen! . . . Ach, nehmen Sie mir's nur

nicht übel, Mamsellchen, setzte er weichherzig hinzu; es ist nur ein Spaß mit der Schreiberei hier: alles, was darin steht, gehört ja schon lange meinem jungen Herrn.

„Seit diesem Mittag, da du es mir geschenkt hast! . . . Du fängst schön an, Martin! Heute siehst du Emilien zum ersten Male, und willst ihr sogleich eine Unwahrheit sagen? Das wird dich schlecht bei ihr empfehlen. Schenke nur reinen Wein ein!"

Mamsellchen, hob Martin beschämt an; nur diese einzige kleine Lüge hätte mein junger Herr sollen gelten lassen. Sehen Sie, er ist von seinen Eltern verstoßen. Die selige Großmama hat mir das Kapitälchen vermacht; jezt braucht er es aber selbst. Da ging ich heute zu einem Advokaten, weil mein junger Herr Umstände machte, und ließ mir schriftlich aufsetzen, wem es gehört. Nun wollte ich ein Bischen hier aufputzen, damit er sich nicht schämen dürfte, hier zu wohnen; und dann wollte ich ihm das Papier auf den Tisch legen.

„So?" fragte Herrmann; „und auch meiner Braut gehört also das Kapitälchen wohl? Ihr hast du es ja, auf den Fall, daß ich stürbe, geschenkt."

Martin wurde roth. Nehmen Sie mir's ja nicht übel, Mamsell! Ich habe meinen jungen

Herrn lieb, und sterblich sind wir Alle. Da ließ ich Ihren Nahmen mit hineinschreiben; denn Ihnen gönnt er es doch am liebsten: das weiß ich.

„Aber warum sollte denn meine Braut das alles nicht wissen? Martin, reinen Wein!"

Lieber Gott, antwortete Martin ängstlich; es paßte doch besser, wenn die Mamsell dächte ich, das alles käme von Ihnen. Und, glaubte ich, weil ich doch Ihr Bedienter bin, so könnte die Mamsell denken, sie dürfte mir nicht Alles befehlen, was sie wollte, wenn sie wüßte, daß es von mir käme. Mit meinem jungen Herrn ist es ganz anders, liebe Mamsell. Wir sind Freunde von Jugend auf; der kennt mich schon.

Emilie war tief gerührt. Und bist du auch mein Vater, Martin? fragte sie zärtlich. Da riß der Alte die Mütze ab, legte sie auf den Tisch, faßte Emiliens Hand, und sagte stammelnd: meine Tochter? O, liebe, gute, gnädige Frau! Herrmanns Frau! Ach, Sie werden recht glüklich seyn. Und ich will hier alles aufputzen; kein König soll sich schämen, hier zu wohnen. Da ist auch ein ganz neuer Armsessel für Sie; und, was Sie sonst noch haben wollen, das werde ich anschaffen. Wären Sie nur eine Stunde später gekommen, so hätte ich alles in Ordnung gehabt.

Emilie sezte sich sogleich in den neuen Armses-

sel, und Martin weinte laut vor Freude. Herrmann nahm die Schenkung, verschloß sie in den Geldschrank, und gab Emilien den Schlüssel mit den Worten: „hier, meine Liebe, ist Ihr Schlüssel; er gehört der Hausfrau.” Martin konnte sich kaum enthalten, sein Herrmannchen an die Brust zu drücken, was er immer nur unter vier Augen that. Aber, er war jezt der Bediente, und ließ es sich auch durchaus nicht nehmen, seiner jungen Herrschaft nach Hause zu leuchten.

Ein solcher Freund! sagte Emilie. „Und eine solche Geliebte!” sagte Herrmann; „was braucht man sich dann um einen Rolfs zu kümmern!”

Der Kammerrath wurde sehr unruhig, als er erfuhr, daß Herrmann zu dem alten Matrosen gezogen war. Er wünschte freilich, man möchte am Hofe Herrmanns Trennung von ihm erfahren und sich dadurch überzeugen, daß er an dessen Unbesonnenheiten gar keinen Antheil habe; allein die Hauptsache blieb doch, Herrmannen dahin zu bringen, daß er Emilien unmöglich heirathen könnte. In dieser Absicht ließ er die Gänge seines Sohnes beobachten; und nun erfuhr er, daß Emilie am Abend in dessen Gesellschaft bei Martin gewesen sey. Ja, noch mehr: der Bediente, der zum Auflauern beordert war, hatte in dem Fensterladen des alten Matrosen eine Spalte bemerkt und

dadurch Manches erhorcht. Er machte nun von einer Schenkung, von Hausfrau, von Gardinen, von neuen Möbeln, u. s. w. Der Kammerrath errieth den Zusammenhang sogleich, und war vor Verdruß ganz ausser sich; denn er sah jezt ein, daß Herrmann in seinem Hause weit weniger an die Verheirathung mit Emilien hätte denken können.

Er wußte nicht, wozu er greifen sollte. Das Beste war indeß doch immer, die Frau von Anfurth von der Sache zu unterrichten, damit sie nicht etwa gar auf den Einfall käme, daß er selbst darum gewußt habe. Frau von Anfurth erklärte, dies Mal gegen ihre Gewohnheit ganz kaltblütig: wenn Herrmann nicht am folgenden Tage wieder im Hause wäre, so würde sie auf der Stelle ein Testament machen, worin sie den Lieutenant und Julchen zu alleinigen Erben ihres Vermögens einsezte. Nebenher schrieb sie dem Kammerrath die ganze Schuld von Thorheiten zu, und behauptete: es komme nur auf ihn an, den Tollkopf zur Vernunft zu bringen.

Der Kammerrath mußte sich jezt entschliessen, seinen Sohn am folgenden Morgen zu besuchen. Er fand nun den alten Martin; Herrmann war zu Luisen gegangen. Ei, Er hat es ja hier recht hübsch, mein lieber Martin! sagte der Kammerrath mit ungewöhnlicher Höflichkeit.

„O ja," erwiederte Martin sehr kalt."

Und mein Sohn wohnt bei Ihm?

„Richtig; weil er nicht auf der Strasse liegen konnte."

Das wird Ihm ein theurer Besuch seyn, mein lieber Martin!

„Gar nicht. Das alles gehört ja Ihrem Herrn Sohn eigenthümlich, und ich dazu."

Hör' Er, lieber Martin, Er hat meinen Sohn lieb; rede Er ihm doch zu, daß er sich zum Ziele legt. Herrmann wird sich sehr unglüklich machen, wenn er auf seinen Kopf besteht.

„Wüßte doch nicht, warum! Das Scharwenzen am Hofe umher taugt ja ohnedies nicht für ihn. Das hab' ich ihm gesagt; und, Gott Lob, er folgt mir. Herr Kammerrath, ob ich schon sein Verwandter nicht bin, es hat mich doch geschmerzt, wenn ihm in Ihrem Hause alles Herzeleid angethan wurde. Der arme junge Herr schwieg, weil er ein gehorsamer Sohn ist; und ich schwieg auch, weil ich nicht Oel ins Feuer giessen wollte. Aber nun ist es vorbei, und er soll seine Braut, für die ich zehn Hände hingäbe, heirathen. Das soll er! Sie haben ihn verstossen. Wie weh ihm das ge-

than hat, Herr Kammerrath, das wissen Sie nicht; ich aber weiß es. Als er gestern hier in die Thür trat, und ihm die Thränen aus den Augen fielen, wie Stücken von seinem Herzen, und als er sagte: mein Vater hat mich verstossen! — sehen Sie, Herr Kammerrath, da hätte ich nicht an Ihrer Stelle seyn mögen! . . . Es ist vielleicht Ihr Ernst nicht gewesen; aber desto schlimmer: denn zum Spaß einen Sohn verstossen, das heißt einen lebendigen Menschen über Bord werfen, um Fische dadurch anzulocken."

In diesem Augenblick trat Herrmann in das Zimmer. Er errieth das Anliegen seines Vaters, und sein Entschluß war sogleich gefaßt. Der Kammerrath bat ihn, zurükzukehren. Herrmann versprach das auf die Bedingung, daß sein Vater die bestimmteste Einwilligung zu seiner Verheirathung mit Emilien gäbe. Das war nun unmöglich; denn der Anfurth mißfiel diese Heirath noch weit mehr, als Herrmanns Wegziehen aus dem Hause. Der Kammerrath stellte seinem Sohne vor, daß die Anfurth ihn gewiß enterben werde, und daß sein Vermögen wahrscheinlich verloren sey; auch suchte er ihn zu überzeugen, daß man nur Zeit gewinnen dürfe, um alles durchzusetzen, sogar das Schwierigste, die Heirath mit Emilien. Herrmann war aber zu keiner Vorstellung zu bringen. „Mein Vater," sagte er mit Entschlossenheit: „nichts in der Welt kann mich bewegen, Emilien,

und meinen festen Entschluß, sie zu heirathen, auch nur eine Minute zu verläugnen. Ich weiß, Sie hören das nicht gern; aber ich muß jezt so handeln. Ueberlassen Sie mich meinem Schicksale. Ich werde das, was Sie Glük nennen, nie eigensinnig ausschlagen, aber es auch nie suchen, am wenigsten durch Handlungen, von deren Moralität ich nicht überzeugt bin. Kriechen lerne ich nie, weil ich zu entbehren gelernt habe."

Der Kammerrath gerieth nach und nach in Hitze, als Herrmann unbeweglich blieb, und verließ ihn endlich mit zornigen Drohungen.

Die Erlaubniß des Konsistoriums, das Brautpaar Ein- für alle Mal proklamiren zu lassen, kam an, und Herrmann wurde schon am folgenden Tage mit Emilien aufgeboten. Sein Vater sah ein, daß er nichts Rechtmäßiges gegen diese Verbindung einwenden konnte, und fürchtete Herrmanns Entschlossenheit; er schwieg daher, und sagte auch der Anfurth nichts, damit keine unangenehmen Auftritte, die doch am Ende nichts helfen könnten, entstehen sollten.

Emilie wurde vor dem Bette ihres Vaters mit Herrmann getrauet, und nur der alte Martin war dabei Zeuge. Die Base protestirte zwar hiergegen; allein sie begriff doch endlich, daß man den Mann nicht beleidigen dürfe, der Emilien sein

ganzes Vermögen schenkte. Martin stand während der Trauung in einer Ecke des Zimmers, und weinte. Nach der Ceremonie trat er einige Schritte näher; doch hielt er sich furchtsam zur Seite. Herrmann ging mit dem Gesichte voll hohen Entzückens auf ihn zu. Martin reichte ihm schweigend die zitternde Hand. Dann verließ er das Zimmer, und suchte sich ein einsames Plätzchen im Garten. Hier richtete er die weinenden Augen zu den Wolken, und sagte bewegt: o lieber Vater im Himmel, laß sie glüklich bleiben ihr Lebelang! Kann es nicht anders seyn, so gieb mir ihr Kreuz, und ihnen alle meine Freuden. Ich werde ja besser tragen können, als sie; denn ich bin schon alt. Nach diesem frommen Gebete ging er still in sein Häuschen zurück, um noch Anstalten zum Empfange des jungen Paares zu treffen.

Auch Emilie entfernte sich; ihr weiches Herz war so voll der seligsten Gefühle, daß sie die Einsamkeit suchen mußte, um sich zu erholen. Der Vater stellte sich, als wollte er schlafen; aber von Zeit zu Zeit hob er unwillkührlich die gefaltenen Hände unter der Decke auf. Herrmann saß in der fernsten Laube des Gartens, und lehnte die Stirn in die Hand.

Base Elisabeth unterhielt sich noch in ihrem Zimmer mit dem Prediger, der die Trauung verrichtet hatte. Als dieser weggegangen war, und

weder Emilie noch Herrmann sich sehen liessen, da sang sie mit Kopfschütteln ein Paar Lieder zu Ehren des Festes, das sie doch ein wenig allzu still fand. Endlich rief sie das glükliche Paar, und sagte weise: am Hochzeittage muß der Bräutigam die Braut nicht verlassen! Das ist nicht gut! — „Wir waren," erwiederte Herrmann, „an Einem Orte: nicht wahr, meine Emilie?" Emilie breitete, mit dem Blik eines Engels, der eine Welt beglükt hat, die Arme aus, umfaßte den Geliebten zum ersten Male, und legte das Gesicht an sein klopfendes Herz. Mein Herrmann, sagte sie leise, und darüber erröthend, daß sie ihn nun Du nennen mußte: ich war mit dir bei Gott! — „Da, Emilie," sagte er, und drükte seinen Mund mit Innigkeit auf Ihre Lippen — „da sind wir auch jezt, und da werden wir immer seyn! . . . O Gott!" sezte er begeistert hinzu; „versage mir Alles, nur nicht die Kraft, dieses Herz zu beglücken!" — Sie mußten einander wieder verlassen, um nicht allzu sehr erweicht zu werden.

Gegen Abend kamen sie wieder zusammen, und Base Elisabeth folgte ihnen auf dem Fusse, um sie in Versen Vertrauen auf Gott zu lehren, und ihnen zugleich einige nüzliche Regeln zu geben, von denen manche Emilien sogar zum Erröthen brachte. Um sich vor ihr zu retten, gingen Beide ein wenig in der Stadt umher. Das Rasseln vieler Kutschen, und der Glanz eines hell erleuchteten

tenbleich.) Sein Troz, fuhr Rolfs verhöhnend fort, hat ihn weit gebracht! Ein Matrose ist sein Freund und Beschützer. Er müßte doch eine seltsame Empfindung haben, wenn er dir gegenüber wohnte. Ich gönne dem armen Teufel das abgelegene Logis seines Schwiegervaters; es wird ihm über manche bittre Empfindung weghelfen. — Hochfeld schwieg lange; dann ergriff er auf einmal mit einer sonderbaren Heftigkeit Rolfs Hand, und sagte leise: „er ist glüklicher als ich und du!" Rolfs sah ihn lauernd und errathend an. „Glüklicher als ich und du!" wiederholte Hochfeld scharf. „Ach, ich wünsche, daß er nicht erfahren mag, welchen Abend ich heute feire." — Nun, das sage ich ja eben! — „Ich meine es anders! Beneiden wird er mich nicht. . . . Laß uns davon schweigen; ich könnte sonst wünschen, an seiner Stelle zu seyn." — Das dürfte deine Braut nicht hören, Hochfeld! — „Wie ich es meine, dürfte sie. Ich sage dir, er ist glüklicher, als ich."

Hochfeld verwünschte Rolfs, der ihm die Nachricht gegeben hatte, und wurde den ganzen Abend nicht wieder heiter. Immer schwebten Herrmann und Emilie vor seinen Augen: neben ihnen stand der Genius der Unschuld; und neben sich sah er den Engel der Rache. Auch Rolfs verlor den Gedanken den ganzen Abend nicht wieder. Er hatte geglaubt, nun endlich sey der stolze Lange genug gedemüthigt; und jezt sagte ihm Hochfeld ganz bestimmt:

Einem Tage das Ziel ihrer innigsten Wünsche erreicht! Herrmanns Hochzeit feierten die sorgenvollen Seufzer eines Kranken, die Thränen eines verachteten Matrosen, und das Singen einer armen alten Jungfer. Er stand ohne den Segen seiner Verwandten, ohne den Beifall eines Menschen, ohne Beschützer, ohne Vermögen, am Bette eines Sterbenden, vor dem Geistlichen da; Hochfeld, von dem glänzenden Hofe umringt, unter den frohen Wünschen seiner Familie, mit dem Beifalle der Stadt, mit dem Fürsten an seiner Seite, im glänzendsten Zimmer seines Pallastes. Aber selbst der Glückwunsch des Fürsten, die rauschende Musik, und die liebkosende Zärtlichkeit einer schönen Braut, konnten doch die geheime ängstliche Stimme in Hochfelds unruhigem Herzen nicht zum Schweigen bringen; so wie das Mitleiden mit dem unglüklichen Hochfeld, die Angst über sein Verbrechen, nicht die reine unschuldige Seligkeit in Herrmanns Herzen trüben. Sie dachten Beide mit Angst an einander: doch Herrmanns Angst zerfloß in Liebe und Entzücken; Hochfelds Angst in Reue und Betäubung.

Du mußt doch eine Neuigkeit von mir hören, sagte Rolfs nach der Trauung zu Hochfeld. Ein sonderbares Spiel des Zufalls! Auch Lange hat sich heute mit der Lebrecht trauen lassen. (Hochfeld erschrak über diese Nachricht, und wurde tod-

tenbleich.) Sein Troz, fuhr Rolfs verhöhnend fort, hat ihn weit gebracht! Ein Matrose ist sein Freund und Beschützer. Er müßte doch eine seltsame Empfindung haben, wenn er dir gegenüber wohnte. Ich gönne dem armen Teufel das abgelegene Logis seines Schwiegervaters; es wird ihm über manche bittre Empfindung weghelfen. — Hochfeld schwieg lange; dann ergriff er auf einmal mit einer sonderbaren Heftigkeit Rolfs Hand, und sagte leise: „er ist glüklicher als ich und du!" Rolfs sah ihn lauernd und errathend an. „Glüklicher als ich und du!" wiederholte Hochfeld scharf. „Ach, ich wünsche, daß er nicht erfahren mag, welchen Abend ich heute feire." — Nun, das sage ich ja eben! — „Ich meine es anders! Beneiden wird er mich nicht. . . . Laß uns davon schweigen; ich könnte sonst wünschen, an seiner Stelle zu seyn." — Das dürfte deine Braut nicht hören, Hochfeld! — „Wie ich es meine, dürfte sie. Ich sage dir, er ist glüklicher, als ich."

Hochfeld verwünschte Rolfs, der ihm die Nachricht gegeben hatte, und wurde den ganzen Abend nicht wieder heiter. Immer schwebten Herrmann und Emilie vor seinen Augen: neben ihnen stand der Genius der Unschuld; und neben sich sah er den Engel der Rache. Auch Rolfs verlor den Gedanken den ganzen Abend nicht wieder. Er hatte geglaubt, nun endlich sey der stolze Lange genug gedemüthigt; und jezt sagte ihm Hochfeld ganz bestimmt:

stimmt: Lange sey glüklicher, als er selbst. Zwar lächelte Rolfs wohl über diese Versicherung; doch erregte es seinen Unwillen, daß Herrmanns Glük für gänzlich unzerstörbar gehalten wurde. Bei dieser Gelegenheit machte er übrigens auch die Bemerkung, daß Herrmann noch immer fest in dem Herzen seines alten Freundes war, und ihm durch die Freundschaft, die er schon gänzlich vernichtet zu haben glaubte, sehr gefährlich werden konnte.

Hochfeld hatte zwar seinen alten Freund fallen lassen, ohne ihn zu retten; er konnte ihn aber sehr leicht wieder in die Gnade des Fürsten bringen, da dieser ihn achtete, und da er seit dem Regierungsantritte manche Stunde hatte, in der ein so offner, gerader Mensch, wie Herrmann, ihm sehr lieb seyn konnte. Rolfs sann nun auf ein Mittel, den gefährlichen Menschen zu entfernen; und dieses Mittel hoffte er leicht zu finden, da er ganz richtig vermuthete, daß Herrmann nicht gern in der Residenz bleiben würde.

Die Anfurth tobte schreklich, als sie Herrmanns Verheirathung erfuhr, und Niemand sagte ein Wort, ihn zu vertheidigen. Sie drohete, auf der Stelle das Haus zu verlassen, wenn der Vater oder die Mutter nur einen Schritt thäten, der etwas anderes, als den entscheidensten Haß gegen ihn verriethe. Ja, noch mehr: sie zwang den Va-

ter, sich in einem sehr harten Briefe völlig von ihm los zu sagen.

Als Herrmann den Brief bekommen hatte, wollte er seinen Vater sprechen; er wurde aber mit Verachtung abgewiesen. Sein Bruder vermehrte die Kränkung noch durch höhnenden Spott, damit Herrmann erbittert werden, etwas Hartes herausstossen, und so der Haß seiner Verwandten sich immer vergrössern sollte. Herrmann wurde nur betrübt, nicht aufgebracht; er reichte seinem Bruder die Hand, und entfernte sich, ohne irgend ein Wort zu sagen, das die kindliche Ehrfurcht beleidigt hätte.

Schon am Morgen nach seiner Verheirathung ging Herrmann zu Luisen, um ihr mit Vorsicht zu entdecken, daß Hochfeld [illegible]thet sey, weil sie es sonst leicht von der Wirthin erfahren konnte. Diese Nachricht erschütterte Luisen heftig, und that die gewaltsamste Wirkung auf ihren, ohnedies so schwachen Körper. Mit einer Art von Freude sagte sie nur die Worte: ich werde Mutter; sein Kind wird er nicht verstossen!

Sie wurde in der That nach einigen Stunden Mutter eines Sohnes. Als Herrmann wieder an ihr Bett kommen durfte, bat sie ihn, dem Kinde eine Amme zu geben. Er äusserte den Wunsch, daß sie es selbst säugen möchte, weil das eine Zer-

streuung für sie seyn würde. Sie sagte aber mit Ernst: „ich will mich nicht zerstreuen!" Es mußte wirklich für eine Amme gesorgt werden; denn Luise sank nun schnell in einen so tiefen Gram, daß weder Herrmanns Bitten, noch Zerstreuungen aller Art etwas darüber vermöchten. Herrmann glaubte, durch die Mutterliebe auf ihr Herz zu wirken; sie nahm aber ihr Kind nur selten, liebkos'te es gar nicht, und betrachtete es nur mit heissen Thränen, mit finstern Blicken. „Ich will es nicht lieben," sagte sie wie phantasirend; „was hätte der Bösewicht dann für Strafe!" Sie bat sehr oft: „gebt mir das Kind nicht in die Hände! Ihr wißt nicht, was für blutige Gedanken meine Seele oft brütet." Aus ihrem Herzen, das nur zu lieben geschaffen war, brach noch oft die heissese Liebe für Hochfeld hervor, doch immer nur nach einem Kampfe mit der furchtbarsten Verzweiflung. Das sanfte Weib war durch ihre so grausam betrogene Leidenschaft heftig, zornig, wüthend geworden. Herrmannen hatte sie gern bei sich; aber seine Gattin wollte sie nicht sehen, weil sie fühlte, daß der Anblik sie zu schmerzhaft an die Zeit ihres eignen, so schnell verschwundenen Glückes erinnern würde.

Endlich sank ihre Leidenschaft mit ihren Lebenskräften. In den lezten Tagen ihres Daseyns hatte sie noch Empfindungen der Mutterliebe für ihr Kind. Sie benezte es mit Thränen der Zärtlich-

keit, nicht mehr mit Thränen des Schmerzes, und gab ihm die sonst versagten Liebkosungen doppelt. Jezt, da es zu spät war, wünschte sie, das Leben noch zu behalten, um es ihrem Sohne zu widmen. — „Doch nein," sagte sie; „ich würde ihn aufs neue hassen, wenn mein Herz wieder Stärke dazu hätte."

Zwei Tage vor ihrem Tode bat sie ihren Freund Lange, er möchte Hochfelden sagen, sie habe ihm verziehen. Zu gleicher Zeit übergab sie ihm ihren Sohn, und beschwor ihn, des Kindes Vater zu seyn. Nun wünschte sie, auch seine Gattin zu sehen. Sie legte ihren Sohn in Emiliens Arm, und bat sie, als Mutter für ihn zu sorgen. Herrmann und Emilie versprachen das. Luise faßte Beider Hände, und fragte feierlich: „es ist also euer Sohn? Ihr wollt ihm also nie sagen, daß er andere Eltern gehabt hat, als euch?" — Emilie zögerte mit der Antwort; Herrmann sagte: nur dann werde ich reden, Luise, wenn es zu des Kindes Glücke gereicht. Sie lächelte sanft; dann fuhr sie fort: „und ihr verschweigt seinem Vater, daß er ein Kind hat?" — So lange ich nur irgend kann, sagte Herrmann; und meine Frau — die weiß nicht, wer der Vater des Kindes ist. — Luise nahm das Kind noch einmal, betrachtete es mit rührender Zärtlichkeit, küßte es, gab es dann Emilien, und sagte: „hier ist dein Sohn!" Sie faßte Herrmanns Hand, und führte sie an ihre

blassen Lippen. Dann sank sie in eine Ohnmacht, aus der sie nur erwachte, um in einen tödtlichen Schlummer zu sinken.

Am Abend dieses Tages starb sie. Herrmann allein war Zeuge ihres Todes, weil Emilie sich auf seine Bitte zu ihrem kranken Vater begeben hatte. Er betrachtete den Leichnam lange mit schmerzlichen Gedanken an die Verbrechen der Menschen. „O," dachte er; „wenn ein Wollüstiger hier lernte, daß dieses Herz, wie tausend andre, durch die grausame Hand der Wollust zerschmettert ist: er würde die unreine Flamme in seiner Brust erstikken!" In tiefem Schmerz eilte er in die Stadt, und zu Hochfelds Hause, um die Fackel der Rachgöttinnen in des Verbrechers Brust zu werfen. Als er in Hochfelds Zimmer trat, sprang dieser fröhlich auf; doch schnell wurde er bleich, da er in Herrmanns Gesichte den Ernst des strafenden Richters erblikte, blieb zitternd stehen, und heftete die starren Augen an den Boden. Auch Herrmann stand zitternd da, weil sich in seiner Brust die alte Freundschaft wieder regte. Er ging auf Hochfeld zu, und sagte leise, mit dem sanftesten Tone: „Hochfeld, Luise hat dir vergeben!" Mit bebenden Lippen fragte Hochfeld: wo ist sie? — Herrmann wurde durch diese Frage erschüttert. Er umfaßte Hochfelden, rief ängstlich, in einem schreklichen Tone, das einzige Wort: **todt!** und entfernte sich dann schnell.

Hochfelds Gemahlin, die den Ausruf gehört hatte, trat jezt aus dem Nebenzimmer herein, und sah, daß ihr Gatte bleich, mit Todesschweiß auf der Stirn, zitternd wie ein Verbrecher, da stand. Sie umfaßte ihn, rief seinen Nahmen, und brachte ihn so wieder zu sich selbst. Er sezte sich schwach auf den Sofa, und fragte endlich: wo ist er? — „Wer denn, mein Lieber?" — Lange! Wo ist er? . . . Es war eine Erscheinung! sagte er, ängstlich umhersehend. Gewiß, so grausam konnte er nicht seyn; er liebt mich noch. Aber wo bin ich denn?

Frau von Hochfeld zitterte, und eilte an die Klingel, daß die Bedienten kommen sollten. Hochfeld fing an sich zu besinnen. Er fand eine Entschuldigung seines Schreckens, deren Unwahrscheinlichkeit seine Gemahlin freilich bemerkte. Als man ihn auf sein Verlangen allein gelassen hatte, ging er zu Herrmann, der so eben aus dem Hause trat, um wieder nach dem Weinberge zu gehen. Hochfeld sah ihn ängstlich an. „Sie hat dir vergeben!" sagte Herrmann mitleidig. Hochfeld bedekte schweigend die Stirn, und schwankte, mit den Qualen der Hölle im Herzen, wieder nach Hause.

Lebrecht starb einige Tage nach Luisen, und sein Tod wurde von seinen Kindern schmerzlich betrauert. Als er begraben war, bat Herrmann um Erlaubniß, Advokat zu werden. Sie wurde

ihm unter dem nichtigen Vorwande, daß der Advokaten schon zu viele wären, abgeschlagen; doch ließ man ihm unter der Hand eine kleine Bedienung in einem Landstädtchen anbieten. Rolfs glaubte, Herrmann würde sich durch diesen Antrag zu einer unbesonnenen Aeusserung über den Fürsten verleiten lassen; Herrmann nahm ihn aber mit der größten Ehrfurcht an, und traf sogleich Anstalten zu seiner Abreise. Hochfeld erbot sich jezt in einem Billet, ihn durch seinen, gewiß nicht unwirksamen Einfluß, wieder in seinen vorigen Posten zu bringen, und auch für seine weitere Beförderung zu sorgen. Herrmann theilte das Billet Emilien mit. Sie wußte, wie viel ihrem Manne der Aufenthalt in der Residenz, bei dem jetzigen Verhältnisse mit seinen Eltern, kostete; daher rieth sie ihm, das Anerbieten auszuschlagen und die kleine Bedienung in dem Städtchen anzunehmen. Base Elisabeth sang, wo sie Herrmanns nur habhaft werden konnte, sehr bedeutend, und wohl zehnmal in einer Stunde:

Dennoch will ich auch nicht fliehen,
Wo Gott wollte selbsten ziehen
Mich hervor aus niederm Staub.

Aber Herrmann, der in dem Hause seines Großvaters auch hatte singen hören, sang endlich, als sie die Zeilen einmal wieder geendigt hatte, sehr ernsthaft:

Soll ich auch stets niedrig leben
Und nur an der Erden kleben,
Daß, wenn ich zur Ruh mich leg,
Niemand von mir wissen mög:
Soll mich solches gar nicht kränken,
Sondern ich will das bedenken,
Daß ich vieler Sorgen frei
Und des Falles sicher sey.

Die Base Elisabeth machte grosse Augen, als sie sich mit ihren eigenen Waffen geschlagen fand. Aufs Reden ließ sie sich jezt mit Herrmann gar nicht mehr ein, weil er darinn offenbar ihr Meister war; doch durch Singen hatte sie bisher ihrem Herzen oft Luft gemacht. Sie schwieg beschämt still, und sang in drei Tagen nicht wieder.

Herrmann eilte mit den Anstalten zu seiner Abreise. Martin verkaufte das kleine Haus und die beiden Armsessel, obgleich diese nur mit Kopfschütteln. Als Herrmann dann auch den Nachlaß seines Schwiegervaters verkauft hatte, fuhr an einem schönen Oktober-Morgen ein viersitziger Wagen vor die Thür, und man pakte auf. Base Elisabeth hatte eine ganze Menge Schachteln, die der Kutscher alle unterbringen sollte. Zankend, und noch immer packend, sang sie alle Reiselieder aus ihrem Gesangbuche.

Den alten Martin ärgerte es endlich, daß sie ihren Schachteln die besten Stellen verschaffte, da

doch in einigen, die er öffnete, nur die unbedeutendsten Kleinigkeiten waren. Als sie so eben sang:

> Ohne dich und dein Bewegen
> Kann sich kein Geschöpfe regen!

sagte er: Mamsell, vor Gott kann man sich wohl regen; wenn wir's nur vor Ihren Schachteln können werden! Die Base ließ eine Strophe weg, und sang mit aller Leutseligkeit, ohne den alten Martin aus den Augen zu lassen.

> Gieb, daß ich vorsichtig wandle
> In Gesellschaft böser Leut!

und dabei reichte sie wieder zwei Schachteln hin, die noch untergebracht werden sollten. Als man bereit war, in den Wagen zu steigen, sagte Herrmann ganz freundlich: „Base Elisabeth, wollen Sie wohl erlauben, daß ich meiner Frau, Ihre, meine und der Amme Füsse mit in einige von den Schachteln packe? Denn sind unsre acht Füsse untergebracht, so werden wir recht bequem sitzen. Base Elisabeth antwortete nicht, und heftete ihre Augen starr auf die Amme, von der sie bisher noch gar nichts gewußt hatte. Wer ist denn die Person, Herr Vetter? — „Die Amme des Kleinen!" — Und wer ist der Kleine? Ein hübsches Kind! Gott segne es! — „Das sollen Sie erfahren, sobald ich meine Beine glüklich untergebracht habe."

Man kann endlich zum Sitzen, und Martin nahm seinen Plaz auf dem Bocke. Nun erzählte Herrmann, während das Kind an der Brust der Amme einschlief, dessen Geschichte, ein Mährchen aller Mährchen. Emilie nahm das schlafende Kind an ihre Brust, und benezte es mit Thränen, die sie freilich nur der Trennung von ihrer Vaterstadt und dem Grabe ihres Vaters weinte. So fuhr Herrmann, mit stiller Zufriedenheit in seiner Seele, an Hochfelds Pallaste vorüber. Hochfeld, der gerade am Fenster war, erkannte ihn an dem einhändigen Matrosen, und sagte mit einem leisen Seufzer: so geh, du stolzer Mensch! Ich wollte dich retten; aber du stiessest mich ja zurük! Nein, ich will, ich kann dich nicht mehr lieben! — Jezt eben küßte Herrmann das schlafende Kind; denn die alte Liebe zu Hochfeld wallte wieder auf, als er das Haus erblikte, worin er mit seinem Jugendfreunde so viele frohe Stunden gehabt hatte.

Herrmann kam Abends spät in seinem neuen Wohnort an. Elisabeth klagte sogleich über die engen Gassen, die kleinen Häuser, der Mangel der Strassenbeleuchtung, und über die Stille, die schon gleich nach neun Uhr herrschte. Der Matrose aber stekte den Kopf an das vordere Kutschenfenster, und rief: mir gefällt es hier, Herr Holz-Inspektor (das war Herrmanns neuer Titel); denn wenn auf einem Schiffe erst die Laternen angestekt werden, und alles läuft und schreiet ge-

gen einander, so sieht es übel aus. Ich wette, das Städtchen segelt mit gutem Winde, auf sichrer Strasse. — Der Nachtwächter, der hier schon um neun Uhr anfing, seinen Dienst zu versehen, und den das Rasseln des Wagens aus einem süssen Schlummer wekte, zeigte der ankommenden Familie ihr Haus, und blieb mit seinem Laternchen so lange an der Kutsche, bis alles abgepakt und hinein getragen war. Elisabeth sagte, als Martin sie aus dem Wagen hob: Gott mache dieses Haus zu einer Hütte in dem neuen Jerusalem! — Und geb' uns Allen Lust zu leben, und einen gedekten Tisch! erwiederte Martin. — „Und wenn auch das nicht, Martin, (denn wir sind arm)," unterbrach ihn Herrmann; — „nur Einigkeit und zufriedene Herzen!" Schnell zog Elisabeth ihre Geldbörse aus der Tasche, und gab dem Nachtwächter, damit das Wort arm keinen nachtheiligen Eindruk bei ihm machen sollte, ein reichliches Trinkgeld. Emilie reichte Herrmannen das Kind hin; dann stieg sie aus, lehnte sich an seine Brust, und sagte: mein Herrmann, wie glüklich werden wir leben!

So bald die Familie in ihrer Wohnung war, ging der Nachtwächter seines Weges, pochte an jedes Fenster, das noch Licht hatte, und meldete, daß der neue Holz-Inspektor, mit einer Frau, einem Kinde, einer Mutter und einem alten Manne, angekommen wäre. Das Gerücht war der

Familie schon zuvor geeilt. Herrmann hieß ein Taugenichts, der gegen den Willen seiner Eltern eine liederliche Person geheirathet habe, der von seinem Vater, nachdem er ungeheure Summen verschwendet, enterbt sey, und nun Gott danken müsse, daß er dies kleine Aemtchen bekomme. Noch diesen Abend ermahnten die beiden Prediger des Ortes, der Burgermeister und einige Officianten ihre Kinder, ein Beispiel an dem neuen Holz-Inspektor zu nehmen, und sich immer gut aufzuführen.

Am folgenden Morgen ganz früh machten Herrmann und Emilie, während die übrigen Menschen im Hause noch schliefen, einen Spaziergang, um die schöne Gegend des Städtchens kennen zu lernen. Als Elisabeth endlich aufgewacht war, fing sie sogleich wieder an zu singen, kramte dabei mit Betten, Möbeln und Kleidern, richtete ihr eigenes Stübchen ein, und examinirte die Magd, die sie vorgefunden hatte, über die Nahmen und die Familienverhältnisse ihrer Nachbaren zur Seite und gegenüber. Martin nagelte, hämmerte, lief aus dem Keller auf den Boden, und sagte bei jedem Zimmerchen, bei jeder Bequemlichkeit, die er entdekte: hier wollen wir unseres Lebens wohl froh werden! Er war so vergnügt, und hätte so gern mit Elisabeth über das Glük seiner jungen Herrschaft gesprochen; allein die hörte nicht auf, von dem neuen Jerusalem zu singen. — Ein recht net-

tes Häuschen, Mamsell! fiel er endlich mit seiner kräftigen, tiefen Stimme ein. Sie sang:

Die Welt mag ihre Schlösser loben;
Ich lobe ihr Gepränge nicht;
Mein Lust- und Wohnhaus ist dort oben ...

„Unsers, Mamsell," sagte Martin unwillig, „ist für jezt noch hier unten; und ich wollte, Sie hülfen mir ein wenig, daß erst des Herrn Stube in Ordnung käme."

Anstatt zu antworten, sang sie wieder:

Ach, wundre sich nur Niemand nicht,
Daß ich nichts anders mehr verricht;
Die Braut kann doch sonst nirgends ruhn,
Sie hat mit ihrem Schmuk zu thun.

Jezt stieß Martin einen argen Fluch heraus; aber Elisabeth ließ sich dadurch nicht irre machen: denn sie hatte schon bemerkt, daß sie auch mit dem alten Martin nichts ausrichten konnte, der sie noch ärger kränkte, als Herrmann, und ihr frommes Singen Heuchelkram nannte.

Jezt kam Herrmann, mit Emilien am Arm, von seinem Spaziergange zurük; und in allen Häusern, an denen sein Weg vorüber ging, traten die Leute in die Fenster, um ihre Neugierde zu befriedigen. Alle sagten: ein schönes Paar! und wurden durch die holde Freundlichkeit, das himmlische Lächeln eingenommen, womit Emilie

einigen Kindern, die ihr begegneten, die Wange streichelte.

Nach Tische machte Herrmann einige Besuche bei den Vornehmern des Ortes, und am folgenden Tage trat er sein neues Amt an. Seine Nachbarinnen erkundigten sich nun bei seiner Magd, so oft sich diese nur sehen ließ, nach ihm und seiner Familie. Die Magd sagte: o das sind recht liebe gute Leute! Und fromm sind sie, so fromm! das Singen nimmt kein Ende. Die Mamsell singt den ganzen Tag, und der Herr auch zuweilen. Den alten Martin, den Bedienten, den muß man lieb haben, wie seinen Vater; und die Frau Inspektorin, die ist ein wahrer Engel.

Nun machte auch Emilie Besuche, und gewann sich dabei alle Herzen. So viele Demuth bei einer so geschmakvollen Kleidung hatte man nicht erwartet, und eine solche Sittsamkeit, bei einem so abscheulichen Gerüchte, sezte jedermann in Erstaunen. Als man die Familie erst näher kannte, wunderte man sich über nichts mehr, ausgenommen über das kleine Kind, das doch nicht von Emilien seyn konnte, da sie erst einige Monate verheirathet war. Man wollte die Base Elisabeth ausforschen; die wußte aber, zu ihrem grossen Mißvergnügen, selbst nichts. Sie vermuthete aus manchen Aeusserungen der Amme, daß es Luisens Kind sey; allein daß Herrmann sich ohne Scheu

den Vater des Kindes nannte, und daß Emilie es lächelnd an ihre Brust drükte: das war ihr unbegreiflich. Ach! sagte sie endlich einmal; ich würde viel ruhiger seyn, Herr Vetter, wenn ich wüßte, wem das Kind gehörte. Man weiß ja nicht, wie man es nennen soll!

„Karl heißt der Junge."

Aber wenn mich Jemand frägt: wer ist sein Vater?

„So machen Sie es wie ich; lächeln Sie, Elisabeth, schütteln Sie den Kopf, und thun Sie, als wenn Sie es nicht wüßten."

Lieber Gott! weiß ich es denn?

„Desto besser! So werden Sie den Kopf natürlicher schütteln."

Es ärgert mich, daß hier jedermann glauben muß, es wäre Ihr oder gar Emiliens Kind. Man muß doch auf Zucht und Ehre halten!

„Gut, Sie können also dreist widersprechen."

Die Leute werden mir aber nicht glauben.

„Das ist nicht meine Schuld."

Wenn man aber den Vater nennen könnte . . .

„Nennen Sie, wen Sie wollen. Im Grunde, Base, ist ja der Vater jedes Kindes zweifelhaft. Einen Vater hat der Kleine gehabt, wie eine Mutter."

Die Mutter wüßte ich denn wohl.

„Da wissen Sie schon mehr als ich."

Elisabeth sah ihn starr an. Ist es ein Hurkind, sagte sie ärgerlich, so sollten Sie Sich nicht damit abgeben.

Herrmann nahm das Kind auf seine Arme, und sagte: „unglükliches, verwais'tes Geschöpf! Du lächelst noch, obgleich die harte Base Elisabeth dich verstossen will. Aber wir, Emilie und ich, wir wollen dich lieben, und nie sollst du erfahren, daß du andere Eltern gehabt hast, als uns. Dein grosser Vater im Himmel schämt sich deiner nicht; und ich, ich Mensch aus Staub, ich sollte mich deiner schämen? Wenn doch im Gesangbuche ein Lied stände, das Mitleiden mit dir und deinesgleichen lehrte! . . . Aber warum auch Mitleiden! Sind wir denn nicht alle unechte Kinder der Natur, der eine mehr, der andere weniger? Nein, lieber Kleiner, mein Herz soll dich nie

nie verleugnen!" Base Elisabeth, die in der That nicht ohne Gefühl war, obgleich ihre mißverstandne Frömmigkeit es zuweilen erstikte, beugte sich beschämt zu dem Kinde nieder, küßte es, nahm es an ihre Brust, und überströmte es mit Liebkosungen.

Nach und nach kam Alles in eine gewisse Ordnung. Emilie dachte nicht daran, den Ton im Städtchen angeben zu wollen, sondern richtete sich bescheiden nach den Sitten, die darin herrschten; und Elisabeth fand hier zu ihrem Vergnügen ein grösseres Feld für ihre Neugierde und Geschwäzigkeit. Man theilte den Eifer, den sie für Neuigkeiten hatte, und bei einem Haare wäre sie eitel genug gewesen, den Modenton angeben zu wollen, wenn sie sich nicht gar zu sehr vor Herrmanns Spotte gefürchtet hätte.

Zu den näheren Bekannten des Langischen Hauses gehörte der Floßverwalter Castran, dessen Vorgesezter Herrmann war. Dieser Mann fand sich gleich den Morgen nach der Ankunft der Familie ein, und erbot sich mit grosser Geschmeidigkeit zu allen ihm nur möglichen Diensten. Er mißfiel Herrmannen, so wie Emilien, auf den ersten Blik, und Martin sagte: hole den Kerl der Teufel! Sieht er nicht aus wie ein Spizbube, so mag man mich selbst einen schelten. Der Base Elisabeth hingegen hatte er sehr gefallen; denn er konnte

ganz gut erzählen, und erzählte Alles, was er wußte.

Ew. Gnaden, redete er Langen bei dem Besuche an; ich freue mich, daß ich die Ehre habe, unter Ihren Befehlen zu stehen, und ich hoffe, Dieselben werden mich mit Ihrer Freundschaft beglücken. Ich habe die Gnade, mit dem sämmtlichen Adel hier in der Nachbarschaft bekannt zu seyn; und hätte nicht mein Großvater das Unglük gehabt, einer Ehrensache wegen aus Frankreich fliehen zu müssen, wie das Ew. Gnaden aus meinem Nahmen gütigst merken werden, so . . . „Wie läßt sich," sagte Herrmann ernsthaft, „aus einem Nahmen merken, daß jemandes Großvater wegen einer Ehrensache sein Vaterland verlassen hat? Ich habe nicht einmal gemerkt, daß Ihr Nahme Französisch ist. Uebrigens heisse ich, wenn Sie die Güte haben wollen, mich so zu nennen, Holz-Inspektor, und nicht Ew. Gnaden." Castran verbeugte sich demüthig, und pries die Demuth seines Vorgesezten. Das dritte Wort von ihm war aber immer der Nahme eines Edelmannes, mit dem er einen lustigen Tag gehabt hatte, bei dem er zum Besuche gewesen war, oder den er in Kurzem besuchen wollte.

Er ließ sich nicht undeutlich merken, daß es ihm hier in dem Städtchen nicht gefiele. Denn, sehen Sie, liebste Mamsell — so wendete er sich

an Elisabeth: — wenn man die Gnade gehabt hat, zwanzig Jahre lang dem höchsten Adel zu leben, so ist man an bessere Manieren gewöhnt, als hier zu Hause sind. Die guten Menschen kennen nicht dafür; aber ich leide darunter. Es tröstet mich indeß einiger Maßen, daß ich hin und wieder in mancher alten Familie wohl gelitten bin, und daß Sie hieher gekommen sind. Ihnen sieht man es auf den ersten Blik an, daß Sie in der Residenz gelebt haben. So etwas entgeht einem geübten Auge nicht. Elisabeth lächelte freundlich, Emilie tändelte mit dem Knaben, und Herrmann fing ein Gespräch über Castrans Amt an.

Ein kleines Aemtchen, Herr Holz-Inspektor; doch . . . Ich weiß nicht, was ich versehen haben mochte; aber ich merkte wohl, daß ich fürs erste nicht mehr in der Residenz bleiben könnte. Da gaben mir meine Gönner (und ich kann mich rühmen, daß ich mehrere habe, die täglich um Se. Durchlaucht sind) — die gaben mir diesen Posten. Mein lieber Castran, sagte ein Herr von Bedeutung; ich bedaure. Sie haben Verdienste um den Staat (ich hatte seine Kinder im Tanzen unterrichtet); aber Sie sollen auch weiter. Jezt bin ich schon über ein Jahr hier, und, muß ich glauben, vergessen.

„Man hat Sie auf eine ehrenvolle Art exilirt, lieber Herr Castran. Das schliesse ich daraus,

weil man Sie gerade hierher geschikt hat. Auch ich bin in Ungnade gefallen, wie Sie das wohl gehört haben werden, lieber Herr Castran. (Castran verbeugte sich.) Aber glauben Sie mir, das System kann sich ändern, und wir Beide können wieder empor kömmen. Wer weiß, wodurch Sie Sich die Aufmerksamkeit, und dann die Ungnade des Hofes zugezogen haben?" Castran sah den neuen Holz-Inspektor darauf an, ob er das in Ernst meine, oder ob er ein Spottvogel sey. Das will ich eben nicht sagen; aber von Ihnen habe ich gehört, daß die Verheirathung mit Dero Frau Gemahlin . . . .

„Das wohl nicht, lieber Herr Castran; es wär etwas Wichtigeres. Heirathen hätte man mich wohl lassen; aber — Genug, es war etwas Schlimmeres, als das."

Schweigen kann ich, Herr Holz-Inspektor, wenn Sie es sonst mir anvertrauen wollen. Da ist zum Exempel der Herr Präsident von Sachland; der erlebt nicht das Mindeste, wobei er mich nicht zu Rathe zöge. Aber schweigen muß man können! Noch neulich sagte der Herr Kammerherr von Silberstein zu mir: lieber Castran, ich weiß, Sie sind mein Freund. Und nun entdekte er mir einen Vorfall mit seiner Tochter, wobei mir die Haare zu Berge standen.

Ei, sagte Elisabeth; was war denn das, lieber Herr Castran, mit der Tochter des Herrn von Silberstein?

„Wie können Sie so fragen, Base Elisabeth! Sie hören ja, daß Herr Castran schweigen kann."

So ging die Unterredung fort, und Herrmann spottete nachher über sich selbst. „Lache nicht, Emilie," sagte er, als er diese lächelnd sah. „Ich selbst komme mir in diesem Augenblicke vor, wie unser Herr Castran, dessen Großvater eine Ehrensache hatte, der sich als Tanzmeister Verdienste um den Staat erwarb und nun hieher auf den Holzplaz exilirt wurde. Wie oft bin ich nicht in Versuchung, mir eine Lobrede über die Festigkeit zu halten, mit der ich dem Ungewitter Troz geboten habe! Ueber den Hof lächeln, verräth eben so viele Eitelkeit, als mit ihm prahlen. Eitel sind wir Alle. Hier unsre Base Elisabeth zum Beispiel: die rühmt sich ihrer genauen Bekanntschaft mit Gott so oft, wie unser arme Tanzmeister der seinigen mit dem Adel."

Wer mich bekennet vor den Leuten, . . . sagte Elisabeth ein wenig beschämt.

„Aber das Singen und Beten, Base, hat die Bibel doch ins Kämmerlein verwiesen."

Eine Heidin bin ich freilich nicht!

Wenn das Christenthum im Singen besteht, brummte Martin; so sey Gott mir armen Sünder gnädig! Ich habe nur Einmal in meinem Leben gesungen, als wir auf der Bank fest saßen, und das Wasser über das Verdeck schlug. Da sang Alles, und ich mit. Gut geklungen hätte es nicht, sagte nachher der Steuermann, als wir flott waren. In der Kirche lese ich den Gesang still mit; denn ich weiß, wie ich singe. Nun, jeder thut, was er kann. — (Er hielt seinen Stumpf hin, um zu zeigen, was er gekonnt hatte.)

„Sieh! da ist der Tanzmeister!" sagte Herrmann lebhaft, und faßte den Stumpf des Matrosen. „Aber rühme dich nur, guter Martin! Wer eine so ehrenvolle Wunde im Gefechte davon getragen hat, darf sie bei Gelegenheit wohl zeigen."

Nein, sagte Martin, Sie haben Recht, Herr Inspektor. (Er verbarg den zerschmetterten Arm.) Das gehört so gut ins Kämmerlein, als der Mamsell ihr Singsang. Ich tauge nicht mehr, als sie; aber ich will mich bessern . . . Und die Wahrheit zu sagen, hätte ich vorher gewußt, daß es mir die Hand kosten sollte, wer weiß . . . Doch nein, da ist Gott mein Zeuge! Und sich schlechter zu machen, Herr Inspektor, als man ist, das braucht man nicht. Gott kennt mich.

„Auch ich, lieber Martin," sagte Herrmann, und reichte ihm die Hand. — Und ich, sagte Emilie lächelnd. — Sie, meine engelgute Frau Inspektorin, rief Martin eifrig; und wenn wir Alle, wie der Herr da sagte, aus Hochmuth dem lieben Gott unsre Wunden zeigen, wie's auch wahr ist, so . . . ich muß es Ihnen einmal sagen: Sie nicht; Sie bleiben immer in dem Kämmerlein, mit Allem, was Sie Gutes haben, thun und sind.

Emilie erröthete, und wollte sich gegen das Lob vertheidigen. Herrmann faßte sie aber zärtlich in seine Arme, und sagte: „edle, reine, gute Seele! ja, du verschweigst deine Tugenden, wie deine Schmerzen, und zeigst nichts als deine Demuth und deine Liebe. Martin hat Recht; du allein darfst über den verdienstvollen und doch exilirten Tanzmeister lächeln: wir nicht, meine Emilie. Nun, wenn er sonst gut ist, der Herr Castran, so mag er immer wiederkommen." Lassen Sie ihn wegbleiben, sagte der alte Martin unmuthig; der Mensch wirft ja immer mit gnädigen und vornehmen Herrn um sich. Ich habe allen Respekt vor den gnädigen Herrn; der liebe Gott wird wohl wissen, wozu sie in der Welt nüz sind; aber man muß doch auf sich selbst etwas halten: sonst . . .

Ich denke, sagte Elisabeth, Herr Castran

hält wohl etwas auf sich; eben darum geht er mit Leuten von Stande um.

Martin wendete sich unwillig ab, weil er sich immer nur sehr ungern mit Elisabeth einließ.

Herrmann hatte in dem Städtchen verschwiegen, daß er geadelt war, und nannte sich den Inspektor Lange schlechtweg; Herr Castran ging aber rings umher und erzählte. Charmante Leutchen! Freilich weiß der Herr von Lange noch nicht, wie er es hier angreifen soll, und die gnädige Frau sagte zu mir: mein lieber Herr Castran, Sie können meinem Manne guten Rath geben. Je nun ja! ich that, was ich konnte, und es soll schon gehen. Sehen Sie, da sezte sich der Herr von Lange auf diese Seite, die gnädige Frau auf diese, und da erzählten Sie mir im Vertrauen, wie es zugegangen ist, daß sie in Ungnade gefallen sind. Eine erschrekliche Geschichte, Herr Pastor! Aber ich habe noch schreklichere erlebt. Sie glauben nicht, wie leicht man da zu Boden liegen kann! Was meinen Sie, daß ich jezt seyn könnte, wenn ich nicht in Ungnade gefallen wäre? Floßverwalter? Lieber Gott! das konnte ich vor zehn Jahren werden. Aber ich bin hier zufrieden, und will nun nicht wieder weg. Noch vor einigen Tagen hatte ich einen Brief von einem gewissen vornehmen Manne; der schrieb mir: lieber Castran, das System hat sich geändert. Ei,

ich danke für alle Systeme. Hier habe ich mein ruhiges Brod; und, so viel Ehre auch dabei ist, um Alles zu wissen, und so Manches durchsetzen zu können, am Ende wird man doch des Dinges müde.

Die Pastorin bat ihn nun, ihr die erschrekliche Geschichte von Herrmanns Ungnade doch zu erzählen. Er sezte in der Geschwindigkeit einen Roman zusammen, worin es nicht an Bitterkeiten über den Hof und die Minister fehlte. Der Pastor ging mit seiner Pfeife im Zimmer auf und nieder, schüttelte zuweilen den Kopf, und bewunderte den Muth des Herrn Castran, daß er ohne alle Scheu sogar dem Minister des geistlichen Departements so viel Böses nachsagte. Er antwortete nur mit manchem Hm! Hm! damit er nicht etwa auch in Ungnade käme.

Herrmann hatte nun grosse Mühe, den Titel: gnädige Frau, den man Emilien mit Gewalt aufdringen wollte, von ihr abzuwehren, besonders, da Castran ausgebreitet hatte, daß der neue Holz-Inspektor bald wieder mit doppeltem Glanze in die Residenz zurükkehren würde.

Zwar konnte Castran Herrmannen nicht wohl leiden; indeß drängte er sich doch an ihn, als den einzigen Adeligen, und folglich nach seiner Meinung den wichtigsten Mann, im Städtchen. Und da

Herrmann bald auch manche Mißbräuche bei dem Holzwesen mit grosser und anhaltender Strenge abschaffte, so glaubte Castran noch mehr, sich um seine Gunst bewerben zu müssen. Er bat daher ihn und Emilien zu seiner Hochzeit mit einer Kammerjungfer aus einem adeligen Hause. Frau Inspektorin, sagte er zu Emilien, als er sie einlud: — meine Braut ist zwar Kammerjungfer gewesen, und Sie werden fragen, warum ich mich so wegwerfe. Aber ich bitte unterthänig, hören Sie meine Gründe. Meine Braut war mehr Gesellschafterin als Kammerjungfer der gnädigen Frau; sie wurde immer Mamsell genannt, und aß, wenn kein Fremder da war, mit am Tische. Ich habe wohl hundertmal da gegessen. Lieber Castran, sagte die gnädige Frau dann sehr oft zu mir: meine Freundin wäre eine Frau für Sie. Nicht wahr? Sie kennt die Manieren eines guten Hauses, und Sie würden sich ihrer nicht so zu schämen haben, als wenn Sie etwa eines Predigers Tochter nähmen. Das bedachte ich; und — in einem oder zwei Jahren hat man es ja vergessen, daß sie Kammerjungfer gewesen ist. Ich hätte wohl eine bessere Partie machen können; aber man will doch seine Freunde nicht vor den Kopf stossen, und die gnädige Frau beehrt mich wirklich mit ihrer Freundschaft. Also Sie werden so gnädig seyn, mich mit Ihrer Gegenwart zu beglücken? — Herrmann und Emilie nahmen die Einladung an.

Die Braut war ein artiges Mädchen, und würde aller Welt gefallen haben, wenn nicht Herr Castran aller Welt hätte zeigen wollen, daß sie in der großen Welt gewesen wäre. Er stand bei der Trauung, als ob er so eben einen Tanz-Pas machen wollte; und nachher sagte er zu Herrmann: Es ist mir lieb, daß die wunderliche Ceremonie ein Ende hat. Sie machen in den kleinen Städten ordentlich Ernst aus so etwas!

„Ist es Ihnen denn kein Ernst mit dem Heirathen?" fragte Herrmann. Castran erröthete, lächelte mit einer Verbeugung, und entfernte sich geschwind aus Herrmanns Nähe. Er war gegen alle Mädchen zärtlich, nur gegen seine Braut nicht, weil er glaubte, ein Mann von Welt dürfe das nicht seyn. Herrmann sagte auf dem Rückwege zu Emilien: „er ist ein Narr, und zwar ein höchst gefährlicher. Ich bin überzeugt, er würde ein Teufel seyn, wenn Ihn Jemand überredete, daß die vornehme Welt es so wolle."

Herrmann war noch kein volles Jahr im Städtchen, als der eine Prediger starb. Die Gemeinde hatte die Stelle zu besetzen, um die sich sogleich mehrere junge Männer bewarben. Diese Angelegenheit war für das ganze Städtchen wichtig. Die stimmfähigen Bürger betrugen sich noch einmal so stolz, als sonst, besonders gegen die demüthigen Candidaten. Einer von diesen wurde, weil

er schon verlobt war, allgemein verworfen, ob er gleich das Zeugniß sehr gründlicher Kenntnisse, eindringender Beredtsamkeit und des edelsten Charakters hatte. Herrmann hörte so oft und so viel über die Predigerwahl sprechen, daß sie am Ende auch ihn interessirte. Man tadelte allgemein den Stolz des Candidaten, der schon eine Braut habe, und nun doch niemanden ein gutes Wort gönnen wolle, sondern wohl gar den Bürgern sage: ist einer von meinen Mitbewerbern geschicter zu dem Amte, als ich, so thäten Sie Unrecht, wenn Sie mir Ihre Stimme gäben. Herrmann freuete sich über diesen Zug von edlem Stolze. Er erkundigte sich näher nach dem jungen Manne, und hörte dessen Kenntnisse und Charakter von den unverwerflichsten Zeugen loben. Er und Emilie entschlossen sich nun, diesen Candidaten nach ihren besten Kräften zu unterstützen. Obgleich schon allgemein beschlossen war, daß er die Stelle nicht bekommen sollte, so hatte man doch Lust, ihn einmal zu hören, und er mußte eine Probepredigt halten. Emilie kam sehr gerührt aus der Kirche zurük, und Elisabeth schüttelte den Kopf. Dies war für Herrmann noch ein Beweis mehr für den Werth des Mannes. Er besuchte nun alle Bürger nach der Reihe, und Emilie wendete sich an ihre Frauen. Mit Einem Worte, Herrmann und Emilie betrieben die Sache so gut und so glüklich, daß der Candidat Mühlenberg wirklich die meisten Stimmen erhielt. Einige Tage nachher erfuhr

Herr Mühlenberg, mit welchem Eifer der Inspektor sich für ihn verwendet hatte, und er glaubte nun, den Mann, dem er so viele Verbindlichkeit schuldig war, besuchen zu müssen.

Als er in das Zimmer trat, sprang Herrmann auf, und rief: Mühlenberg! bist du es? Beide erkannten einander; Mühlenberg hatte auf der Universität mit zu Herrmanns kleinem, gewähltem Cirkel gehört. Ihre Freude, einander hier wiederzufinden, war unaussprechlich, und die alte Freundschaft lebte mit neuer Herzlichkeit wieder auf, als sie sahen, daß sie einander noch immer ähnlich waren.

Nun hatte Herrmann nichts mehr zu wünschen: Freundschaft erhöhete ihm den Reiz der Liebe, und gab seinem Herzen die sicherste Ruhe. Er sagte oft zu Emilien, mit Thränen der Freude in den Augen: „du! und Mühlenberg! O, guter Gott! wie glüklich bin ich!"

Das Glük der Langischen Familie vergrösserte sich noch, als der neue Prediger seine junge Frau zu ihr brachte: ein holdes, sanftes Geschöpf, dem die Güte aus den Augen sprach, und das vollkommen Emiliens Freundin zu werden verdiente. Das Vertrauen beider Familien zu einander stieg von Tage zu Tage, und ihre Stunden verflossen in dem süssesten Genusse der Ruhe. Die beiden

Männer philosophirten mit einander, und redeten so freimüthig, als sie es bisher vor keinem Menschen gewagt hatten. Sie arbeiteten zusammen, oder lasen jeder allein, und theilten einander mit, was sie Vorzügliches gefunden hatten. Herrmann konnte nun seiner wilden satirischen Laune ohne alle Scheu wieder nachhängen; denn Mühlenberg freuete sich, selbst mitten in den ernsthaftesten Gesprächen, über ihre Sprünge, und hielt sie für den schönsten Reiz der Unterhaltung. Die beiden Frauen nahmen, wenn ihre Männer philosophirten, wenigstens an den Resultaten Theil, leiteten aber die Gespräche derselben oft von der unfruchtbaren Spekulation in das wirkliche Leben, und wurden dabei, wenn auch nicht gelehrt, so doch immer gebildeter.

Elisabeth konnte an diesen Unterhaltungen freilich kein Vergnügen finden; aber auch sie hatte jezt ihren Umgang, der sie sehr glüklich machte. Eine alte Predigerwittwe erzählte ihr die Neuigkeiten des Städtchens, und Herr Castran die vom Hofe, der Residenz und den umwohnenden adeligen Familien. Sie hatte zwar von der Residenz nicht viel mehr kennen lernen, als Lebrechts Haus; doch jezt fing sie an, sich dahin zurük zu sehnen. Zu ihrem grossen Mißvergnügen sagte aber Herrmann: „hier will ich sterben! Man könnte mir, ich weiß nicht was, anbieten, ich würde diesen Wohnsiz des Glückes nicht verlassen. Und wenn

ich das Ding recht genau besehe — habe ich denn nicht schon, was ich in der Residenz erst mühsam suchen müßte? Ist Herr Castran nicht der vollkommenste Hofmann von der Welt, ein ganzer Hofstaat in einer Person? und bin ich hier nicht Minister, und alles, was ich seyn will? Meine Holzwärter, meine Holzknechte — wer will es mir wehren, Base, sie in die Subalternen meines wichtigen Departements zu verwandeln, und die Oberförster, mit denen ich zu thun habe, sämmtlich in Excellenzen, meine Kollegen, und die Holzschichten in das Volk, das ich in Reih und Glied stelle und einschichten lasse, wie ich Lust habe? (Gott mag nur geben, daß in jedem Staate so viel Ordnung ist, als auf meinem Holzplatze!) Was brauch' ich denn dazu? Gerade eben so viel Imagination, wie der Minister. Er muß sich die Menschen als Holzscheite denken; ich die Holzscheite als Menschen: und dabei habe ich mehr Freude, weil weniger Reue dabei ist."

Das und mehr dergleichen sagte Herrmann, um die Base darauf vorzubereiten, daß er seinen jetzigen Wohnort nie wieder verlassen wollte, ob ihm gleich unter der Hand zu verstehen gegeben wurde, daß er in die Residenz zurükkehren möchte. Der Zorn der Tante Ausurth hatte sich gemildert. Zwar wollte sie noch immer nichts von Herrmann hören, und der Lieutenant that Alles, was er nur konnte, ihren Haß zu unterhalten; der Kammer-

rath sah indeß wohl, daß sie wenigstens keine Entschuldigung für Herrmanns Betragen verwerfen würde. So lange er ein armseliger Holz-Inspektor blieb, konnte sie ihm freilich nicht verzeihen; allein — in Kurzem mußte es nur auf ihn selbst ankommen, eine der vorzüglichsten Stellen zu haben. Es war dem Kammerrath durch die dritte Hand der Vorschlag, in Form eines guten Rathes, gethan worden, Julchen an einen bedeutenden Mann zu verheirathen, und ihr seine Forderungen an den verstorbenen Erbprinzen zur Aussteuer mitzugeben. Wer konnte dieser bedeutende Mann anders seyn, als Rolfs? — Der Kammerrath fand den Vorschlag des Ueberlegens werth. Zwar verlor er sein Vermögen; indeß seine Tochter bekam es doch, und Rolfs mußte dann das Glük seiner beiden Söhne befördern. So konnte er ihnen den Verlust, den sie erlitten, redlich ersetzen, und überdies wurden sie durch das grosse Vermögen der Anfurth, das jezt ihnen allein zufiel, vollkommen schadlos gehalten.

Julchen bekam nun von ihrem Vater einen sehr deutlichen Wink, den Herrn von Rolfs nicht abzuweisen, und für ihren Bruder Herrmann bei einer schiklichen Gelegenheit zu reden. Es ordnete sich Alles zum Erstaunen gut. Ehe Rolfs noch seinen Antrag machte, sprach er mit dem Kammerrathe über Herrmann. Er bedauerte dessen unbeugsame, eigensinnige Laune, schrieb aber sein Un-

Unglük besonders dem Fürsten zu, der die Begebenheit mit dem Fräulein von Roslau noch nicht vergessen hätte. Indeß, meinte er, sey gar nicht alle Hoffnung verloren, ihn wieder in seine vorige Carriere zu bringen. Nun kam er auf des Kammeraths Forderungen an den Fürsten. Er sagte: sie wären rechtmäßig; aber zum Unglük fehle es den Obligationen an der gehörigen Form. Der Kammerrath selbst gestand zu, daß nur ein Vergleich die unangenehme Sache endigen könne, und äusserte den Wunsch, daß wenigstens einem seiner Kinder die Summen bezahlt werden möchten. Die Anfurth, sagte er deutlich, könnte die beiden andern entschädigen. Endlich rükte der Herr von Rolfs mit seinem Antrage hervor. Der Kammerrath nahm ihn mit Feinheit an; doch drang er zugleich darauf, daß Herrmann wieder aus seiner Verbannung zurükgerufen werden möchte. Rolfs versprach das; nur gab er dem Vater zu verstehen, daß man nothwendig erst Herrmanns Absichten kennen müsse, um sich nicht durch seinen Eigensinn zu kompromittiren. Der Kammerrath gab nun Jemanden den Auftrag, seinen Sohn darüber auszuforschen. Sein Vertrauter reiste nach dem Städtchen, worin Herrmann lebte, besuchte diesen, und erbot sich, ihn mit seinem Vater zu versöhnen.

„Das heißt?" fragte Herrmann.

„Sie wieder in die Residenz, in Ihr Amt, selbst in eine noch grössere Carriere zu bringen. Es sind sehr glükliche Umstände eingetreten, die ein Mann von Ihrem Kopfe gewiß benutzen wird.

„Und die sind?"

Der Herr von Rolfs bewirbt sich um die Hand Ihrer Schwester.

„Grosser Gott! Glükliche, sagen Sie? . . . Und mein Vater?"

Noch ist nichts gewiß. Ihr Vater will sich nicht eher entscheidend erklären, als bis Sie wieder zurükgerufen sind.

„Barmherziger Gott! Sagen Sie meinem Vater . . . Doch nein; ich werde ihm selbst schreiben. Sagen Sie meinem Vater nur, daß ich mich seiner an jedem Tage mit der Ehrerbietung und Liebe eines Sohnes erinnere, daß in meinen Augen der Sohn ein Bösewicht ist, der sich eine **Versöhnung** mit seinem Vater nur **denken** kann. Ich will nur **Verzeihung** von meines Vaters Liebe.

Der Fremde reiste wieder ab. Der Kammerrath und Julchen erhielten Beide von Herrmann Briefe, worin er sie mit der vollen Kraft seiner

Beredtsamkeit vor einer Verbindung mit Rolfs, diesem Nichtswürdigen, warnte. „O, meine theure Schwester," schrieb er; „traue doch wenigstens dies Eine Mal deinem Bruder, dem Ihr ja immer vorgeworfen habt, er meine es mit allen Menschen gleich=redlich. Wie sollt' ich es mit dir, meiner geliebten Schwester, nicht redlich meinen! Schlag die Verbindung aus, Julchen, die dich auf immer an einen Bösewicht fesseln würde. Laß dich nicht überreden, den Schritt zu thun, den du nur bereuen könntest. Ihr sagt, er ist jezt arbeitsam, gerecht, und ein guter Staatsdiener. Das kann seyn, Julchen; sein Verstand, seine Stelle, die Blicke der Tausende, die auf ihn geheftet sind, zwingen ihn zu dem Scheine mancher Tugend, ja zu den Tugenden selbst. Aber du — du sollst mit ihm in der stillen, verborgenen Lage des häuslichen Lebens seyn. Er wäre vielleicht ein guter Minister; aber, bei Gott! er wird ein schlechter Gatte, und ein noch schlechterer Vater. Für dich wird er alle seine Laster haben!"

Vater und Tochter wurden bei Herrmanns Briefen wohl ein wenig besorgt; die Anfurth aber warf alle Bedenklichkeiten durch ihre Drohungen über den Haufen. Der Kammerrath ging nun nach seiner Gewohnheit wieder sehr fein zu Werke. Nachdem er Julchen mit allen möglichen Gründen zu überzeugen gesucht hatte, es sey anders, als sie nach dem Briefe ihres Bruders wohl fürchten

könne, überließ er Alles ihr selbst, und stellte sich, als träte er von einem Spiele zurük, das er heimlich noch immer fortsezte.

Julchen wurde mit Rolfs versprochen, und ihre Aussteuer waren die Forderungen ihres Vaters, den der Fürst in Kurzem zum Kammer=Direktor machte. Rolfs spielte den Großmüthigen: er erklärte bestimmt, daß er gern mit der Hälfte der Summe zufrieden seyn wollte: und so erhielten Herrmann und der Lieutenant, wenn sie sich in das Vermögen der Anfurth theilten, eben so viel als er.

Die Anfurth drang nun darauf, daß Herrmann befördert werden sollte. Sein Vater meldete ihm die Verlobung seiner Schwester mit Rolfs, ohne dabei des Warnungs=Briefes zu erwähnen, und bat ihn, sich zu erklären, auf welche Weise er wieder angestellt zu werden wünschte. „Wir haben," schrieb er, „jezt die herrlichsten Aussichten. Ich bin Kammer=Direktor, dein künftiger Schwager ist Geheimer Etatsrath, dein Bruder Kapitain und Flügeladjutant des Fürsten; die Grösse unseres Hauses kann nun nicht mehr fehl schlagen." Zum Schlusse des Briefes bat er seinen Sohn, selbst in die Residenz zu kommen, und seinen Schwager zu sprechen, der, so wie auch die Tante Anfurth, bereit sey, sich wieder mit ihm zu versöhnen.

Herrmann reichte Emilien den Brief hin, und

ging sinnend das Zimmer auf und nieder. Emilie gab den Brief, als sie ihn gelesen hatte, lächelnd zurük.

„Nun, Emilie?"

Lieber Herrmann, die Frage ist jezt wohl nicht von unserm Glücke; denn sonst — Können wir glüklicher werden, als wir es hier sind? Mich dünkt, es ist etwas Höheres, was dich beunruhigt: die Pflicht des Sohnes.

So eben öffnete Mühlenberg die Thür. Er sah in Emiliens Augen Thränen, und in Herrmanns Gesichte sorgenvolle Unruhe. Herrmann erzählte, was sein Vater verlangte. „Recht, Emilie!" sagte er dann, und küßte ihre Hand: „es ist nicht von unserm Glücke die Rede; denn wo könnte ich glüklicher seyn, als hier, in den Armen der Liebe, der Freundschaft und der Ruhe? Es kommt hier auf die Pflicht des Sohnes an."

Oder, sagte Mühlenberg, auf Etwas noch Erhabneres: die Pflicht gegen das Vaterland. — Du lächelst, Lange?

„Ja, weil du das Ding nicht kennst, das du mir da aufführst. Darüber bin ich lange mit mir Eins: mein Vaterland ist der Kreis, worin ich wirken kann, jezt also der Holzplaz, und was da

zu gehört; auf dem thue ich, was in meinen Kräften ist!"

Mit deinem Geiste, mit deinem Herzen könntest du mehr thun, Lange!

„Wer zweifelt daran! Aber ob ich mehr thun **würde**: das ist die Frage. Ich habe im Cabinette gearbeitet, und bin nicht blind, nicht taub gewesen. Da denkt ihr, es wäre mit gutem Willen und mit unbesiegbarem Eifer gethan. Wahrhaftig nicht. Stelle den hellsten Kopf, den tugendhaftesten Eiferer an die Spitze der Geschäfte; und du hast nichts gewonnen, vielleicht sogar verloren. Die Geschäfte werden schlecht geführt, und das Volk erliegt unter Mißbräuchen. Richtig. Aber gerade die, welche die Verwaltung schlecht führen, welche die Mißbräuche zu unterhalten suchen, kennen den Gang der Geschäfte am besten, und haben daher auf diese den stärksten Einfluß, der schlechterdings nicht zu verhindern ist. Stelle du nun den ersten Menschen an die Spitze. Er muß entweder seinen Plan **mit** diesen Leuten durchsetzen; und hältst du das für möglich? — oder **ohne** sie; und da stokt es auf allen Seiten. Ich kenne edle Männer unter den Grossen; es ist nur ihr Unglück, daß sie unwirksam unter der Menge Taugenichte dastehen müssen. Das Einzige, was sie aufrecht erhalten kann, ist Geduld, und der Glaube an eine bessere Zukunft, an die auch ich

glaube. Die Zeit allein arbeitet mehr, als die sämmtlichen Staatsmänner in Europa. Wir erstaunen über manche Begebenheiten unsrer Tage, und sehen nicht, daß der Same dazu vor Jahrhunderten gesäet ward, daß die Zeit ihn groß zog, und daß die Staatsmänner sich selbst wundern, woher das seltsame, neue Ding, das sie nicht wegschaffen können, gekommen ist. Ich danke Gott, daß ich Holz-Inspektor bin. Hier diene ich meinem Vaterlande mit vollem Herzen, und gut. Wenn ich höher zu stehen wünschte, so müßte ich ehrsüchtig seyn, oder den langsamen Gang der Verbesserung nicht kennen. — Das fängt mich nicht, Mühlenberg."

Das heißt: eine schlechte Regierung einer besseren gleich machen.

„Das heißt es nicht. Ein Fürst kann viel, doch nicht Alles. Aber Gott gebe uns edle Fürsten; die edlen Minister werden dann nicht fehlen, ohne, daß wir, ich oder du, nöthig hätten, das Staatsruder zu ergreifen. Da steckt es, Mühlenberg. Sieht der Fürst, so sehen auch die Minister; ist er gerecht, so sind auch sie es. Das Wirken in der Welt besteht fast nur im Forttreiben Anderer. — Ich fühle mich hier glüklich. Ein tüchtiger Holz-Inspektor, wie ich es von des Fürsten, und ein glüklicher Hausvater, wie ich es von Gottes und Emiliens Gnaden bin, ist wahrhaftig

aller Ehre werth. Und schaffe du in einem Lande nur erst ein Paar hunderttausend gute, brave glükliche Hausväter; dann sollst du sehen, was für Minister wir haben werden! Die Aufklärung, guter Freund, ist kein Bliz in der Nacht, der auf einen Augenblik das stärkste Licht giebt, nebenher blendet, und es dann nur desto dunkler werden läßt; sondern das Anbrechen des Tages, das allmählich ganz erhellt. Ehe man es sich versieht, wird die Sonne da seyn. Laß mich auch das noch sagen: so wie die Sonne von unten heraufsteigt, so muß die Aufklärung aus dem Mittelstande kommen. Er kann, eben, weil er in der Mitte ist, nach oben und nach unten wirken. Was war der tugendhafte Belisar den späteren Griechen? Ein Meteor, das sie einen Augenblik blendete, ohne sie besser zu machen."

Emilie sagte sanft: aber dein Vater, lieber Herrmann! Mein Glük, das weißt du wohl, kann sich durch eine Veränderung unserer Lage nur vermindern; aber das Verhältniß mit deinem Vater ist ein Stachel in deiner Seele.

„Das weiß Gott, Emilie!" sagte Herrmann betrübt, und ging, den Kopf schüttelnd, auf und nieder. Dann sagte er: „wenn ich überlege, Emilie, daß ich dennoch mit aller meiner Liebe nicht zum Zwecke kommen werde (denn ich sehe voraus, wie man mir mitspielen wird); so möchte ich

thun, wozu mein Herz mich treibt: hier bleiben."

Und deine Kinder? fiel Mühlenberg ein.

Herrmann umfaßte Emilien; sie erröthete, und lehnte die brennende Wange an seine Brust. „Du hast entschieden, Mühlenberg!" sagte Herrmann, und stand in hoher Freude auf. „Ja, wir bleiben hier!" Er war so entzükt, als ob ihm Emilie aufs neue gegeben wäre. Der Gedanke an die Erziehung seiner Kinder hatte Herrmannen schnell bestimmt. Er sah ein, daß er sich in keinem Amte ihnen so widmen könnte, wie in dem jetzigen, und daß es ihm, wenn er in der Residenz lebte, nicht möglich seyn würde, den Einfluß seiner Verwandten auf sie gänzlich zu verhüten. Darüber hatte Herrmann mit seiner Emilie gesprochen, als sie ihm in einer Stunde der heiligsten Vertraulichkeit erröthend entdekte, daß sie hoffen könne, Mutter zu werden. Er nahm sie nach diesem Geständnisse in seine Arme, betrachtete sie mit Thränen der Freude in den ehrfurchtsvollen Blicken, und sagte: „meine geliebte, gute Emilie, wie glüklich sind wir, daß wir in dieser tugendhaften Stille leben, wo ich ganz Vater, und du ganz Mutter seyn kannst! Wie schwer würde uns ein Leben in der Residenz die Erfüllung dieser himmlischen Pflicht machen!" — Beide dachten jezt in demselben Augenblik an diese Unterredung, und waren nun sogleich entschieden.

Elisabeth hatte aus einzelnen Worten gemerkt, was vorging. Sie brachte den Punkt noch einmal zur Sprache, und sang sich fast heiser; aber das half nichts. Martin, der nun auch darum wußte, überschrie sie. Und thäte es der Herr, Mamsell, rief er in ihren Gesang hinein; so sollten Sie mich dauern, Sie am meisten! — Das hätte die Base bedenklich machen sollen; sie ließ sich aber von dem Ehrgeiz blindlings fortreissen.

Nein, sagte sie beinahe weinend: ich will von mir nichts sagen;

Wer seinen Hochzeitstag schon vor sich sieht,
Der ist um andern Tand nicht mehr bemüht.

Was! rief Martin: Sie noch heirathen? Aber, sezte er sogleich sanfter hinzu; warum nicht! Ich glaubte nur, Sie wollten bei der jungen Herrschaft aushalten bis an Ihr Ende. Elisabeth fuhr auf, und sagte ihm, daß sie ihren sanften und seligen Tod meine. Martin schwieg beschämt, daß er sie durch ein Mißverständniß beleidigt hatte. Nun hielt sie eine lange Rede, worin sie zeigte, daß man einer göttlichen Schickung nicht widerstreben müsse; und zulezt schloß sie mit den emphatischen Worten: „wer ein gut Kind zieht, der hat Freude; wenn er stirbt, so darf er nicht sorgen: denn er hat hinter sich gelassen einen Schuz wider seine Feinde, und der den Freunden wieder dienen kann."

Herrmann lächelte nicht, wie er sonst wohl bei ihren Reden that. „Wenn er stirbt, so darf er nicht sorgen!" wiederholte er langsam und gerührt. Martin öffnete schon den Mund; als er aber Herrmanns Miene sah, schwieg er, und sollte ich auch wieder in mein Häuschen ziehen müssen. Besuchen wird er mich ja doch wohl einmal! Nun, Gott Lob, auch ich kann von meinem Hochzeittage singen, wie die Base. — Herrmann folgte ihm nach, und sagte, als Martin ihn traurig anblikte: „wenn mein Vater so stürbe, Martin! Ach, er weiß nicht, daß ich ihn liebe: soll ich ihm das nicht sagen und zeigen?"

Wie Gott will, erwiederte Martin; ich bin zufrieden. Nur versprechen Sie mir, daß ich Sie zuweilen besuchen darf, und die Frau Inspektorin dazu. Lange werde ich's ja nicht mehr machen.

„Martin!" rief Herrmann: „dich lass' ich nicht, du ehrliche Seele! du bleibst bei mir bis an deinen Tod!"

Martin drükte ihm weinend die Hand, stürzte dann wieder in das Zimmer, und rief: wir ziehen nach der Residenz: aber ich bleibe im Hause. Er näherte sich Emilien ehrerbietig, und wiederholte: ich bleibe bei Ihnen und bei dem kleinen Karl.

In großer Freude über ihren Sieg und über

die wichtige Neuigkeit, die sie erzählen konnte, ging Elisabeth sogleich zu ihrer vertrauten Freundin. Unterweges sprach sie noch Herrn Castran, der seit einigen Wochen nicht in Langens Haus gekommen war, weil ihm Herrmann, wegen einer Nachlässigkeit im Dienst, einen Verweis gegeben hatte. Sie theilte ihm die wichtige Nachricht mit, daß der Herr geheime Etatsrath von Rolfs, der Liebling des Fürsten, nun Herrmanns Schwager würde, und daß sie wieder in die Residenz zögen.

Herr Castran sprang zwei Schritte zurük, empfahl sich der Base zu ihrer hohen Protektion, und ging dann, so schnell er konnte, nach Hause. Doch unterwegs klopfte er noch an drei oder vier Fenster, und erzählte: wir verlieren unsern guten Herrn Inspektor. Ich habe eben einen Brief aus der Residenz bekommen. Der Herr von Hellbra schreibt mir: lieber Herr Castran, ich melde Ihnen, daß der Herr von Lange durch seinen Schwager, den Herrn geheimen Etatsrath von Rolfs, wieder in Gnade gekommen ist. Man hat mir unter den Fuß gegeben, um seine Stelle anzuhalten; ich weiß aber noch nicht, ob ich es thue. Auf meine Nachricht können Sie Sich verlassen. Noch weiß es Niemand. Herr von Hellbra geht aber auch mit Sr. Durchlaucht um, wie ein Bruder! Wie gesagt, Sie können Sich darauf verlassen.

Liebe Frau, rief er, so wie er in sein Zimmer trat, ganz ausser Athem: wo ist mein neuer Rock? wo meine neuen Schuhe? Geschwind! ich will Inspektors zu Gevatter bitten.

Inspektors? so? erwiederte seine Frau, die vor zehn Tagen von einem Mädchen entbunden worden war. Ich dachte, lieber Mann, . . .

Still, still! da hab' ich eben von dem Postillion einen Brief bekommen. Es hat sich ausgeinspektort. Der Herr von Lange wird wenigstens Geheimerrath. Das habe ich ganz frisch aus der Residenz! Nun siehst du doch, was für Freunde ich habe! — Geschwind! Ich will auch den neuen Pastor bitten. Wo ist die seidne Weste und das neue Uhrband? — Mein lieber Castran, schreibt mir der Kammerjunker von Bülow. Du sollst hernach den Brief sehen; kein Bruder kann an den andern so schreiben. Der Herr von Rolfs — Und dein buntes seidnes Halstuch gieb mir doch; ich will es nicht gebrauchen — sieh, der heirathet die Schwester des Herrn von Lange. Nun habe ich erst einen Freund am Hofe!

Ja, der dir Verweise giebt.

Du weißt nicht, liebe Frau; das wäre nicht geschehen, wenn der Inspektor nicht gewußt hätte. Ich habe einen heimlichen Feind am Hofe. Der-

Inspektor ist nicht Schuld daran. Sieh einmal, liebe Frau! bin ich nicht recht hübsch? Nun, adjeu. Abschlagen werden sie, es mir nicht, gewiß nicht.

Herrmann und Emilie hatten, Arm in Arm und Brust an Brust, beschlossen, zwar in die Residenz zu gehen, aber dort eben so einfach, eben so häuslich, wie hier, nur sich und ihren Kindern zu leben. Jezt kam Herr Castran, mit dem Vorsatze sich zu stellen, als ob er ihr grosses Glük noch nicht wüßte, damit sie seine Einladung nicht diesem Umstande zuschreiben möchten.

Er brachte sein Anliegen vor, und Anfangs ging alles gut; bald aber brauchte er die Wörter: „Gnade, geruhen, unterthänigst," so oft, und empfahl sich Herrmanns Protektion so demüthig, daß dieser wohl sah, er müsse die Base Elisabeth schon gesprochen haben. „Ich glaube, Herr Castran, Sie haben Briefe aus der Residenz?" — Ja, Herr Inspektor, ja; und darf ich mich unterstehen, Ewr. Gnaden unterthänigst Glük zu wünschen? Wahrhaftig, gnädige Frau, so lange Sie hier sind, hat mir das Herz geblutet, daß eine so vortreffliche Dame, wie Ew. Gnaden, . . .

„Lieber Herr Castran, ich wünsche nun nichts mehr, als daß auch Ihre Verbannung sich bald endigen möge."

Da verlaſſ' ich mich ganz auf Ew. Gnaden. Sollt' es auch nur ein geringes Aemtchen seyn, das ich erhielte. Aber Dero Herr Schwager, der Herr Geheime Etatsrath von Rolfs . . .

„Das iſt eben das Elend, Herr Caſtran; wir müſſen andere Wege einſchlagen."

Caſtran ſprang vor Schrecken zwei Schritte zurük. Oder Dero Herr Vater, der Herr Kammerrath.

„Jezt Kammer-Direktor, lieber Herr Caſtran."

O, gratulire unterthänigſt. Alſo könnten Dero Herr Vater . . .

„Recht gern, lieber Herr Caſtran. Und da wir nun Gevattern werden, und ſo lange Kollegen geweſen ſind, ſo können Sie leicht denken . . . Der Fürſt, das wiſſen Sie ſelbſt, iſt wie die Ewigkeit: man glaubt an ſie, ohne ſich daran zu kehren. Die Miniſter, das wiſſen Sie auch, haben ſo viele Kreaturen zu befördern, daß ihnen keine Zeit übrig bleibt, an einen Floßverwalter zu denken, und wenn Sie hier unter den Holzhaufen und Holzknechten, die in Abſicht der Manieren nicht viel beſſer ſind, als die Holzkloben, auch noch einmal ſo viel von Ihrer monde zuſezten."

Wenn aber Ew. Gnaden erſt wieder in der Reſidenz ſind, und Dero Verdienſte . . .

„Was Verdienſte am Hofe gelten, das haben

Sie selbst erfahren, lieber Herr Castran. Wenn irgend Jemand verpflichtet ist, die Worte: „ohne alle unser Verdienst und Würdigkeit," recht andächtig zu beten; so sind wir es, die wir bestimmt sind, am Hofe zu leben. Ich war ein guter geheimer Cabinets-Sekretair, als ich zum Holz-Inspektor gemacht wurde. Vom Holze verstand ich nur eben genug, um Eichen von Birnbaum zu unterscheiden; und dennoch wurde ich Holz-Inspektor. Jezt, da ich mein Klafter setzen kann; und alle Holzarten troz Einem kenne, jezt macht man mich wieder, ich weiß noch nicht wozu. So geht es! Ich glaube fast, man wird mich in dem Finanz-Departement anstellen, weil ich davon nichts verstehe."

Wie meinen denn Ew. Gnaden, daß mir geholfen werden könnte? fragte Castran, ein wenig betreten und traurig; denn er hielt das Alles, was Herrmann sagte, um sich selbst zu necken, für eine feine abschlägige Antwort. Der betrübte Ton des armen Tanzmeisters erregte Herrmanns gutmüthiges Mitleiden. „Ich dächte, Herr Castran," sagte er ernsthaft, „Sie liessen den Hof fahren; denn, glauben Sie mir, die Zeit, eine Rolle daran zu spielen, ist für Sie und für mich vorüber. Unter den Leuten hier (Sie wissen, ich gehe vorzüglich mit dem Prediger Mühlenberg um) verlernt man die Kunst, ein Hofmann zu seyn."

Leider, Ew. Gnaden, das fühl' ich. Dero Freund, der Herr Prediger, ist zu ernsthaft.

„Recht! zu ernsthaft, Herr Castran, und auch zu spaßhaft; mit Einem Worte: er ist alles, was er ist, zu sehr. — Ich muß nun wieder nach der Residenz."

O, wie glüklich werden Ew. Gnaden seyn!

„Wie man es nimmt, Herr Castran! Doch stehe ich noch bei ihrer Tochter Gevatter; und wenn mein Wort etwas gilt, so sollen Sie meine Stelle bekommen. Mein Vater wird mir, hoffe ich, die Bitte nicht abschlagen."

Castran rieb sich in Verlegenheit die Hände. Es war über alle seine Erwartung; aber doch hätte der Thor gern eine kleine, weniger einträgliche Bedienung in der Residenz gehabt. Nun, wie Ew. Gnaden befehlen, sagte er mit einer Verbeugung. Das Aemtchen ist wirklich gut, und das Haus bequem. Ueberdies fürchtet sich meine Frau vor meinen vielen Bekannten in der Residenz.

„Ihre Frau ist brav und verständig. — Also, wann sollen wir kommen?"

Castran sagte die Zeit, empfahl sich, ging

dann sogleich zu dem Burgermeister, und erzählte: unserm Herrn Inspektor helfe ich zu Ehren. Er hätte hier, wer weiß wie viele Jahre, sitzen können; denn der Fürst war noch nicht ganz wieder gnädig. Aber ich drang darauf, daß ich Inspektor werden wollte, und brachte meine Freunde dahinter. Geduld, lieber Castran! schrieben sie mir alle. Nein, nein, sagte ich: bringt den guten Herrn von Lange wieder in die Residenz; ich muß Inspektor werden. Jezt ist er zurükgerufen. Ich schweige, und werde doch sehen, ob ich die Ursache gewesen bin, oder nicht.

Nun ging er zu dem Prediger Mühlenberg, um dessen Frau zur Taufe einzuladen. Hier erzählte er, daß Langens wegzögen, und daß er wahrscheinlich Holz-Inspektor werden würde. Ich könnte, sezte er hinzu, zwar wohl eine andere Stelle bekommen; denn . . . Sie haben doch wohl den Wagen gesehen, worin ich neulich wegfuhr? Ein alter Freund von mir, der Schatz- und Landrath von Wunsch, ließ mich holen. Da war so etwas vor. Aber ich sagte: lieber Herr Schazrath, ich will bleiben, wo ich einmal bin. Die Zeit, noch eine Rolle zu spielen, ist für mich vorüber. Lieber Castran, sagte er: Floßverwalter! wo denken Sie hin! Ihr Großvater hat einer Ehrensache wegen fliehen müssen; und Sie? . . . — Aber ich ließ mich auf nichts ein, und sage noch: ich bleibe hier.

Herrmann schrieb unterdessen seinem Vater, und die zärtlichste Liebe, die kindlichste Schonung führte seine Feder. Er nahm, was ihm sein Vater anbot, als die Erfüllung seines lebhaftesten Wunsches an, und ließ nichts von seinem Widerwillen merken, sich von neuem für das Meer einzuschiffen, auf dem er schon einmal gescheitert war.

„Emilie," sagte er zu seiner Gattin, als sie seinen Brief gelesen hatte: „er wird glauben, mich glüklich gemacht zu haben! . . . Ach, wir opfern ihm unsre Ruhe auf, das größte Glük unseres Lebens, die Herzen, die wir lieben. Wo werde ich wieder einen Mann finden, wie meinen Mühlenberg? wo du wieder ein Herz, wie das Herz deiner Freundin?" — Hier! sagte Emilie, und lehnte das lächelnde Gesicht an die Brust ihres Mannes. Laß uns gehen, Herrmann! Wurden wir denn dazu geboren, so glüklich zu seyn? und sind wir denn nicht noch immer Schooßkinder des Glückes, der Natur und der Liebe? Sie werden dich freilich in manche Verlegenheit bringen . . .

„Sie werden mehr, Emilie! Rolfs wird ja mein Schwager. Ich fürchte, mein Herz wird noch oft sehr schmerzlich leiden."

An dem Herzen deiner Emilie soll es sich wieder beruhigen. Herrmann, warst du nicht glük-

lich, als du mit Schmerz in meine Arme sankst? Warst du es nicht selbst da, als wir einander entsagten? Nein, Herrmann, unsre Ruhe, unsre Liebe, können Sie uns nicht rauben; und was können Sie dann?

„Sie werden mein Herz von sich stossen!"

Und du wirst sie dennoch lieben.

„Sie werden nicht glüklich seyn, und mich als die Ursache ihres Mißmuthes ansehen."

Du wirst an das Herz deiner Emilie fliehen, und sie wird . . . dir dein Kind entgegen tragen. Du wirst ein glüklicher **Vater** seyn, wenn du kein glüklicher **Sohn** bist.

„Es muß heraus, wovor ich zittre. Sie werden dich hassen, Emilie!"

Sey unbesorgt, Herrmann; ich werde sie lieben.

„Und ich — ich werde dann aufhören, sie zu lieben."

Nein, das wirst du nicht, Herrmann. Auch werden sie mich nicht hassen. Du kennst mich noch nicht. Sie sollen mich gegen ihren Willen lieben.

Herrmann, mich hat noch Niemand gehaßt. Laß uns gehen! Mein Herz darf hoffen, weil es lieben und verzeihen kann. Laß mich auch einmal etwas von mir rühmen!

Herrmann umarmte seine Gattin mit Innigkeit. „Emilie!" sagte er: „ich könnte ihnes alles vergeben; nur nicht, wenn sie dich betrübten."

Hast du mich nicht sehr betrübt, Herrmann? und du liebtest mich doch so zärtlich! Nein, ich kann nie wieder unglüklich werden; denn du, mein guter, edler Herrmann, bist ja mein! — Ich will den Brief siegeln; dann schicke ihn fort. — —

Nach einigen Tagen gingen Herrmann und Emilie zu der Taufe bei Herrn Castran. Sie fanden aber die Wöchnerin sehr krank, weil sie sich zu früh aus dem Bette gewagt, und überdies einen Schrecken gehabt hatte. Herr Castran war besorgt, da er seine Frau wirklich liebte. Aber mitten in seiner Traurigkeit konnte er doch nicht aufhören, den feinen Mann zu spielen. Er hatte sich irgendwo Schokoladen-Tassen geborgt, schenkte in der Wochenstube ein, und präsentirte selbst im andren Zimmer, weil er keinen Bedienten hatte. Höre, sagte er zu seiner kranken Frau; ich wollte unser Holz-Deputat darum geben (denn das wüßte ich wohl wieder zu bekommen), wenn des Inspektors

Bedienter zwei Hände hätte; er könnte dann doch die Tassen herum tragen. Ein Schokolade-Brett hab' ich gemacht; der Inspektor soll doch sehen, daß wir auch nicht ganz übel eingerichtet sind! Aber da hat der Kerl nur Eine Hand. Hätte er das Schiff sinken lassen, so könnte er nun herum präsentiren, und ich wäre nicht in der Angst. Schade, daß ich nicht früher daran gedacht habe, liebe Frau! Du hast anderthalb Dutzend silberne Eßlöffel; ich hätte aus einem halben Dutzend ein leichtes silbernes Kännchen machen lassen. Nun, so bald ich Inspektor bin, soll es auch das Erste seyn, wofür ich sorge. Dann, hoff' ich, sollst du nach Jahr und Tag noch einmal in die Wochen kommen. Aber wenn du wieder so krank werden solltest, arme Frau, so mag meinetwegen das Kännchen bleiben, wo es ist! Thu mir nur den Gefallen, und sag immer: meine gnädige Frau Gevatterin. Ich weiß, du kannst nicht viel sprechen, und verlange es auch nicht; aber sag nur das Wort **gnädig** laut, daß man es hört. Doch wenn du nicht kannst, liebe Frau, so laß' es nur; ich will sagen, du hättest mir den Auftrag gegeben, es so zu bestellen."

Herr Castran wurde aber bald sehr mißvergnügt; denn Emilie sezte sich an das Bett der Wöchnerin, und bemerkte weder seine Schokoladetassen, noch die übrigen Herrlichkeiten, z. B. ein Paar Steinschnallen, die er erst vor einigen

Wochen von einem Tabuletkrämer erhandelt hatte. Sie dachte neben dem Bette der Wöchnerin mit Unruhe an die nur noch fünf Monate entfernte Stunde, da sie selbst die süsse Mutterfreude empfinden sollte. Es drangen Thränen aus ihren Augen, als die Kranke ihre matte Hand aufhob, das Kind zu liebkosen. Ach, dachte sie, wenn die Mutter von ihrem Kinde gerissen würde; wenn ich . . . — In dem Augenblicke, da sie das dachte, flisterte die Wöchnerin: ach Gott! was wird aus dem Kinde werden, wenn ich sterbe! Diese Worte erschütterten Emilien, da sie ihren eignen Gedanken begegneten. Sie empfand tiefes inniges Mitleiden für die Frau. Herr Castran hatte für ein Gouté gesorgt, wie er sich ausdrükte; Emilie bat aber ihren Mann, die Gäste wegzuführen. Sie blieb allein am Bett, und wollte es auch in der Nacht nicht verlassen. Gegen zehn Uhr Abends besserte es sich etwas mit der Kranken; und nun war Herr Castran auf einmal wieder der Alte. Da Emilie seine Steinschnallen gar nicht bemerken wollte, so suchte er dicht an ihr etwas auf der Erde, um nur das Licht näher an seine Schuhe zu bringen. Er mochte aber thun, was er wollte; Emilie sah immer nur die Kranke.

Gegen Morgen erwachte die Wöchnerin aus einem erquickenden Schlummer, und sagte zu Emilien, die ganz allein bei ihr war: ach, wie schwer muß einer Mutter das Sterben seyn! — Sie

werden auch nicht sterben, erwiederte Emilie versichernd; es ist mit Ihnen schon viel besser. — Wenn ich aber stürbe, sagte die Frau weinend: was sollte aus meinem Kinde werden! Meinem Manne gehen tausend Dinge durch den Kopf. Ach, wenn ich es nur einem Menschen in der Welt empfehlen könnte! Emilie erbot sich, wie eine Mutter für das Kind zu sorgen, wenn der Fall gegen alles Hoffen eintreten sollte. Die Kranke drükte Emilien die Hand, und sagte ängstlich: sterbe ich, so geben Sie mir noch einmal die Hand darauf.

Emilie schlummerte auf dem Stuhle ein, als die Kranke wieder ruhig zu schlafen schien. Sie wurde nach einiger Zeit durch Castrans Geschrei erwekt. Die Mutter war todt, und, wie es schien, in dem Schlummer geblieben. Der Arzt, den man schon gestern hatte rufen lassen, kam heute wieder, und konnte nun wenigstens Emilien etwas verordnen. Sie war heftig erschüttert, und gab der Todten noch einmal die Hand darauf, daß sie sich des Kindes mütterlich annehmen wollte, so viel sie nur könnte.

Herr Castran war in Verzweiflung, und hatte auf einmal alle seine vornehmen Freunde vergessen. An dem Sarge seiner Frau erhielt Herrmann eine Art von Achtung für ihn. Emilie besorgte das Leichenbegängniß, und wählte eine ..mme für das Kind. Sie wollte dies zu sich

nehmen; allein Herr Castran, dessen Schmerz noch zu neu war, erlaubte das durchaus nicht. Er trug das Kind auf den Armen, und es war seine einzige Beschäftigung. „Lieber Gott,“ sagte Herrmann: „vierzig Jahre ist dieser Castran alt geworden, und noch keine Stunde etwas anders gewesen, als ein Narr; und nun hat ihn der Schmerz zu einem vernünftigen, achtenswerthen Menschen gemacht!“ — Aber kaum hatte bei Castran die erste Schärfe des Schmerzes aufgehört, so kehrte seine Narrheit auch schon wieder zurük, und es gesellte sich eine neue, noch grössere, dazu.

Einige Tage nach dem Begräbnisse hielt, als Emilie gerade wieder bei Castrans kleinem Kinde war, ein Wagen vor Herrmanns Thür, und der Kammer-Direktor stieg aus. Herrmann eilte in seine Arme, hatte in einem Augenblik alles Vorige vergessen, und war durch diese Güte so gerührt, daß sein Vater sehr viel von ihm hätte verlangen können. Der Kammer-Direktor verfehlte aber das Herz seines Sohnes, weil er gar keine Rüksicht auf dessen Charakter nahm. Da Herrmann in seinem Briefe so demüthig das Verlangen seines Vaters zu erfüllen versprochen, und gar keine Klagen geführt hatte, so glaubte der Kammer-Direktor, er sey des Lebens in dem Städtchen müde, habe endlich einmal Ehrgeiz bekommen, und man könne sich seiner gänzlich versichern. Ich freue mich,

mein Sohn, hob er an, daß ich dich von der Sonderlings-Krankheit hergestellt sehe, und daß endlich unsre Wünsche zusammen stimmen. Herrmann wollte Emilien rufen lassen; der Vater verbat es sich aber, und sagte: ich wünsche dich erst ohne Zeugen zu sprechen; denn um dich mit deiner Familie wieder auszusöhnen, sind einige vorläufige Maßregeln nöthig, die ich mit dir allein abmachen will. Halbe Maßregeln, das weißt du wohl, taugen nie. Willst du dich mit deinen Verwandten versöhnen, so thue es ganz; sonst wäre es besser, wenn alles bliebe, wie es ist, so weh mir das Verhältniß auch thut. Du kommst also in die Residenz, und machst einen Besuch bei deinem künftigen Schwager, dem Herrn von Rolfs.

„Guter Gott! Doch es sey!"

Du machst ihm eine artige Entschuldigung.

„Worüber, mein Vater?"

Ueber das, was unter Euch vorgefallen ist.

„Es sey!"

Zweitens, der alte Matrose bleibt hier, und du siehst ihn nie wieder.

„Wie, mein Vater? Wissen Sie auch, daß dieser Matrose, den ich verlassen soll, mir Alles gab, was er hatte, als ich verlassen war? Nimmermehr, mein Vater!"

Der Vater lächelte: du machst Umstände, wo ich gar keine nöthig finde. Drittens, du ziehst erst allein in die Stadt, und läßt deine Frau noch einige Monate hier.

„Wozu das?" fragte Herrmann sehr ernst.

Fühlst du nicht, mein Sohn, daß du deiner Familie eine Genugthuung für diese Heirath schuldig bist?

„Genugthuung? welche?"

Du kommst allein, ohne Frau, in die Residenz, zeigst dadurch dem Publikum, daß du deine Unbesonnenheit bereuest, und erwartest, ob deine Familie deine Frau aufnehmen wird.

„Vater! ist es möglich, daß man mir die verächtlichste aller Niederträchtigkeiten zumuthen, und, grosser Gott! daß man sie mir sogar zutrauen kann? Vater, Sie haben ohne Zweifel selbst nicht geglaubt, daß es möglich wäre, mich zu diesen Bedingungen zu vermögen."

Mein Sohn, welch ein Aufheben um eine Kleinigkeit! Liebe deine Frau, so viel du willst; du sollst ja nur sechs oder acht Wochen lang den Schein annehmen, als ob du deine Thorheit bereuetest.

„Nicht einen Tag, nicht eine Stunde, nicht eine Minute, für alle Güter der Erde nicht! Meine Emilie verleugnen? Abscheulich! So hören Sie denn, mein Vater! Ich gehe in die Residenz zurük, aber nur unter der Bedingung, daß der edle Martin bei mir bleibt, daß ich das Recht habe, ihn überall und öffentlich für meinen Freund zu erkennen, und so zu behandeln; zweitens, daß meine Familie meine Frau mit aller der Ehrerbietung aufnimmt, die man ihren Tugenden schuldig ist. Wer nur mit einer Miene sie beleidigt, der hat es mit mir zu thun, und wäre es der gefürchtete Rolfs, dieser elende, feigherzige Bube, den ich wohl kenne. Ich bin hier sehr glüklich, mein Vater, und brachte Ihnen das Opfer nur ungern, nur aus Liebe zu Ihnen. Meine Zufriedenheit kann ich Ihnen aufopfern, aber nicht meine Pflicht."

In diesem Augenblik öffnete sich die Thür, und Herrmanns Bruder trat in das Zimmer. Er hatte seinen Vater zu Pferde begleitet, um wo möglich die Aussöhnung zwischen Herrmann und der Familie zu verhindern. Als er hörte, wovon die Rede war, sprach er mit, und schien seinem Bruder zureden zu wollen, persifflirte aber dessen Heirath sehr giftig. Das; was Herrmannen in Hitze bringen sollte, wirkte gerade das Gegentheil. Er wurde gegen seinen Bruder kalt wie Eis, und kam sogar in eine sehr gute Laune. „Daß du, Bruder," sagte er, „nur Menschen mit zwei Hän=

den leiden kannst, läßt sich erklären. Noch besser, wenn ihnen das Gewehr gleich mit an die beiden Hände gewachsen wäre: das ersparte den Regiments-Büchsenschäfter! Du schäzest den Menschen nach den gesunden, vollzähligen Gliedern, und rufst bei jedem Unglüklichen; hol' ihn der Teufel; er taugt nichts zu einem Rekruten! Das Herz am Menschen ist dir nichts, als ein Blutbeutel; und gesteh nur, du wärest so groß, von deinem eigenen Herzen zu sagen: hol' es der Teufel! wenn du dafür auf den Flek, wo es sizt, einen Stern, oder auch nur ein Kreuz, zu bekommen wüßtest. Du bist kein Freund von halsbrechenden Arbeiten; aber doch wette ich, du würdest beim Karneval in Venedig den Knaben, der die Spitze der Menschen-Pyramide macht, deshalb beneiden, weil er auf Menschenköpfen steht."

Deinen Witz, Bruder, spare! Ich begreife nur nicht, weshalb du dich nicht überwinden kannst, dich etwa vier Wochen von deiner Frau zu trennen. In der That, du bist das Muster eines guten, treuen Ehemannes! Wenn die Residenz das Glük hat, dich zu besitzen, so kann sie sagen, sie hat etwas!

„Du fühlst, daß sie von dir das nicht sagen kann!"

Herrmann wurde immer kälter; und nun kam Emilie zu Hause.

„Hier ist meine Frau," sagte er ein wenig bestürzt, und führte sie seinem Vater zu, der ihre Verbeugung sehr artig erwiederte. Emilie redete ihn an, und der innige Ton ihrer unverstellten Rührung konnte selbst bei ihm nicht gänzlich ohne Wirkung bleiben. Er betrachtete die schöne Frau mit wohlgefälligem Lächeln. Der Kapitain machte ihr eine nachlässige Verbeugung, unterbrach sie, wenn sie redete; kurz, er that alles, um seinen Bruder aufzubringen.

Auch Elisabeth kam nun herzu, und nannte den Kapitain: Herr Vetter. Spöttisch fragte dieser: hast du mir noch mehr Vettern und Basen vorzustellen?

„Nein; aber vorzustellen habe ich dir, Bruder, daß du die Achtung nicht verletzest, die du meinem Hause, wie jedem andren, schuldig bist."

So? ich habe doch wohl den Respekt nicht aus den Augen gesezt, den ich der Frau Holz-Inspektorin erweisen muß?

„Nein; aber damit ich sicher bin, daß du es nicht etwa noch thust, so wirst du so gut seyn, mein Haus zu verlassen." — Emilie sagte bittend: lieber Herrmann! „Emilie," erwiederte er; „sey ruhig. Ich sehe die Absicht dieses Menschen. (Er faßte seines Bruders Hand.) Darf ich bitten ...?"

Recht gern; ich fühle mich hier ohnehin nicht sehr wohl. Die Frau Holz-Inspektorin ist ...

„Kein Wort mehr, Herr Kapitain,“ rief Herrmann fürchterlich; „oder ich lasse dich zum Hause hinaus werfen!“

Mich? wag' es! sagte der Kapitain, und stemmte sich auf seinen Stock. Herrmann rief: „Martin!“ — Martin kam, und stellte sich mit einem drohenden Gesicht an die Thür.

Jezt wendete sich Herrmann an seinen Vater, der in der größten Verlegenheit da stand. „Mein Vater, ich sehe, was dieser Mensch will: uns entzweien, wie er es immer that. Warum er das will? Die Tante Anfurth hat mich enterbt; eine Versöhnung würde ihn um einen Theil des Vermögens bringen. Mußt du nicht gestehen, daß ich fein rathen kann? Aber laß mir nur des Vaters Liebe; ich will dir die Erbschaft lassen.“ (Der Kammer-Direktor sah den Kapitain an.) „War er es nicht,“ fuhr Herrmann fort, „der den Rath gab, man sollte mich aus dem Hause schaffen? Elender Mensch, ich verachte deine Maulwurfsgänge; aber du mußt wissen, daß ich sie doch errathen kann.“

Elisabeth sah verwundert von einem auf den andern, und hätte gern dazwischen gesungen; sie traute indeß der Uniform nicht. Der Kammer-Direktor sah starr den alten Martin an, der nun auf ein Zeichen, das Herrmann ihm gab, das Zimmer wieder verließ. „Mein Vater,“ sagte Herrmann jezt tiefgerührt; „ich bitte Sie nur um das Einzige: stossen Sie Ihren Sohn nicht von

Ihrem Herzen weg! Geben Sie meinem Bruder Alles, und mir nur Ihre Liebe! . . . Jezt aber, lieber Vater, werden Sie doch gewiß fühlen, daß es besser ist, wenn ich hier bleibe. Diese Stunde warnt mich, wie mein guter Genius. Auch ich habe Galle, Vater. Ich könnte einmal vergessen, daß der Mensch dort Ihr Sohn ist; denn er würde es ja darauf anlegen, daß ich es vergessen sollte. Wenn ich ihn auch nicht liebe, Vater, so sollen Sie doch nicht erleben, daß wir einander hassen. Mein Entschluß ist fest. Ich thue auf alles Verzicht, auf Ihr Vermögen, auf die Hülfe meiner Verwandten, nur nicht auf Ihre und meiner Mutter Liebe. Ist dir dies Versprechen hinlänglich, Bruder, so laß uns als gute Bekannte scheiden."

Dein Betragen gegen mich ist so beleidigend gewesen, daß nur der Nahme Bruder mich besänftigen kann.

„So besänftige er dich denn, mein Bruder!"

Du verkennst mich, wie immer! sagte der Kapitain. Deine Familie bietet dir die Hand zur Versöhnung, und du stössest sie zurük, wie du es schon oft gethan hast.

„Die Versöhnung nehme ich an, sogar von dir; nur erlaube meine Familie, daß ich auf meine Weise glüklich seyn darf. Sie lassen mich also hier, mein Vater?"

Der

Der Kammer-Direktor hielt nun eine feine Rede, worin er seine beiden Söhne ermahnte, brüderlich mit einander zu leben; dann wendete er sich an Herrmann besonders, und bat ihn, bei seinem ersten Entschlusse zu bleiben und in die Residenz zurükzukehren. Herrmann schlug es ehrerbietig, aber mit Festigkeit, ab. Der Vater wollte wieder anheben; da flog die Thür auf, und Martin trat mit den Worten herein: er will sich nicht abweisen lassen, der Herr Castran. — Castran stand jenseits der offenen Thür, und machte eine tiefe Verbeugung über die andere.

„Es ist nichts, Herr Castran!" sagte Herrmann bedauernd. Aber Castran ging, ohne das zu hören, auf den Kammer-Direktor zu, überschüttete ihn mit den unterthänigsten Komplimenten, und bat um die Stelle des Holz-Inspektors. Der Kammer-Direktor wies ihn verdrießlich ab. Wodurch, Ew. Gnaden, fragte Castran sehr betreten, wodurch habe ich mir Dero hohe Ungnade zugezogen? Ich bin so glüklich, mich der hohen Freundschaft von Dero Herrn Sohn rühmen zu können. Dieselben sind noch vor Kurzem so gnädig gewesen, mein Kind zur Taufe zu halten, und haben mir das gnädige Versprechen gegeben, daß ich . . .

„Lieber Herr Castran," unterbrach ihn Herrmann; „ich bin wieder in Ungnade gefallen, und bleibe hier bis an meinen Tod."

Castran erstaunte. Er wendete sich aufs neue an den Kammer-Direktor, und dieser sagte, mit einer stärkeren Stimme als gewöhnlich: gehen Sie doch endlich einmal! Aber Castran ließ sich nicht abweisen; er fing an, dem Kammer-Direktor auseinander zu setzen, daß er berechtigt sey, auf die Stelle Anspruch zu machen, oder eine andre in der Residenz zu bekommen. Der Kammer-Direktor wendete sich an Herrmann; machte er aber nur eine kleine Pause, so redete Castran sogleich wieder auf ihn ein, so daß Niemand mehr zu Worte kommen konnte. Sehr verdrießlich stieg der Kammer-Direcktor wieder in den Wagen, und der Kapitain schwang sich auf sein Pferd. Herrmann umfaßte Emilien, und sagte: es ist unwiderruflich beschlossen, ich bleibe hier." Castran schüttelte den Kopf, und sagte im Gehen: der Baum fällt nicht von Einem Schlage! Und wenn auch! wenn ich auch hier bleibe; ich weiß doch, was ich weiß! Warum will der Herr Inspektor nicht fort? Er wollte wohl; aber sie nicht. Und warum sie nicht? Da stekt der Knoten; da stekt er wahrhaftig! Ich werde nicht Inspektor, weil ich — es nicht werden soll! Ah, die gnädige Frau! Da stekt es!

Der Leser wird schwerlich errathen, wo der Geck sich einbildete, daß der Knoten stecke. Er glaubte, Emilie wäre in ihn verliebt. Emilie ging alle Tage einmal in seine Wohnung hin-

über, weil sie der sterbenden Mutter versprochen hatte, sich ihres Kindes mütterlich anzunehmen. Anfangs bemerkte er das nicht; und als er es bemerkte, sah er es nur für eine Ehre an, daß eine gnädige Frau ihn besuchte. Aber Emiliens Freundlichkeit brachte den Gecken auf den Gedanken, daß sie wohl seinetwegen kommen müsse. Nun ließ er sich also in seinem besten Kleide finden, mit Steinschnallen auf den Schuhen. Wenn Emilie kam, so ging er nicht auf den Holzplaz. Mag sie es doch verantworten! dachte er. Mit jedem Tage drükte sich der Gedanke, daß die schöne gnädige Frau in ihn verliebt sey, tiefer in seine Seele, und er wurde dadurch noch freundlicher und närrischer.

Sinnlichkeit war Herrn Castrans Fehler gar nicht; eine solche Eroberung schmeichelte nur seiner Eitelkeit. Daher machte er auch gar keine Versuche, bei Emilien weiter zu kommen. Er freuete sich nur über ihre Besuche, kicherte vor sich selbst, wenn sie ging, und stellte sich breit in die Thür, um ihr nachzusehen.

Warum käme sie denn, dachte er, immer gerade dann, wenn ihr Mann nicht zu Hause ist? Weil er es nicht sehen soll. Was ginge sie denn mein Kind an? — Aber unglüklicher Weise durfte Herr Castran mit seinem grossen Glücke nicht prahlen; denn, dachte er, wenn es der Inspektor er-

führe; hilf Himmel! wie würde es mir dann ergehen! Zwar that er dennoch alles, was er nur konnte, um sein Glük unter die Leute zu bringen: er sprach z. B. von Menschen, die unter einem glüklichen Sterne geboren wären, und lächelte dabei höchst zufrieden; aber die Leute waren zu einfältig, etwas zu merken, und noch mehr sagen konnte er doch nicht, höchstens mit Entzücken von der gnädigen Frau Inspektorin sprechen. Herr Castran spielte für sich selbst einen Roman, von dem niemand etwas wußte, und der höchst komisch war. Um alles in der Welt willen hätte er nicht zu Herrmann gesagt: Ihre Frau Gemahlin ist bei mir gewesen. Und fragte Herrmann zufälliger Weise darnach, so wickelte Herr Castran seine Antwort so umständlich ein, daß Herrmann die Geduld verlor, ihn anzuhören. Ging Emilie von ihm weg, so lief er in der größten Eil auf den Holzplaz, und erzählte Herrmannen, er sey da oder dort gewesen, um ja dessen Eifersucht nicht rege zu machen. Zuweilen ging er auch, um die Zeit, wo sie zu kommen pflegte, mit dem Hute zur Vorderthür hinaus, um sich durch Dornen und Nesseln von hinten wieder in sein Haus zu schleichen.

Nach dem Besuche des Kammer-Direktors wurde es mit dem Allen noch weit ärger. Emilie glaubte, dem armen Menschen doch einen Trost für seine vereitelte Hoffnung schuldig zu seyn, und versicherte ihm, daß sie alles thun würde, ihm

einen Ersaz zu verschaffen. Wir werden, sagte sie, doch glüklich leben, Herr Castran, obgleich diese Hoffnung fehlgeschlagen ist. — O, meine gnädige Frau, erwiederte Castran mit dem freundlichsten Gesichte: ich frage gar nichts darnach. Wir bleiben doch nun zusammen! Er erröthete über seine Dreistigkeit, so etwas zu sagen. Aber nun brannte das Feuer in ihm auch mit jedem Tage stärker. Er ging immer in Schuhen, und trug eine seidne Weste, ein Uhrband mit goldnen Quasten. Doch mit seinem Feuer stieg auch seine Angst vor Herrmann. Kam Emilie, so war er gepuzt; ging sie, so eilte er in seinem schlechtesten Anzuge auf den Holzplaz, damit ihr Mann ja nichts merken sollte. War er bei Herrmann, und dieser sah ihn einmal starr an, so sagte er auf dem Rükwege: er merkt es; er merkt es wahrhaftig. Nun, so sey mir Gott gnädig! Aber die gnädige Frau ist doch auf Ehre auch gar zu dreist. Hat sie mich nicht heute wenigstens zwanzigmal „lieber Herr Castran" genannt! und Einmal sogar „lieber Castran!" Ich glaube die ganze Stadt merkt es schon, ob mir gleich niemand etwas sagt. Aber ich bin unschuldig, wie ein neugebornes Kind. Das kann ich am Ende dem Herrn Inspektor zuschwören.

Zum Unglük mußte der arme Mann die Ehre, die er hatte, verschweigen, weil Herrmanns furchtbarer Ernst ihm auf allen seinen Wegen vorschwebte. Seh' ein Mensch an! sagte er zu sich selbst; da hat

mich der Teufel in einen Handel verwickelt, bei dem mein Leben an einem Spinnefaden hängt. Ich wollte wohl nicht zu Hause seyn, wenn die gnädige Frau käme; aber das könnte mir ja einen ewigen Schimpf machen.

Einmal traf Herrmann seine Frau bei dem unglüklichen Castran an, und dieser gerieth in solche Angst, daß er schon überlegte, ob er sich nicht durch das Fenster retten sollte; er bekam indeß wieder einigen Muth, als Emilie ihrem Manne das schöne Kind zum Küssen hingab. Herrmann lächelte; Castran aber, der ihn zuweilen verstohlen anblikte, dachte: ich traue dem Lächeln nicht. Er gerieth in grosse Angst, als Herrmann ihm sagte: kommen Sie doch in das Nebenzimmer; ich habe Ihnen etwas zu sagen. Was wird das geben! dachte Castran; und Herrmann — hatte von Amtsgeschäften mit ihm zu sprechen.

Castran schüttelte noch immer den Kopf, als Herrmann schon funfzig Schritte weit von ihm war. Nein, sagte er; es ist mehr Angst als Ehre dabei! Der Henker hole den ganzen Handel! Ja, wenn wir nicht einander fast gerade gegenüber wohnten! Meine gnädige Frau, ich bedanke mich für alle die schönen Worte und Blicke. — Herrmann sagte zu Emilien: „unser Herr Castran hat etwas auf dem Gewissen, oder will es mit etwas beladen. Er kann mich nicht mehr ansehen. Der

arme Mann wird es mir doch nicht zurechnen, daß es mit meiner Begnadigung nichts war?" Emilie erwiederte: nein, das hat er långst vergessen. Vielmehr finde ich ihn nårrischer als je: hôflich, einschmeichelnd über alle Beschreibung. Ich kann ihn nicht glüklicher machen, als wenn ich ein Paar Worte leiser als gewôhnlich zu ihm sage. Dann habe ich ihm wahrscheinlich ein Geheimniß aus der Residenz entdekt.

Auf einmal unterblieben die Besuche der gnådigen Frau. Castran dachte mit Angst: nun hat ihr Mann es gemerkt! Er sah aber zu seiner Freude, daß Herrmann immer gleich freundlich gegen ihn war, und rief zulezt: Dummkopf! Was sollte die gnådige Frau noch långer bei mir thun? leere Aehren dreschen? Sie ist aus Verdruß weggeblieben! — Aber auch Emilie betrug sich noch eben so gegen ihn, wie sonst. Er verdoppelte jezt seine Freundlichkeit; doch Emilie kam nicht wieder, und Castran schalt auf den Wankelmuth der Weiber. Der Thor bemerkte nicht, daß seine Tochter Sophie nicht mehr krånkelte, daß es Frühling geworden war, und daß nun die Amme alle Tage ein Paar Stunden mit dem Kinde bei Emilien zubrachte.

Einige Monate nachher erreichte Herrmann den hôchsten Gipfel des irdischen Glückes: er wurde Vater eines gesunden Knaben, und seine geliebte

Emilie befand sich wohl. Herrmann hatte die frommen Thränen seines beängstigenden Glückes in den freudigen Augen. Er mochte niemanden die Seligkeit seines Herzens aufdecken, selbst seinem Freunda Mühlenberg nicht; der Einzige, den er diese Thränen der beseligten Menschheit sehen ließ, war sein treuer Martin, der in der Geburtsstunde knieend gebetet, und dann, als sie glüklich vorübergegangen war, mit freudigem Danke gesagt hatte: nun, lieber Gott, mach es mit mir, wie es dir wohlgefällt! Ich habe auf der Erde nichts mehr zu wünschen.

Beide näherten sich Emilien von jezt an mit einer heiligen Ehrfurcht. Sie bemerkte es, und weinte süsse Thränen darüber. „Ich bin glüklich!" sagte Herrmann. — Gott ist gnädig! sezte Martin hinzu, und drükte mit diesen Worten auf seine Weise aus, was Herrmann so eben gesagt hatte, und worüber Emilie mit solcher Rührung lächelte. Elisabeth besorgte während des Wochenbettes die häuslichen Geschäfte mit dem emsigen Fleiß einer liebenden Mutter. Ach, Herr Vetter, sagte sie, als sie Herrmanns und Martins Betragen endlich bemerkte, mit wahrer Rührung: ich glaube, Sie und Martin sind eben so fromm als ich, ob Sie gleich nicht singen. — „Und dies Urtheil, Base Elisabeth," sagte Herrmann, „gilt vor Gott so viel als tausend Gesänge."

Es gefiel der Base Elisabeth nur nicht, daß der neue Ankömmling ein Knabe war. Denn, Herr Vetter, sagte sie; wäre es ein Mädchen, so sammelte ich nun schon die Federn von den Gänsen zum Brautbette. Glauben Sie, man kann nicht früh genug anfangen.

„Fangen Sie immer an! Wer weiß, was über ein Jahr geschieht!"

Nein, Herr Vetter; das hiesse Gott versuchen! David zählte das Volk; und was geschah?

„Nun Base, wir wollen auch für den Jungen sammeln."

Ja, Herr Vetter, Geld!

„Das nicht; aber Liebe, Segen, gute Handlungen, und, wenn der Himmel will, Gesundheit."

Herrmann war jezt allzu glüklich; es mußte sich ein Tropfen Wermuth in den Kelch seiner Freuden mischen. — Sein Vater hatte ihn zwar mit Unmuth verlassen; doch schon unterweges verminderte sich sein Verdruß, und er gestand im Herzen, daß Herrmann weit besser wäre, als sein Bruder, ob er gleich über das Glük des Lebens nicht so dächte, wie er sollte. Emilie hatte ihm gefallen,

Herrmanns Zärtlichkeit für sie ihn gerührt. Er konnte sich nicht ableugnen, daß es augenscheinlich des Kapitains Absicht gewesen war, die Wirkung seines Besuches bei Herrmann zu vereiteln und die Wiederherstellung des guten Vernehmens unmöglich zu machen. Auch sah er sehr wohl, worauf es der Kapitain anlegte: auf das Vermögen seiner Tante. Indeß beschloß er, fürs erste zu schweigen, dem Sturme, den er nun voraussah, nachzugeben, und dann aufs neue für Herrmann zu arbeiten. Der Kapitain suchte ihn aufzubringen; der Vater aber sagte ganz trocken: „wenn ich nirgends mehr hin wüßte, Kapitain, so zöge ich zu meinem Sohne Herrmann."

Der Kapitain lächelte: Sie setzen viel Zutrauen in einen Menschen, der bis jezt seine Familie immer nur gekränkt hat.

„Das ist wahr; er würde aber das Gute von Herzen thun."

Nur Schade, daß er nicht viel thun könnte!

„Ja, ich bin überzeugt, er wäre selbst mit dem Vermögen der Anfurth nicht reich; aber er würde sich glüklich schätzen, das geben zu können, was er hätte."

Der Kapitain sah, daß sein Vater gar nicht

dazu gestimmt war, seine Plan zu unterstützen, und er mußte nun sich selbst helfen. Zwar hätte er gern den Vater auf seiner Seite gehabt; doch fürchtete er ihn auch nicht als Gegner: denn der Vater war viel zu fein, zu langsam, zu umständlich, als daß er die hitzige Anfurth, die immer dem ersten Eindrucke folgte, hätte zu etwas bringen können.

Der Kammer-Direktor erzählte, als er wieder in der Residenz angekommen war, mit anscheinendem Zorne, doch sehr mäßigend und mildernd: Herrmann bestehe auf seinen Kopf. „Indeß,“ sezte er hinzu, „ist daran meistens der Kapitain Schuld, der ihn, freilich wider Willen, aufbrachte.“

Wie konnte ich anders, Vater! Er rief ja den einhändigen Matrosen herein, um mich zum Hause hinaus werfen zu lassen. Sahen Sie wohl, wie seine Frau lächelte, als er damit drohete?

„Mich dünkt, Kapitain, du hast dich geirrt. Die Frau war sehr bescheiden, sehr artig; und, wie gesagt, wärest du nicht dabei gewesen, es würde anders gekommen seyn.“

Freilich, Sie würde er nicht haben mißhandeln können. Aber schicken Sie mich, oder Jul-

chen, oder die Tante, denen er keine Achtung schuldig zu seyn glaubt; dann . . .

Der Vater wollte einfallen; aber die Tante fuhr auf: was! mir keine Achtung? Wie? mich wollte er vor die Thüre werfen?

Das sag ich nicht, Tante; und, auf Ehre, wenn seine Unverschämtheit so weit ginge: dann würde ich vergessen, daß er mein Bruder ist.

Der Vater lächelte; doch warf er sich dem Strome von Verwünschungen, welche die Tante jezt ausstieß, nicht entgegen. Der Kapitain wußte sehr wohl, daß sein Vater deshalb lächelte, weil er den Zorn der Anfurth als sehr vorübergehend kannte. Er sah auch ein, daß die Anfurth immer wieder auf den Wunsch, ihren Neffen geschmeidiger zu sehen, zurükkommen würde. Daß es seines Bruders Ernst seyn könnte, die Erbschaft der Tante aufzugeben, glaubte er nicht; er hatte also eine Versöhnung auf eine oder die andre Weise zu befürchten, zumal jezt, da sein Vater sich von Herrmann und Emilie hatte einnehmen lassen. Nun mußte er auf ein Mittel denken, die Tante selbst mit Herrmann so zusammen zu bringen, daß sie persönlich beleidigt würde; und er verzweifelte gar nicht, das Mittel zu finden.

Rolfs feierte seine Hochzeit mit Julchen, und

der Fürst — zahlte ihm zwar die Summen nicht aus, die der Kammer=Direktor dem verstorbenen Erbprinzen vorgeschossen hatte, erkannte doch aber an, daß die Forderungen der Familie von Lange rechtmäßig wären. Durch diese Erklärung war Rolfs nicht gesichert, so lange die Brüder seiner Frau noch Ansprüche auf die Erbschaft machten. Er horchte bei dem Kapitain hin; dieser sah aber sehr hell, und sagte geradezu: „Se. Durchlaucht haben die Rechtmäßigkeit von meines Vaters Forderungen nun anerkannt." — Das wohl nicht! erwiederte Rolfs.

„Was denn sonst?"

Se. Durchlaucht haben mir, in Betracht meiner Dienste, Summen versichert, . . .

— „die meinem Vater gehören," fiel der pitain ein, um seinen Schwager merken zu lassen, was in der Folge geschehen könnte. Rolfs war ein wenig betreten. Der Kapitain fuhr lächelnd fort: „Vor mir sind Sie sicher; aber nur vor mir." Nun mußte Rolfs glauben, daß Herrmann, unter Hochfelds Schutze, ihm sehr gefährlich werden könnte; denn Hochfeld interessirte sich noch immer für seinen Jugendfreund, fragte öfters nach, wie es ihm gehe, äusserte den Wunsch, seine Lage zu verbessern, und drang bei Rolfs darauf, ihm bei dem Fürsten ein Amt in der Re-

sidenz zu bewirken. „Ich könnte das selbst thun,“ sagte Hochfeld; „aber Lange soll nicht wissen, daß er mir etwas zu verdanken hat.“

Rolfs sah ein, daß Hochfeld erst im höchsten Grade erbittert über Herrmann seyn müßte, ehe er sicher seyn könnte, daß dieser nicht wieder in die Residenz berufen würde. Deshalb erzählte er Hochfelden, was geschehen war, seinen alten Freund wieder empor zu bringen. Ich liebe ihn nicht, sagte er; allein ich bin jezt sein Schwager, und das ändert Alles. Er haßt mich. Also konnte ich ihm seine Zurükberufung nicht unter meinem Nahmen anbieten lassen; und doch war mir wirklich daran gelegen, ihn hier zu haben. Ich brauchte daher — du wirst mir das verzeihen; denn einen solchen Ausgang konnte ich unmöglich befürchten — ich brauchte deinen Nahmen. Jezt muß ich, leider, alle Hoffnung aufgeben, seinen Eigensinn zu besiegen. Mein Schwiegervater, der ihn sehr liebt, reis'te, auf meine Bitte, selbst zu ihm. Sein Vater, dacht' ich, und deine alte, so herzliche Freundschaft; — aber zu meinem Bedauern hab' ich mich verrechnet.

„Was hat er geantwortet?“ fragte Hochfeld erröthend.

Er ist mein Schwager. Und dann muß

man seiner Lage, die ihn erbittert, etwas zu gute halten.

„Seine Antwort aber?"

Ei nun, abschlägig, ein wenig cynisch.

„Aber die Worte?"

Lieber Hochfeld, laß es gut seyn.

„Ich muß sie wissen."

Er nähme keine Dienste von Leuten an, die ihm verächtlich wären.

Hochfeld sagte ein lang gedehntes „So?" und an die Stelle der beinahe wieder erwachten Liebe trat jezt entschiedner Haß. Rolfs that, als wollte er für seinen Schwager bitten; unvermerkt goß er aber immer mehr Gift in Hochfelds Seele. Ich dächte, schloß er endlich, du schriebest an ihn. Vielleicht wird ein Brief . . . — „Ich ihm schreiben?" erwiederte Hochfeld verachtend. „Nenne mir seinen Nahmen nicht wieder. Ich will nichts mehr von ihm wissen. Er bleibt Herr HolzInspektor, so lange mein Wort bei dem Fürsten nur noch das Mindeste gilt."

Alles, was Rolfs gesagt hatte, bestätigte der

Kapitain in einer Unterredung mit Hochfeld auf die unschuldigste Weise, indem er seinen Bruder zu entschuldigen suchte. Von Seiten Hochfelds hatte man nun nichts mehr zu befürchten; die Anfurth aber war noch nicht erbittert genug, und der Kammer-Direktor gewann mit jedem Tage immer mehr für Herrmann in ihrem Herzen. Der Kapitain ging nun damit um, seinen Bruder auch bei ihr zu stürzen, und machte seinen Plan ohne alle Gewissensbisse. Denn, sagte er, sein Glük mag eine Chimäre, ein Phantom seyn; genug, er hält es doch für Glük. Was will er mehr! Er ist glüklich; ich muß es erst **werden**, und kann es nun einmal nicht auf seine Weise. Gut, er hat Liebe, Zufriedenheit, den Himmel: wozu braucht er Geld? Ich habe von seinen Schätzen nichts. Wir müssen also theilen: er den Himmel, ich die demüthige Erde.

Die Tante Anfurth ging in ein Bad, und der Weg dahin führte nahe an dem Städtchen vorbei, in welchem Herrmann lebte. Freilich hatte der Kapitain sie zu der Reise beredet, und sich ihr zum Begleiter angeboten; aber sie hatte weder das, noch seine Absicht dabei bemerkt. Nahe an dem Städtchen fiel das Gespräch auf Herrmann. Ach, gnädige Tante, sagte der Kapitain, glauben Sie mir, mein Bruder ist so schlimm eigentlich nicht. Der Vater hätte ihn sehr wohl bereden können, wieder in die Residenz zu kommen. Auch fing er recht

recht gut an, und Herrmann war schon halb gewonnen; aber nun ließ der Vater auf einmal nach. Sie kennen ihn ja, wie er ist: so sanft, so weichlich! Hätte er hart seyn wollen, es wäre gegangen. Aber da kam Herrmanns Frau, und Sie wissen, wie höflich der Vater sich gegen Damen beträgt. Nun glaubte Herrmann noch Recht übrig zu haben. Hätte der Vater der Frau Holz-Inspektorin recht derb den Text gelesen; es würde ganz anders gekommen seyn. Jezt sagt der Vater immer: es ist unmöglich; er ist nicht zu bewegen. Denn sonst könnte Jemand, zum Exempel Sie, gnädige Tante, auf den Einfall kommen, die Sache beim rechten Ende anzufangen. Was dem Vater nicht gelungen ist, das, meint er, muß Keinem gelingen.

„Ob ich es einmal probire? was meinst du?“

Ja meine gnädige Tante; jezt wäre, versichert Rolfs, so eben die rechte Zeit, ihn einzuschieben. Nur, wie gesagt, müssen Sie ihm recht ernstlich erklären, daß Sie ihn enterben wollen, wenn er Ihnen nicht gehorcht; und der jungen Frau, die überall mit einredet, . . .

Oho! das soll sie sich einfallen lassen! Gut, ich will hin! Dein Vater soll sehen, daß ich auch etwas kann! Von Jugend auf liessen sie dem Herrmann zu viel Willen. Ich sagte es schon damals; aber da sollte alles mit Feinheit gezwungen werden.“

Der Kapitain stieg am Thore aus, bezeichnete dem Kutscher Herrmanns Wohnung, und ging nach dem Wirthshause, um die Tante da zu erwarten. Die Anfurth fuhr vor Herrmanns Haus, und wurde von der Magd an das Wohnzimmer geführt. Sie öffnete die Thür, und fand Emilien mit ihrem Kinde an der Brust, Herrmannen neben ihr mit Hochfelds Sohn auf den Knieen, Martinen, der ein Holzpferd schnizte, und die Base Elisabeth, die Kinderzeug nähete. Herrmann sezte den Knaben nieder, und ging seiner Tante entgegen; Emilie stand auf, so schnell sie konnte. Die Tante sah sich im ganzen Zimmer um, und ihr höhnischer Blik ruhete lange auf dem alten Martin, der ihr starr in das Gesiche sah. Wird der Kerl ewig hier bleiben? fragte sie endlich ihren Neffen. — Herrmann winkte, daß Martin gehen sollte, und warf einen beruhigenden Blik auf Emilien, die ihm nun ruhig zulächelte. Die Tante fuhr auf: was lachen Sie, Frau! Das will ich mir verbitten. Ich habe mit meinem Neffen zu reden. — „Tante," sagte Herrmann sanft und ehrerbietig; „erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine Frau, die Frau von diesem Hause, vorstelle."

Mit der habe ich nichts zu reden, sondern mit dir.

„Darf ich Sie denn bitten, mir auf mein Zimmer zu folgen?"

Nein, ich will hier bleiben; denn sie da soll hören, was ich dir zu sagen habe.

„Meine gnädige Tante, ich muß Ihnen noch einmal wiederholen, daß Sie die Frau vom Hause vor sich sehen."

So? Das heißt wohl, ich soll Respekt vor ihr haben?

„Nur die gewöhnliche Achtung, Frau von Anfurth, die unter Leuten von Erziehung Sitte ist."

Nein, deine Frau soll von mir hören, was wir von ihr denken: daß sie Schuld an deinem Unglük ist. Das soll sie.

Emilien trat eine Thräne in die Augen. Herrmann, der es bemerkte, faßt ganz kalt den Arm seiner Tante, führte sie aus dem Zimmer an die Hausthür, und die Stufen hinunter an den Wagen. O du abscheulicher Mensch! o du Bösewicht! rief die Tante, braun und blau vor Wuth, und wollte sich losreißen. Er öffnete den Schlag des Wagens, hob sie hinein, und sagte: „Achtung, gnädige Frau, sind Sie jedem Menschen schuldig, auch der Frau meines Holzknechtes, wenn Sie bei ihr sind." Er beugte sich, machte die Thür zu, rief: „fahr zu, Kutscher!" und ging dann in das Haus zurük.

Emilie kam ihm schon lächelnd wieder entgegen. Ja, sagte sie; jezt, mein Herrmann, erkenne ich, welch ein Glük es für uns ist, daß wir hier geblieben sind.

„Und Sie, Elisabeth?"

Ich habe gefehlt, Herr Vetter;

Der Ehrgeiz macht zu Zank und Streit
Gar leicht ein solches Herz bereit,
Das sich allein hoch schätzet.

Gott bewahre, in welche Familie sind wir armen Leute gerathen! Das ist ja der leibhaftige Hochmuthsteufel! „Sie da soll hören!" Seh doch einer! „sie da!" Milchens Vater war Geheimer Justizrath, und ihr Großvater, mein Onkel, Pastor in Hildesheim an der Hauptkirche. „Was lachen Sie, Frau!" Ich konnte vor Aerger nur nicht zu Worte kommen, sonst hätte ich es ihr schön gegeben. Gott bewahre! — Sie ging hinaus, um ihre alte Freundin zu besuchen, und der den Vorfall zu erzählen.

Der Weg führte sie an dem Wirthshause vorüber, wo der Wagen noch hielt, und wo die Anfurth aus dem Fenster sah. Mamsell! sagte diese: wollen Sie wohl dem Herrn Holz-Inspektor ein Paar Zeilen zustellen? Base Elisabeth versprach das. Sagen Sie mir doch, fragte die Anfurth

hämisch: wodurch ist denn der Mensch so grob geworden? Wahrscheinlich durch seine Gesellschaft. — Elisabeth wurde vor Zorn roth, und antwortete mit einem schnellen Knix: gebet nach, steht in der Schrift; aber das muß ich Ihnen doch sagen, Frau von Anfurth, der Vater meiner Cousine war Geheimer Justizrath, und der Ihrige — ein braver Mann, das Zeugniß giebt ihm die ganze Welt, indeß doch nur ein Brauer. Was Sie zu seyn glauben, das sind wir alle Tage. Die Anfurth fühlte sich getroffen, und erwiederte etwas Bitteres. O, sagte die fromme Elisabeth, reden Sie, was Sie wollen; ich kann, Gott Lob! vergeben und vergessen. Ja, ja, der Cousin hat mir wohl tausendmal gesagt, was ich nun leider selbst erfahre. Ja, (mit einer Abschiedsverbeugung.)

Ja, ich stecke voller Pfeile
Von dem Teufel, Fleisch und Welt!

Die Frau von Anfurth zitterte noch vor Wuth, als sie sich wieder in den Wagen sezte. Sie konnte sich gar nicht darüber beruhigen, daß ihr Neffe sie aus seinem Hause gewiesen hatte, und sie zum Gegenstande seiner bittersten Spöttereien machte. Auf der nächsten Station verschaffte sie ihrem Herzen wenigstens dadurch einige Luft, daß sie einen sehr harten Brief an Herrmanns Vater schrieb.

Der Kapitain hütete sich wohl, ihren Zorn zu besänftigen; er bat vielmehr seinen Schwager

Rolfs, das Unglük der Tante so sehr zu verbreiten, als möglich, und ihm nach dem Bade hin ein Paar Briefe darüber schreiben zu lassen, die er vorzeigen könnte. Er bekam einige solche Briefe, machte Gebrauch davon, und hatte nun das Vergnügen, daß die Badereise vollkommen nach seinen Wünschen ausgeschlagen war. Aber — er gerieth hier in eine Bekanntschaft, die sehr wichtige Folgen hatte: mit dem Kammerherrn eines kleinen Hofes, den die ganze vornehme Welt den liebenswürdigen Flinsberg nannte. Herr von Flinsberg, ein Mann über Vierzig, und nicht verheirathet, war immer heiter, immer artig, zu jedem Spasse aufgelegt, und — im höchsten Grade diskret. Er hatte kein Vermögen, und lebte doch mit Anstand, war den Sommer hindurch in einigen Bädern, und brachte die Wintermonate, um der Lustbarkeiten willen, in einigen Residenzstädten zu. Er war kein Spieler von Profession; allein er spielte hoch, und mit Glük. Jedermann kannte ihn, und hielt es für eine Ehre, mit ihm umzugehen. Mit Einem Worte: er war ein Gesellschafts-Genie.

An diesen Herrn von Flinsberg hängte sich auch der Kapitain. Aber, Kapitain, fragte Flinsberg: was ist denn das für ein Mütterchen, an deren Arm Sie immer auf der Promenade figuriren? — „Meine Tante, die Frau von Arfarth, der ich alle mögliche Ehrfurcht schuldig bin; denn sie

ist sehr reich, und ich bin ihr präsumptiver Erbe. Ich bitte Sie, lieber Kammerherr, sagen Sie ihr doch um meinetwillen ein Paar angenehme Worte."
— Recht gern, mein Lieber, recht gern! —
Der Herr von Flinsberg sagte der Frau von Ansurth einige süsse Worte, und sie fand sich dadurch nicht wenig geschmeichelt. Auch sie drängte sich jezt an den allgemein geliebten Mann, und spielte hoch, um mit ihm zu spielen. Die Anhänglichkeit einer Matrone war für Flinsberg ganz neu. Zum Scherz nahm er den Ton der Vertraulichkeit gegen sie an, und sie erwiederte ihn mit dem Tone einer spröden Koketterie. Sie fand den Herrn von Flinsberg sehr liebenswürdig, und er fand sie im Spiele sehr großmüthig. Beider Vertraulichkeit schien dem Kapitain in Kurzem doch ein wenig allzu groß. Er bemühete sich jezt eben so sehr, den Kammerherrn von seiner Tante wieder zu entfernen, als vorher Beide einander zu nähern, und er that das ein wenig auffallend. Flinsberg fand das Mißtrauen des Kapitains sehr lächerlich, und bestrafte es dadurch, daß er sich desto mehr an die Tante drängte. Der Tante schwindelte der Kopf vor Eitelkeit über die Beeiferung des bewunderten Mannes. Jezt fing sie auf einmal an, sich sehr zu putzen: das Matronenartige fiel von ihr ab, ihr Gang wurde rascher, ihr Betragen jugendlicher. Der Kapitain gerieth darüber in Angst, und versuchte allerlei Mittel, seine Tante zu überreden, daß sie das Bad verlassen möchte. Flinsberg aber

drang in sie, zu bleiben; und ihm konnte sie nichts abschlagen. Die Aengstlichkeit des Kapitains veranlaßte Flinsberg zu der Untersuchung, was jener denn eigentlich fürchte. Bisher hatte er auch nicht mit einem Gedanken an eine Heirath mit der reichen Matrone gedacht; doch jezt fing er an zu überlegen. Er fühlte, daß die Eigenschaften, die ihn der Gesellschaft so werth machten, sich mit jedem Jahre verringerten, und daß Kunst die Natur nicht ersetzen konnte. Wahrhaftig, dachte er, der Kapitain hat Recht. Es ist Zeit, daß ich auf ein solides Etablissement denke!

Er behandelte jezt die Frau von Anfurth mit noch feinerer Aufmerksamkeit, als sonst, ließ sich aber von seinem Plane nichts merken, ja schien sich sogar zurükzuziehen; indeß gewann er ihre Neigung immer mehr. Als sie endlich das Bad verlassen mußte, ersuchte sie ihn, doch einmal einen Winter in der Residenz ihres Fürsten zuzubringen. Er versprach das, und nahm mit ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit von ihr Abschied.

Gott Lob! dachte der Kapitain, als er die Tante wieder im Wagen hatte.

Ein sehr liebenswürdiger Mensch, der Flinsberg! sagte die Tante.

O ja, erwiederte der Kapitain; nur — zu trauen ist ihm nicht ganz.

Was du doch immer von allen Menschen willst! Er ist der ehrlichste Mann von der Welt, ganz ohne Falsch. —

Schon im Oktober kam Flinsberg in der Residenz an, und sein erster Besuch war bei der Frau von Anfurth. Nun war der Kapitain wieder auf der vorigen Stelle, und führte ein Leben voll Angst und Sorgen, voll Neid und Kabale. Mit seinem freundlichen Gesichte und seinem Herzen voll Galle war er ein warnendes Bild des bestraften Egoismus.

Sein Bruder Herrmann lebte unterdessen vollkommen ruhig, ohne Sorge, ohne Neid, im Genusse des schönsten häuslichen Glückes. Durch den Vorfall mit der Anfurth war er aus aller Verbindung mit seiner Familie gekommen, und hörte nichts mehr von ihr. Seine Schwester Julchen hatte ihm indeß geschrieben, daß die Eltern ihn liebten, und daß sie es nur vor der Anfurth nicht wagten, ihm ihre Liebe zu zeigen. Diese Nachricht zerstreuete noch den lezten Ueberrest von Kummer in seiner Seele; denn, was bedurfte er, bei seinem häuslichen Glücke, noch ausser der Liebe seines Vaters und seiner Mutter! — Seine Freundschaft mit dem Prediger Mülenberg nahm täglich an Innigkeit zu. Je älter Beide wurden, desto weniger achteten sie das Spekuliren, und desto praktischer wurde ihre Philosophie. Beide nahmen

übrigens, wenn sie den Zweifeln ihres Kopfes nicht auszuweichen wußten, ihre Zuflucht wieder zu dem stillen, mächtigen Glauben ihrer Herzen. Sie waren nicht kälter für die Ewigkeit, nur wärmer für die Erde. Ihr Glaube an Gott wurde Liebe für die Menschheit, und sie hatten aus ihren unsichern Spekulationen doch eine höhere Tugend gewonnen.

Ihre Kinder waren noch ein Band mehr für sie. Es währte lange, ehe Beide sich über die beste Methode, Kinder zu erziehen und zu unterrichten, vereinigen konnten. Mülenberg drang auf eine vollkommen systematische Erziehung; Herrmann auf fragmentarische. Jener meinte, Kinder müßten von Allem deutliche und vollständige Begriffe bekommen; Herrmann hatte nichts gegen das Deutliche, in so fern es sich bei Kindern thun läßt: „aber das Vollständige," sagte er, „taugt für Kinder nichts. Resultate müssen sie haben, weil sie Kinder sind."

Verstand, Grundsätze, deutliche Ueberzeugung! sagte Mühlenberg.

„Gefühle, Phantasie, Glauben!" — sagte Herrmann.

Ich schliesse diese nicht aus; aber jene sind die Hauptsache.

„Das ist für Kinder nicht wahr. Diese sind die Hauptsache: jene folgen nach!"

Sag mir, Inspektor, wie willst du sie unterrichten?

„Wie die Natur **uns** unterrichtet. Was wir erleben, wird in unserer Seele hell, deutlich, unverlöschlich. Es kann jemand eine Theorie der Mechanik schreiben, und weiß nicht ein Oxthoft Wein in den Keller zu schaffen. Zwar steht er an der Kellerthür, und spricht zum Erstaunen seiner Leute von der schiefen Fläche; aber das Faß Wein bleibt ruhig liegen. Nun kommen ein Paar Kärrner, die nicht eine Sylbe von der Mechanik wissen; und die bringen das Oxthoft in den Keller, als ob es Beine hätte. Da hast du **Wissen** und **Thun**."

Willst du denn das Wissen ausschliessen?

„Behüte mich Gott! Aber es ist nicht so viel werth, als das Thun. Gelehrte wollen wir aus den Kindern fürs erste nicht machen; und ihre lezte Bestimmung ist es eben so wenig. Gute, brave, nüzliche **Menschen** sollen sie werden, die für sich und Andere mit Herz und Kopf arbeiten, die ein Paar Schrammen in der Hand oder auch im Herzen nicht viel achten, die aber den Glauben an eine bessere Zukunft in Zeit und Ewigkeit fest

halten; Menschen, die dem Tode einmal fröhlich entgegen treten können, weil sie wissen, daß ihre Heimath über den Sternen ist. Dazu gehört Herz, Kraft, Glaube und Thun; nicht Spekuliren und leeres Wissen. Und fürs erste, Freund und Mühlenberg, sollen sie fröhliche **Kinder** seyn: nicht einmal gute **Menschen**, nur gute **Kinder**; und ein fröhliches Kind ist ein gutes Kind. Lernen müssen sie fürs erste, zu gehorchen, Menschen zu achten, und dann Menschen zu **werden**; das heißt . . ." —

Und bedürfen sie dazu nicht der größten Ausbildung ihres Verstandes, Inspektor?

„Nun, eben das sag' ich ja!"

Das sagst du?

„Das sag' ich! Sieh, unsre Erziehung kommt mir vor, als liesse ich einen gelehrten Musiker kommen; der sezte sich dem Kinde gegenüber, und finge seinen Unterricht an. Das Kind lernt die ganze Theorie der Musik, die Lehre von dem Generalbaß. Es weiß am Ende alles, nur kann es weder spielen noch komponiren. Da lob' ich mir den Organisten! Der stellt das Kind an das Klavier, legt ein Stük auf, erklärt, zeigt, und geht nicht eher weiter, als bis das Kind das machen, thun kann, was es lernt. Hole den ersten Tän-

zer aus Paris, und laß deiner Frau, die nie getanzt hat, die ganze Theorie der Tanzkunst vortragen: ich stehe dafür, sie tanzt dennoch nicht; und hätte sie nicht tanzen sehen, so würde sie auch nicht einmal einen lebendigen Begriff davon haben. Der blinde Engländer lehrte, in Oxford, oder wo es sonst war, die Optik, die Perspektiv, und hatte nicht einmal eine Vorstellung von dem Lichte. Das ist Wissen und Thun! Warum lernen unsre Knaben in den Schulen unter der Anleitung der gründlichsten Lateiner kein Latein, und bei einem Hasenfuß von Sprachmeister ganz ordentlich Französisch? (Daß die Lateinische Sprache so erstaunlich viel schwerer seyn sollte, als jede andere, ist nicht war; die Römischen Bauern lernten sie ja, wie unsre Kinder ihre Muttersprache, in ein Paar Jahren.) Warum? Weil man das Latein mit der Theorie anfängt, und nicht, wie der Sprachmeister das Französische, mit der Ausübung. Da hast du Wissen und Thun! Dieser und jener schreibt das schönste System der Moral, liesse sich für die Wahrheit seiner Behauptungen foltern, und — in seinem Herzen sieht es aus, als ob der Mensch gar keines sittlichen Gefühles fähig wäre; in seinem Hause gehen Teufeleien vor, die ein ehrlicher Sackträger verabscheuen würde, der im Stande wäre, dich zu fragen: was? ich hätte ein Gewissen? ich hätte Pflichten? Da hast du Thun und Wissen! Weshalb, um dich a contrario aus dem Felde zu schlagen. — weshalb schrieb Helve-

tius gegen die Freundschaft, erklärte sie für Eigennuz, und war doch einer der zärtlichsten, uneigennützigsten Freunde? Da hast du Thun und Wissen!"

Also, mein edler Herr Inspektor, ist dir, wie es scheint, die Gelehrsamkeit nicht eine taube Nuß werth!

„Wer hat das gesagt? Ich habe nur von dem Unterschiede des Thuns und Wissens geredet. **Gelehrsamkeit**, guter Freund, ist mir das Ehrwürdigste in der Welt; nur nicht immer die **Gelehrten**. Was wären wir Menschen denn ohne die mühsame Ausbildung aller Wissenschaften! Aber ich will sagen: viele Gelehrte sind wie der Negersklav, der den Zucker pflanzt, pflegt, wartet, auskocht, raffinirt, in Tonnen pakt, und an die Schiffe schleppt, ohne ihn je in seinem Leben gekostet und sich von etwas Andrem, als groben bittren Wurzeln, genährt zu haben; — oder wie der Bergmann, der das Gold aus der Erde holt, reinigt, schmelzt, scheidet, ohne je in seinem Leben ein Stück davon zu besitzen. Das will ich sagen, und folglich auch, daß Thun besser ist als Wissen, daß wir also bei unsrer Kindererziehung nie Thun vom Wissen trennen dürfen, und daß wir die Theorie bis zulezt aufsparen müssen, weil eine Theorie eine Folge von Sätzen ist, die man behalten kann, ohne sie zu verstehen, die man

verstehen kann, ohne sie jemals anzuwenden. Sollen unsre Kinder einmal Gelehrte werden, welche ihr Brod und nicht ihre Tugend aus der Moral ziehen, welche die Geschichte treiben, um Archivare, Historiographen oder Professoren zu werden, und nicht edle Menschen, die aus der Geschichte lernen, was ein starkes Herz kann, wenn es die Menschen liebt: so müssen wir freilich die Moral unter a b c und so weiter bringen, und bei der Geschichte ja niemals die Jahrszahl und das Datum vergessen. Das mein' ich, Mühlenberg, und das meinst auch du. Die Phantasie und das Herz sind keine Krücken für einen lahmen Verstand, sondern der lebendige Athem, den der Mensch den Wissenschaften einhauchen muß, wenn sie nicht todt dastehen sollen, wie eine Ruine aus bessern Zeiten. — Haben wir einander nun verstanden?"

Mühlenberg schüttelte noch immer den Kopf. Wenn ich nur begreifen könnte, wie du Geschichte lehren willst, ohne Geschichte!

Herrmann lächelte. „Wie ich Geographie gelernt habe. Mein erster Lehrmeister war der alte Martin; und ich versichre dir, ich hätte von Strabo, wäre ich auch sieben Jahre bei ihm in der Lehre gewesen, nicht so viel (freilich nicht blosse Geographie) gelernt, als von diesem Martin, der noch jezt nicht begreifen kann, wie man die Erde am Himmel mißt, und sich nichts Wahres, aber

etwas Erhabenes dabei denkt. Er sagte nehmlich, als einmal davon gesprochen wurde, mit gefaltenen Händen: nun, ich denke, wohl so, wie man das Leben mit der Todesstunde mißt!"

Wir werden ja sehen, sagte Mühlenberg. Aber der Streit hob immer aufs neue an, und wurde zuweilen mit Hitze geführt, bis endlich Herrmann in Mühlenbergs Gegenwart eine Stunde nach seiner Methode unterrichtete. Nun, lieber Lange, sagte Mühlenberg; das eben habe ich ja gemeint! — „So? Und was hab' ich denn gemeint?" fragte Herrmann. Beide hatten verschiedne Worte gebraucht, und jeder im Grunde dasselbe behauptet.

Der Kinder, die erzogen werden sollten, waren fürs erste vier: Hochfelds Sohn **Karl**, Herrn Castrans Tochter **Sophie**, Herrmanns Sohn **Julius**, und Mühlenbergs Tochter **Luise**. Sophie war schon vom dritten Jahre an weit öfter in Langens Hause, als bei ihrem Vater. Herr Castran hatte nichts dagegen; denn es war ihm ja eine Ehre, daß seine kleine Sophie Tag für Tag bei der gnädigen Frau seyn durfte. Sie glauben nicht, sagte er zu seinen Bekannten, wie lieb die Leutchen mich haben! Wir sind Ein Herz und Eine Seele. Herr von Lange geht mit mir um, wie mit einem Bruder. Sie sollen sehen, ich mache durch ihn noch mein Glük; denn haben

müssen sie ihn doch einmal in der Residenz. Mein kleines Mädchen ißt da, schläft da, und nennt die gnädige Frau: liebe Mutter.

Bald waren die vier Kinder bei Mühlenberg, bald bei Langen; jezt wurden sie im Garten, dann im Zimmer unterrichtet. Beide Mütter lehrten sie lesen, und kleine Arbeiten machen. Nebenher lernten sie mit dem Lineal, dem Zirkel, der Gartenschnur, dem verjüngten Maßstab und der Meßkette umgehen. Sie mußten in Pappe arbeiten, und sich im Garten kleine Beete anlegen. Das alles geschah, um ihnen mechanische Fertigkeit der Hände, Augenmaß und Beurtheilungskraft zu verschaffen. Erst als sie lange genug gemessen hatten, fingen sie an zu zeichnen, und lernten es nun sehr schnell. Sie baueten Häuserchen von Pappe, Anfangs nur die äusseren Wände, dann aber auch inwendig ausgebauet und in Zimmer abgetheilt. Nun wurde ihnen aufgegeben, Herrmanns Wohnhaus nachzubilden. Sie fingen von dem einen Zimmer an, bauten das andre daneben, bis das untere Stockwerk fertig war, und sezten dann auch das obere darauf. Die Verhältnisse waren nicht beobachtet; indeß hatten die Kinder doch ihre herzliche Freude über das kleine Haus des Vaters.

Nun kam Mühlenbergs Haus an die Reihe, und man machte die Kinder aufmerksam auf die Verhältnisse der Zimmer gegen einander. Das

Haus des Predigers war kein Viereck, selbst einige Zimmer waren nicht regelmäßig. Die Kinder wollten das Häuschen gerade eben so haben, wie das grosse; denn Herrmann hatte ihnen unter den Fuß gegeben, daß sie es dem Vater Mühlenberg zu seinem Geburtstage schenken sollten: aber die Winkel machten Schwierigkeiten. Nun gab ihnen Herrmann den Transporteur in die Hände, und lehrte sie Winkel messen. Das Haus wurde fertig, und endlich auch mit den Farben des grossen angemahlt. Die Kinder freueten sich über ihr Werk ganz unglaublich; sie meinten gespielt zu haben, und hatten dabei, ohne es zu wissen, eine Menge nüzlicher Kenntnisse bekommen. Jezt sollte auch Mühlenbergs Hof nachgebildet werden, was noch weit schwerer war. Herrmann half, wo die Schwierigkeit unüberwindlich schien, aber nur durch Fingerzeige und Versuche. Karl zeichnete nun einen Grundriß des Hauses, und dabei gab es neue Arbeit und neues Vergnügen. Dann wurde Herrmanns Garten ausgemessen, und ein Plan davon gezeichnet. So lernten die Kinder die Anfangsgründe der Trigonometrie, nebenher auch vieles aus der Naturgeschichte, und sehr oft, so wie sich eine Veranlassung dazu fand, etwas aus der Physik. Es gingen Jahre darüber hin, und die vier Kinder, die für ihr Alter in der That recht viel wußten, fanden nichts natürlicher als ihre Kenntnisse, die ihnen fast gar keine Mühe gekostet hatten.

Bei dem allen wurde das Gedächtniß der Kinder nicht versäumt. Herrmann fing das Französische mit ihnen an, und war hierin allein der Lehrer, von dem auch seine erwachsenen Freunde mit lernten. Man las, man sang, und trieb förmlich Musik. Endlich mußten die Kinder auch bestimmte Arbeiten liefern, die Mädchen weibliche, die Knaben bald Hand-, bald Kopfarbeiten. Aber dennoch blieben die meisten Stunden dem Vergnügen gewidmet, das freilich bei diesen glüklichen Kindern immer eine angenehme Beschäftigung war.

Emilie drang endlich darauf, daß die beiden Mädchen mehr sitzen, und oft auch ganze Stunden lang, von den Knaben getrennt, nur in ihrer oder der Predigerin Gesellschaft seyn sollten. Mühlenberg wollte den Kindern Einiges aus der Physiologie bekannt machen; Emilie war aber dagegen, daß auch die beiden Mädchen an diesem Unterrichte Theil nehmen sollten. Sie sagte, nicht zu Mühlenberg selbst, sondern zu ihrem Manne, und sanft erröthend: Mädchen dürfen nie in Gegenwart des männlichen Geschlechtes von dem menschlichen Körper nur reden hören; denn auch ihre Gedanken müssen schamhaft bleiben. Was die beiden Mädchen davon wissen sollen, das überlaßt uns Müttern. Auch dem Vater muß die Weiblichkeit der Tochter heilig seyn. Herrmann wagte es nicht einmal zu fragen, was Emilie thun, was

sie lehren wollte. Er küßte ihr mit liebevoller Achtung die Hand, und versprach, Alles ihr selbst zu überlassen.

Mühlenberg wollte seinen Plan nicht gern aufgeben. Er sagte: sie müssen doch deutliche Begriffe haben. „Das müssen sie nicht," erwiederte Herrmann, „wenn diese Begriffe ihnen den köstlichsten Schaz, die höchste Reinheit der Seele, kosten können. Meine Frau hat Recht, lieber Freund. Die Schamhaftigkeit eines Mädchens, das nicht auch gegen den Vater, gegen den Bruder schamhaft ist, erkläre ich für Verstellung, für Prüderie. Laß uns die zarte Blüthe, die von dem Hauche eines Wortes, von dem Blicke eines männlichen Auges, so leicht verwelkt, nicht antasten!"

Es wurde nicht weiter an Mühlenbergs Plan gedacht, und Herrmann sezte es sogar durch, daß der Unterricht in gewissen Kenntnissen auch für die Knaben wenigstens noch aufgeschoben blieb. Emilie, und nach ihrem Beispiel auch ihre Freundin, würde, wenn ja eins der beiden Mädchen einmal etwas Unschikliches gethan hätte, gewiß nicht gesagt haben: pfui, schäme dich! das ist in Gegenwart der Knaben unschiklich; du bist ein Mädchen! sondern sie machte die Mädchen wirklich schamhaft. Beide mußten sich oft waschen. Sie führte aber eine nach der andern, nie Beide zu-

sammen, in ein halb dunkles Kabinet. Dann ging sie selbst wieder hinaus, ließ das Kind inwendig abriegeln, und es das Waschen oder das Umkleiden so, ganz sicher vor Ueberraschung, verrichten. Emilie selbst zeigte sich immer schon früh Morgens völlig angekleidet, und hielt darauf, daß auch die Magd im Hause sehr züchtig seyn mußte. Sie bezeigte ihren lebhaftesten Widerwillen gegen jede Ungezogenheit, die sonst wohl nicht geachtet wird; die Kinder durften z. B. an ihrer Kleidung nie anders, als ohne Zeugen, etwas verändern. Sie hütete die Knaben, wie die Mädchen, vor jedem ungezogenen Worte. Jene bestrafte sie für einen heftigen Ausbruch ihrer Leidenschaft; aber die kleine Luise, die sich einmal ohne Scheu in Gegenwart der Andern einer dreisten Heftigkeit überließ, nahm sie schnell auf den Arm, und trug sie in ein entferntes Zimmer. Hier küßte sie das erstaunte Kind, und sagte mit rührender Stimme: Gott Lob, meine liebe Luise! noch hat keine von den Mannspersonen gemerkt, was du thun wolltest; du hättest sonst dein Auge nicht wieder gegen sie aufschlagen dürfen. O, ich bitte dich, Kind, nimm dich ja in Zukunft in Acht, daß du ihnen nicht zum Abscheu wirst! — Die kleine Luise fing an zu weinen, und war von dem Augenblicke an höchst aufmerksam auf sich.

So vertraulich die Kinder unter einander lebten, so hätte man doch an ihrem Betragen die

Geschlechter auf den ersten Blick unterscheiden können, auch wenn sie gleich-gekleidet gewesen wären. Herrmann arbeitete dahin, den beiden Knaben die höchste Achtung für das weibliche Geschlecht beizubringen; und sein Beispiel, so wie Emiliens sanfte Hoheit, und die stille ihrer Freundin, bewirkte das sehr früh bei ihnen. Ein Fehler gegen Emilien oder Mühlenbergs Frau, besonders Unbescheidenheit gegen die beiden Mütter, wurde doppelt geahndet, doch freilich nur durch Worte.

Base Elisabeth schüttelte wohl hundertmal den Kopf über Herrmanns Erziehung; aber sie ließ sich doch die Ehrfurcht sehr wohl gefallen, welche die Kinder ihrem Alter erwiesen. Es kostete Herrmannen grosse Mühe, sie zu überzeugen, daß der Unterricht nicht mit den Kirchengesängen angefangen werden müsse; denn sie verlangte durchaus, daß die Kinder jede Woche einen Gesang auswendig lernen sollten. Er mochte die längsten, seltsamsten Reden halten, (das einzige bewährte Mittel, die Base Elisabeth von etwas abzubringen): selbst das half in diesem Falle nichts. Elisabeth weinte zwar, und drükte Herrmannen die Hand; doch sagte sie: ich wollte gern schweigen; aber ich darf nicht. Herr Vetter, vielleicht steh' ich schon morgen vor Gottes Thron; ich kann keine Sünde mehr auf mein Gewissen laden. Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen, Herr Vetter!

Herrmann redete sich fast müde, um ihr zu beweisen, daß Gott kein Singen befohlen habe; aber da belehrte sie ihn bald eines bessern! Sie führte wohl dreißig Psalmen an: „Lobsinge den Herrn, meine Seele! Singet dem Herrn ein neues Lied; Spielet ihm auf Psalter!“ Kurz, schloß sie endlich, die Kinder müssen Gesänge lernen.

„Die lernen sie ja, Base!“

Ja, ja! Aber welche? Da sizt es. Aus einem Buche, das nicht einmal schwarz eingebunden ist.

„Ich will es schwarz einbinden lassen, Base!“

Elisabeth blieb so fest bei ihrem Sinne, daß Herrmann endlich unmuthig wurde. Der alte Martin meinte, als er das bemerkte: nun, die Gesänge der Mamsell mögen wohl ziemlich verwirrt seyn. Aber, Sie sagen ja, meine Erklärungen von Länge und Breite wären das auch gewesen; und es hat Ihnen doch Gott Lob nicht geschadet.

„Du nimmst ihre Parthei?“ fragte Herrmann verwundert.

Hm! die Parthei des Singens nicht; denn ich bin gewiß, man kann gut und selig werden,

ohne, wie eine Lerche, oder wie die Mamsell, den ganzen Tag zu singen. Aber die Angst der Base geht mir nahe. Es ist doch rührend, daß sie, so gern sie auch nachgeben will, doch fester an Gott hält, als an uns. Liegt denn so viel daran, lieber Herr Inspektor? Die selige Großmama sang doch auch, und . . . Die arme Mamsell, mit ihrer Angst vor Gott, geht mir nahe.

Herrmann wurde nachdenkend; und hätte sich mit der Base ein Vergleich über eine Auswahl von Gesängen treffen lassen, so würde er vielleicht nachgegeben haben. Doch jezt wollte er die Base ganz besiegen. Sie aber machte sich, um des Hausfriedens willen, heimlich an den kleinen Karl, weil der, als ein besonders in Sünden empfangenes und gebornes Kind, nach ihrer Meinung in noch grösserer Gefahr stand, als die übrigen. Da Herrmann und der Prediger hauptsächlich darin fehlten, daß sie den Kindern nicht ein Wort von ihrer verderbten Natur sagten, so wählte sie natürlicher Weise zuerst einen Gesang vom menschlichen Verderben. Du sollst einen schönen Gesang lernen, mein Söhnchen, hob sie an; lies mir doch vor. Karl las: „Wie groß ist meine Missethat," rc. Der Knabe sah sie ein Paarmal verwundert an; doch las er weiter. Beim Ende der zweiten Strophe, fragte er: „wer hat denn das Lied gemacht, Base? Das muß ja ein sehr böser Mensch gewesen seyn!" Die Frage brachte die Base in einige

Verwirrung. Ei, sagte sie, so sind alle Menschen, lieber Karl, gegen Gott gehalten. Das Lied hat ein frommer Mann gemacht. Karl las weiter, und schüttelte den Kopf. Bei den Zeilen:

Ich bin im Sünden = Orden
Ein Bild des Satans worden!

legte er das Buch hin, und sagte: „Aber, liebe Base, wozu soll ich denn das Lied lernen? Davon paßt ja kein Wort auf mich. Es muß ein erstaunlich böser, oder ein erstaunlich dummer Mensch gewesen seyn, der es gemacht hat; oder er mag es wohl für recht böse Leute gemacht haben. Aber so schlecht ist doch wohl kein Mensch in der Welt."

Die Base erröthete; bald fing sie aber an zu predigen; daß er, Karl, selbst ein böser sündiger Mensch sey. Das nahm der Kleine übel; und als sie es fort behauptete, fing er an so bitterlich zu weinen, daß Elisabeth nicht wußte, wie sie sich aus der Schlinge ziehen sollte.

Mein Söhnchen, sagte sie endlich; auch ich bin eben so, wie der Gesang sagt: gerade eben so! — Der Knabe hörte vor Schrecken auf zu weinen, schauderte, und sagte zweifelnd: „Base, ist das wahr? Sie wären wie der Satan?" — Die Angst der Base nahm fürchterlich zu; aber sie glaubte, fest bleiben zu müssen. Ja! sagte sie

großmüthig, und machte sich zum Opfer der Frömmigkeit. Der Knabe nahm das Gesangbuch wieder auf, las ihr vor, that Fragen, und sah sie bei jeder fest an: „Was, Base? Sie lögen so entsezlich, wie hier steht?" — Ja, mein Sohn. — „Herr Gott! Auch rachgierig, geitzig wären Sie, Base?" — Ja, mein Sohn. — Der Knabe sah wieder in das Buch, erschrak, zeigte es ihr hin, und sagte: „Lesen Sie doch! auch das hätten Sie gethan?" — Nein, das habe ich nicht, sagte hier Elisabeth, fast zernichtet durch die Fragen. Aber mein Sohn, fuhr sie fort: das alles sind deine Mutter und dein Vater auch; alles! — „Das ist nicht wahr!" rief der Knabe heftig; „und ich weiß nicht, wie Sie so von meiner guten, frommen Mutter reden können. Aber Sie haben ja," sezte er erbittert hinzu, „erst diesen Augenblik gesagt, daß Sie so entsezlich lögen; und so . . ."

Die Base Elisabeth unterbrach ihn, und in ihrem Aerger würde sie ihn geschlagen haben, wenn er sich nicht geschwind zurükgebogen hätte. Wart, rief sie; ich will dich höflich seyn lehren!

Base, sagte das Kind: bin ich unhöflich gewesen, so ist es ja das Lied noch mehr; und Sie sagten doch, es wäre alles, was darinn steht, wahr.

So lief die erste dogmatische Stunde ab, welche Base Elisabeth gab. Der andern Kinder konnte sie nicht allein habhaft werden; sie versuchte daher ihr Heil noch einmal an Karln, der schon sehr grossen Widerwillen gegen das schwarze Buch hatte, indeß der Base doch gehorsam war. Er mußte lesen: „Durch Adams Fall ist ganz verderbt," ꝛc. Die Base fing nun an zu erklären. Karl fragte dazwischen, fand sich durch die Antworten, die er bekam, nicht befriedigt, und blieb dabei: „Base, das glaube ich nimmermehr. Und das Buch mag ich nicht lesen, wenn es der Vater nicht befiehlt." Die Base wurde sehr unwillig; aber sie bewies nichts. Der Knabe behauptete: Adam könne unmöglich so klug gewesen seyn, wie Elisabeth ihn mache, oder nicht so schuldig. Abends bei Tische erzählte nun Karl zu Herrmanns grossem Erstaunen von der Schlange, von Adam, von Eva, von einem Garten, u. s. w.

„Gut," sagte Herrmann ruhig, „daß du mich daran erinnerst. Morgen will ich euch erzählen, wie es mit den ersten Menschen eigentlich zugegan= ist, und wie sie gelebt haben. Denn seht, Häuser, Pflüge, Eggen, Kähne, Tische und Stühle hatten sie noch nicht; das alles haben die Menschen erst heraus denken müssen. Sie lebten ganz anders als wir, hatten nicht einmal Kleider, und . . ." — gingen nackend, wollte er sagen; Emilie blikte ihn aber erröthend an, und er schwieg.

Der Herr machte ihnen Kleider von Fellen, sagte Elisabeth. Aber Emilie hatte die kleine Sophie, die mit am Tische saß, schon angeredet, so daß sie es nicht hörte.

Nun mußte Herrmann, durch die Lieder der Base genöthigt, die Geschichte der Menschen mit den Kindern anfangen, so gern er sie auch noch ausgesezt hätte. Der Apparat zu diesem Unterrichte war schon da: eine Kugel mit weissem Papier überzogen, etwa zwei Ellen im Durchmesser, die dazu gedient hatte, den Kindern die mathematische Geographie (noch immer Herrmanns Lieblingsfach aus seiner Jugend her) beizubringen. Auf diese Kugel war weiter nichts gezeichnet als Meridiane, der Aequator und die übrigen Kreise, nebst den Graden der Breite und Länge. „Diese Kugel ist der sinnliche Gegenstand der Geschichte," sagte Herrmann; und Mühlenberg war begierig, den Unterricht zu hören.

Die Kugel hing in der Mitte des Zimmers an der Decke, der Aequator gerade vor den Augen der Kinder, die mit der leidenschaftlichsten Erwartung da saßen. Herrmann, der einige Tassen mit Farben und Pinsel neben sich stehen hatte, hob an: „Wahrscheinlich haben die ersten Menschen hier gewohnt. (Er machte mit einem Pinsel auf der weissen Kugel einen grünen Fleck.) Zuverlässig weiß ich das nicht, und Niemand kann es zuver-

lässig wissen. Ich will euch sagen, warum."
Er sezte den Zeitpunkt der historischen Gewißheit mit der Erfindung und Verbreitung der Schreibekunst fest, und zeigte den Kindern, daß die Tradition alles habe ungewiß machen müssen, und daß Anfangs auch nicht einmal Tradition möglich gewesen sey. Die Kinder hingen mit den Augen immer an dem grünen Fleck auf der Kugel; da er aber nicht eher wieder an die Reihe kam, als bis sie den Unterricht über Tradition und Schreibekunst gefaßt hätten, so merkten sie sich alles, um nur bald mehr zu hören.

Herrmann legte den Wohnplaz der ersten Menschen zwischen den Euphrat und den Tigris, und schilderte sie als erwachsene Kinder: ohne Geist, ohne Willen, und nur sinnlich. Die Menschen vermehrten sich, blieben aber noch Fruchtesser. Die Sprache mußte allmahlich entstehen. Bei den ersten allgemeinen Begriffen, die der Mensch faßte, kam auch die Vernunft in Wirksamkeit. (Hier gab es wochenlange Digressionen über Instinkte, Triebe, Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft.)

Herrmann ließ die ersten Menschen an den Ufern beider Flüsse immer Früchte suchen, essen, trinken, schlafen und sich vermehren, bis die Kinder die Digressionen, welche er vorher mit Mühlenberg durchstudierte, gefaßt hatten. Bei Gelegenheit wurden Boden, Klima, Pflanzen und

Thiere dieses Erdstriches mitgenommen. Die beiden Flüsse waren schon, als die Gränzen des Menschengeschlechts, auf die Kugel gezeichnet, und zwar richtig; aber nicht bis zu ihren Quellen, nicht bis an ihre Mündungen.

Durch Mangel an Früchten wurden die Menschen nun Jäger und Fischer. (Hier betrachtete Herrmann die Erfindungen, welche zu diesen beiden Gewerben erforderlich waren.) Mit den neuen Gewerben bereicherte sich die Sprache. Noch war kein Mensch über einen der beiden Flüsse gekommen; aber einst schwamm ein hohler Baum im Wasser, und nun wagte es ein kühner Mann, das andre Ufer zu besuchen. So entdekte man neues Land, und auch das Meer, (dessen Küste nun auf die Kugel gezeichnet wurde.) Die Vernunft wird immer wirksamer; Glük oder Noth schaffen die ersten Keime der Religion. Das Wild vermindert sich, und die Jäger werden Viehhirten. Doch bald haben nicht alle mehr Raum; es schwärmen Jägerstämme nach allen Seiten, und bevölkern die Erde. Bis jezt sind nur Zelte die Wohnungen. Das Eigenthum entsteht, mit ihm die Tugenden und Laster der Menschen. (Der Akerbau machte den Uebergang in die politische Geschichte, die indeß noch immer mehr Geschichte der menschlichen Kultur blieb.) Es entstehen Dörfer, Städte, Schiedsrichter und Beherrscher. Je weiter Herrmann erzählte, desto

weiter ging auch sein Pinsel; doch blieben die Länder ohne Gränzen, so lange er nicht Menschen dahin brachte. Nun wurden Klein-Asien, Aegypten und die Inseln zwischen Europa und Asien gezeichnet, und immer die Naturgeschichte jedes Landes mitgenommen. Alles stand lebendig vor den Seelen der Kinder da.

Endlich wurde Griechenland, nebst Sicilien und einigen Küsten von Italien, gezeichnet. Geschichte und Pinsel gingen immer zusammen, und zwar sehr langsam; denn dieser Unterricht umfaßte beinahe alle Wissenschaften, alle Erfindungen, alle Irrthümer, und das Steigen der Menschen zur Vollkommenheit.

So trug Herrmann die Geschichte vor; und man denke, wie tief sie sich den Seelen der Kinder eindrücken mußte! Sie hätten ganze Tage an der Kugel sitzen mögen, und sie jauchzten darüber, daß noch so viel Raum auf der Erdkugel war, wo Menschen sich ausbreiten konnten.

Die Küsten des Mittelländischen Meeres waren gezeichnet; aber im Norden, Süden, Osten und Westen blieben viele unbekannte Gegenden übrig, von denen die Kinder noch nicht wußten, ob es Meere oder Länder wären. Sie jauchzten, wenn Herrmann den grünen Pinsel nahm, um ein Land anzusetzen, und trauerten, wenn er mit dem blauen wieder ein Meer bezeichete. Die Berge, welche

braun gemahlt wurden, erregten immer sehr lebhafte Freude; denn hinter ihnen wohnten gewöhnlich Menschen mit andern Sitten. So zeichnete Herrmann ein Land, ein Gebirge, einen Fluß, ein Meer nach dem andern, wie es in der Geschichte bekannt wurde. Zur Wiederholung seines Unterrichtes lasen die Knaben Einiges aus alten Geschichtschreibern in den Grundsprachen, und die Mädchen in Französischen Uebersetzungen. — Im Osten kam endlich Hindostan unter Alexander, im Norden Deutschland und Gallien unter Cäsar zum Vorschein. Deutschland! riefen die Kinder jubelnd: Deutschland! Aber nur ein schmales Stükchen am Rhein und der Donau wurde grün. Es ging sehr langsam; denn der Anfangs so kleine Bach der Geschichte war ein ungeheurer Strom geworden, dessen Ufer sich dem Auge entzogen. So dauerte dieser Geschichts-Cursus mehrere Jahre fort, und verschlang den ganzen übrigen Unterricht; denn Herrmann ging nicht ehe weiter, als bis Alles, was die Menschen erfunden und gethan hatten, erklärt war. Wann, fragten die Kinder, wann wird doch Amerika kommen? Was liegt auf der andern Seite? was gegen Süden? Und Herrmann war noch bei Karln dem Grossen.

Bei jedem Edlen, jedem Tugendhaften, verweilte er stundenlang: denn die Geschichte sollte auch eine Schule der reinsten Sittenlehre für die Kinder seyn; aber mit Sokrates ließ er sie einen

ganzen

ganzen Monat lang leben. Er führte sie Schritt für Schritt an Sokrates Seite bis zu dem Giftbecher, zeigte ihnen die Schwierigkeiten, mit denen dieser grosse Lehrer der Griechen zu kämpfen, die Siege, die er über sich selbst zu gewinnen, die Aufopferungen, die er zu machen hatte. Dann verglich er ihn mit Alexander, und machte den Kindern anschaulich, daß der Leztere nicht so viel Muth, Standhaftigkeit und Grösse des Charakters bedurft habe, um Asien zu erobern, als Sokrates, um sich selbst zu besiegen. In ihre Bewunderung des Macedoniers mischte sich Abscheu; doch Sokrates bewunderten sie mit Thränen der Liebe.

Aber nie verlor Herrmann das menschliche Geschlecht über die Tugenden des Einzelnen aus den Augen. Er zeigte den Kindern immer, wie die Kultur unter tausend Gestalten die Völker besucht; wie die Gesezgebung fortschreitet, allgemeiner wird, mehrere Völker umfaßt, und dann mit den größten Reichen wieder verschwindet, um andern ungestalteten Formen Plaz zu machen, die aber endlich das alte Gute mit neuem vereinigen; wie Ehrgeiz, Herrschsucht, Blutdurst, Schwelgerei und Luxus ein Band nach dem andern um die Völker schlingen, und in den segnenden Händen der Vorsehung zu Mitteln einer höhern Vernunft-Kultur werden; wie die vielen Formen der Gesezgebung, der Regierungen, der Religionen die Menschen tolerant und aufmerksam auf das Bes-

sere machen; wie der Aberglaube in seiner häßlichsten Gestalt den Keim des bessern Glaubens enthalten mußte. So sahen die Kinder in der Geschichte freilich die menschlichen Thorheiten und Verbrechen, aber auch die segnende Güte der weisen Vorsehung, und lernten sie mit Demuth verehren.

Während sich hier um zwei Familien die Bande der innigsten Freundschaft mit jedem Tag enger zusammen zogen (Karl und Julius waren die innigsten Freunde, und Sophie und Luise hingen mit sanfter, zärtlicher Liebe an einander); während hier das häusliche Glük eine Freude nach der andern schenkte; während Herrmann in Emiliens Armen tausendmal ausrief: wie glüklich bin ich! — während dessen wurden in der Residenz die Bande der Freundschaft durch Habsucht und Eitelkeit zerrissen. Der Kammerherr von Flinsberg besuchte die Frau von Anfurth jeden Winter, legte es darauf an, im Nothfalle an ihr eine Hülfe zu behalten, und spielte seine Rolle so gut, daß er nach einigen Jahren, Troz den Kabalen des Kapitains, ihre Hand davon trug.

Der Kapitain wurde vor Schrecken über die Nachricht bleich, und der Kammer-Direktor wollte verzweifeln; aber es war nicht zu ändern. Die Anfurth behauptete, der Kammerherr liebe sie mit der größten Zärtlichkeit. Der Kapitain machte

ihr bescheidne Vorstellungen; da sie ihn aber mit Hohnlächeln anhörte, und da er sah, daß ihr Vermögen für ihn verloren war: so veränderte er plözlich die Rolle des ehrfurchtsvollen Neffen, die er bis hieher gespielt hatte, und sagte ihr geradezu: sie sey eine alte Thörin, die sich durch ihre Heirath lächerlich mache. Sie gerieth in Wuth, und es gab eine ganz gemeine Scene des pöbelhaften Zankes.

Der Kammer-Direktor wollte nach seiner Gewohnheit zum Frieden reden; aber der Kapitain sagte ihm selbst die größten Härten über seine Unbesonnenheit, dem Erbprinzen solche grosse Summen zu leihen. Der arme Mann stand gedemüthigt vor seinem Sohne da, und sah ihn traurig an. Endlich, als dieser nicht aufhörte, ihm die bittersten Vorwürfe zu machen, rief er schmerzlich: o! mein Sohn Herrmann! du würdest mich jezt trösten, du würdest mich doppelt lieben! und dieser . . . — O, du hattest Recht! Mein guter Herrmann, du hattest Recht!

Der Kapitain, der jezt beinahe nur von seiner Gage leben mußte, machte alles im Hause durch seine üble Laune unglüklich, und ließ sie besonders seine Eltern empfinden. Der Kammer-Direktor hätte gern das gute Vernehmen mit seiner Schwägerin wieder hergestellt, weil er mehr Feinheit zu haben glaubte, als Flinsberg; der Kapitain aber,

der diesen besser kannte, sah nicht die mindeste Hoffnung mehr, und wollte nun Rache. Er breitete die seltsamsten Gerüchte über die Heirath seiner Tante aus, und so beschleunigte er, was freilich auch ohnedies geschehen wäre: daß die Tante ihrem Manne durch eine unwiderrufliche Schenkung unter Lebenden ihr ganzes Vermögen zusicherte.

Der Kapitain verlangte nun, daß sein Schwager Rolfs ihm Rechenschaft von den jezt schon bezahlten Forderungen seines Vaters geben sollte. Rolfs lächelte, versprach, und hielt nichts. Als der Kapitain auf eine bestimmte Erklärung drang, glaubte er zu bemerken, daß Rolfs sich vor Herrmann mehr fürchte, als vor ihm. Nun drohete er mit seinem Bruder, und Rolfs wurde geschmeidiger, doch ohne sich auf eine Erklärung einzulassen, wie es eigentlich stände.

Jezt schrieb der Kapitain an Herrmann; und dieser antwortete: „So lange unser Vater lebt, habe ich an Rolfs keine Ansprüche; und wenn er selbst keine macht, so habe ich überhaupt keine.“ Der Kapitain sezte sich nun zu Pferde, besuchte seinen Bruder, und bat ihn, sich doch, um seiner Kinder willen, der Sache anzunehmen. „Ich habe keine Zeit dazu,“ erwiederte Herrmann. — Was hast du denn so Nothwendiges zu thun? fragte der Kapitain. — „Meine Kinder zu lehren, wie sie Reichthum entbehren können.“ Der Kapitain

bat ihn, doch wenigstens einen drohenden Brief an Rolfs zu schreiben; Herrmann sagte aber: „ich drohe niemals, wenn ich nicht Willens bin, meine Drohungen auszuführen.“ Alle Bemühungen des Kapitains, seinen Bruder zu reitzen, waren vergeblich; Herrmann blieb bei der Versicherung: „ich bin glüklich, und will nichts weiter.“ Nun entdekte ihm der Kapitain, wie Rolfs ihn bei Hochfeld verläumdet habe. „In der That, Bruder,“ sagte Herrmann; „da hat er mich etwas sagen lassen, das ich wenigstens dachte. Aber — wie kommst du denn dazu, das zu wissen?“

Der Kapitain gewann durch seine Reise nichts als den Verdruß, sich abgewiesen zu sehen, und Zeuge von dem Glücke seines Bruders zu seyn, den er so unglüklich hatte machen wollen. Als Rolfs erfuhr, daß der Kapitain bei Herrmann wäre, wurde er besorgt; denn er fürchtete sich vor diesem noch immer. Da aber der Kapitain nach seiner Rükkehr nicht drohete, so behandelte Rolfs ihn mit Verachtung. Die ganze Folge der Verhandlung war, daß der Kapitain den Umgang mit seinem Schwager abbrach, wofür er denn bei dem ersten Avancement übergangen wurde. Der unglükliche Vater, den sein Sohn despotisirte, verlor nun auch den Umgang seiner weniger schlechten Tochter, und behielt nur den Umgang des Sohnes, der ihn quälte.

So waren die Herzen der Familie getrennt. In Langens Hause, das ehemals ein Aufenthalt der Grösse, der Pracht, der stolzesten Hoffnungen gewesen war, wohnte jezt bettelhafter Prunk, Trostlosigkeit, Mißmuth und Feindschaft. „Ach, mein Sohn Herrmann!" seufzte der Kammer-Direktor an jedem Tage; er durfte es aber nicht wagen, diesen Seufzer laut werden zu lassen, wenn er nicht die bittersten Vorwürfe von dem Kapitain hören wollte, der seinen Bruder nach der abschlägigen Antwort noch mehr haßte, als zuvor.

Die Tante bemerkte bald, daß sie eben nicht wohl daran gethan hatte, Frau von Flinsberg zu werden. Ihr Mann hatte die liebenswürdigsten Eigenschaften, aber nur für Fremde. Sie sah an seinen Mienen, sie hörte sogar an manchem Worte von ihm, daß sie zu lange lebte. Jezt bereuete sie es, sich durch eine Schenkung unter Lebendigen von ihm abhängig gemacht zu haben. In ihrer Trostlosigkeit suchte sie die Freundschaft mit ihrer Schwester wieder anzuknüpfen; sie wurde aber mit Kälte empfangen, und mit Spott zurükgestossen. Auf einer Reise, die sie mit ihrem Manne machte, und die sie nahe bei Herrmanns Wohnorte vorüber führte, traf sie ihren Neffen in Amtsgeschäften. Er näherte sich ihr mit Ehrerbietung, und äusserte unverstellte Freude, als sie ihm, freilich mit schwerem Her-

zen, sagte: ich lebe recht glüklich. Sie äusserte nun, daß ihr Mann Herr ihres ganzen Vermögens sey; und er blieb unverändert ehrerbietig.

Auf der Rükreise, die sie allein machte, besuchte sie ihren Neffen, und wurde von ihm, so wie von Emilien, mit zärtlicher Liebe aufgenommen. Beide behandelten sie mit einer so zarten Schonung ihres jezt nicht mehr verhehlten Unglüks, daß die Tante zum ersten Male fühlte: Liebe sey doch wohl mehr werth, als Rang und Gold. „O Herrmann, Herrmann!" seufzte sie, als sie in den Wagen stieg, der sie wieder zu dem Aufenthalt ihres Unglüks bringen sollte. Selbst Julchen, die jezt Mutter zweier Kinder, und die angesehenste Dame am Hofe war, seufzte zuweilen, mitten unter der Pracht, die sie umringte: „Herrmann! Herrmann!" wenn sie eine neue Bosheit ihres Mannes entdekte, wenn er über ihre Eltern, oder ihre Brüder bitter spottete, ihre Mutterliebe lächerlich machte, und sie bei jeder sittlichen Aeusserung für eine Heuchlerin erklärte.

Herrmanns Glük stieg von Tage zu Tage, so wie sich die Tugenden und die Talente der Kinder mehr entwickelten. Die zärtlichste Freundschaft, die reinste Bildung des Geistes und des Herzens vereinigte sie alle, und gab ihrem Glücke Sicherheit, Karl, den noch immer Jedermann für Herrmanns und Emiliens Sohn hielt, (so wie er selbst

es zu seyn glaubte, weil Base Elisabeth sich durch Emiliens unwiderstehliches Bitten abhalten ließ, das Gegentheil zu verrathen) — Karl war ein edler Jüngling geworden, und Julius stand ihm nicht nach. Emilie hatte immer fortgefahren, über die beiden Mädchen mit der Sorgfalt einer Mutter zu wachen. Sie waren vorher nur selten mit den Jünglingen allein gewesen; und jezt konnten sie es noch weniger seyn, da die kleine Castran die Haushaltung ihres Vaters besorgte, und da auch Luise mehr zu Hause bei ihren Eltern blieb, um für die jüngeren Geschwister zu nähen und zu strikken. Freilich hatten die Eltern heimlich den Wunsch, daß sie die vier Herzen eins für das andere gebildet haben möchten; sie überliessen indeß die jungen Leute sich selbst, und nie, auch nicht einmal in den Stunden der vertraulichsten Liebe, verriethen sie ihre Wünsche. Martin behauptete zuweilen, man müsse den jungen Leuten ein wenig zurecht helfen; allein er brauchte nicht zu sorgen: die Natur that das schon, ohne seiner zu bedürfen. Die Eltern würden auch bald die Erfüllung ihrer Wünsche gesehen haben, wenn es den beiden Paaren an Vertrauten gefehlt hätte; aber jezt konnte Emilie nicht Sophiens Vertraute werden, weil es Luise war, und Herrmann erfuhr Karls Geheimniß nicht, weil Julius es schon wußte. Karl verschwieg seine erwachende Liebe zu Sophien sehr lange; er stellte sich sogar kälter gegen sie, als er es zu seyn nöthig gehabt hätte, wenn er auch nur

ein blosser Bekannter von ihr gewesen wäre. Sophie ihrer Seits behandelte ihn mit einer feinen Achtung; aber ihr Vertrauen schien Julius in einem höheren Grade zu besitzen. Martin brach endlich die Bahn. Eines Tages, als die jungen Leute zusammen im Garten waren, bemerkte er, daß Karl nur einzelne Worte mit Sophien sprach, sie hingegen sich immer an Julius wendete. Nun wurde ihm bange; denn er hatte Sophien für Karl, und Luisen für Julius bestimmt. Gegen Abend begleiteten ihn die beiden Jünglinge unter die Ulmen, die hinter dem Garten standen, und hier sezte er sich zwischen ihnen nieder.

„Sagt einmal," hob er an: „könnten wir wohl glüklicher seyn, als wir sind? Gott mag wissen, Kinder, womit ich alter Mann es verdient habe, daß mir die lezten Tage so bei frischem Winde und glatter See hingehen. Drei und achtzig Jahre bin ich alt. Ich kann alle Tage sterben; aber ich möchte wohl noch Einen Tag erleben, nur noch Einen!" — (Er sah still vor sich hin; Karl that eben das.) Julius fragte lächelnd: welchen denn, Vater Martin? — „Fragst du noch, Herzensjunge? Da ist Mamsell Sophie . . ." — Karl erröthete bei dem Nahmen — Was soll die? fragte Julius. — „Sie ist ein Jahr älter als du, Julius. Ihr taugt nicht für einander. Kinderchen, ich möchte nur einen Augenblik der liebe Gott seyn; ihr solltet recht glüklich werden! Seht,

das Bißchen Blut, das mir noch durch mein altes Herz läuft — ich hätte es immer gern hingegeben für den Papa und die Mama. Sie haben sich nun, und sind glüklich. Kinder, laßt mich alten Mann doch, ehe ich sterbe, noch erfahren, daß auch ihr so glüklich seyn wollt! Karlchen," (er troknete sich Thränen aus den Augen) „du mußt nur recht freundlich mit Mamsell Sophie seyn; aber das bist du nicht. Sie ist seelengut, und schön wie ein heiliger Engel! . . . Kinderchen, es muß heraus. Ich thue vielleicht Unrecht; aber — sie bedenken nicht, daß ich ein alter, schwacher Mann bin. Ja, der Papa kann's abwarten, die Mama auch; aber ich? Eure Eltern wünschen, daß du, Karl, einmal Sophien heimführen möchtest, und du, Julius, die kleine Luise." — Wünschen? fragte Karl, und seine Wange glühete von einem schnellen Feuer; aber er schlug sogleich die Augen nieder, und schwieg. Der Matrose verstand das Schweigen unrecht. „Ja, sie wünschen es, Karl. Du könntest den Wunsch deiner Eltern wohl erfüllen, und würdest gewiß das gute Kind am Ende lieben." (Er sah nicht, wie Karls Brust sich hob, und wie ein Strahl der Freude aus seinem Auge hervorbrach, daß sein heissester Wunsch auch der Wunsch seiner Eltern war.) „Ich bitte dich, mache deinen Eltern die Freude, wenn es dir möglich ist. Das Herz läßt sich freilich nicht zwingen. Und wenn es denn nichts ist; nun, so kann ich auch sterben, ohne diese Freude mit

in das Grab zu nehmen. Aber besinne dich, Karlchen!"

Jezt stand der Alte auf, und ging hinein, weil es ihm zu kühl wurde. Die beiden Jünglinge blieben noch. Karl saß unruhig, mit Falten auf der Stirn; Julius näherte sich ihm, und fragte zärtlich: Bruder, darf ich sagen, was du fühlst? Karl blikte ihn wehmüthig an, und drükte seine Hand. Julius beugte sich an sein Gesicht, und sagte leise: du liebst Sophien! Karl umfaßte ihn heftig, und drükte ihn an seine Brust, ohne zu antworten.

Nach und nach bekam das Vertrauen Worte. Sie gestanden einander ihre geheimsten Empfindungen. Nun wuchs durch das Vertrauen ihre Freundschaft, aber zugleich auch ihre Liebe zu den beiden Mädchen. Und wenn wir nun, sagte Julius, den Eltern unsre Empfindungen entdekten!

Karl zukte die Achseln. Und wir erreichten unsre Wünsche nicht, und sie wüßten dann, daß wir nicht glüklich wären!

Nicht glüklich? Du wenigstens, lieber Karl. Denn Sophie . . . Zwar hat sie nie ein Wort gesagt; allein ich wollte darauf schwören, daß sie dich liebt. — Karl schüttelte den Kopf; ach wüßte ich, was ich von Luisen weiß! Das holde Ver-

trauen, womit sie dich behandelt! Julius meinte, eine Frage an die Mädchen selbst würde ihre quälende Ungewißheit endigen. Karl seufzte, und sagte ernst: Julius, ich liebe unbeschreiblich. Aber, wüßte ich auch gewiß, daß ich durch das Geständniß meiner Liebe glüklich werden würde — dürfte ich es wagen? dürftest du es wagen? Was sind wir? Können wir jezt heirathen, da wir erst auf die Akademie gehen sollen? Wissen wir unsre Schiksale? Wir müssen schweigen, Julius. Denke an unsre Eltern, die so unglüklich waren, und schwiegen!

Julius umarmte ihn. Es wurde Beiden jezt leicht, auch über ihre kleinsten Bewegungen Herren zu seyn, da ihr gegenseitiges Vertrauen sie entschädigte. Die Eltern merkten nichts; nur die beiden Mädchen sahen an den Jünglingen die Zeichen der Liebe, und erkannten in dem erhöheten Vertrauen, in der enthusiastischeren Freundschaft der Jünglinge die Flamme, die sie verbergen wollten.

Martin wurde krank; und niemand im Hause hatte jezt eine andre Empfindung, als die zärtlichste Liebe für den guten Alten. Alles drängte sich an sein Lager, und jeder wollte ihm Dienste erzeigen. Diese zärtliche Liebe erweichte sein Herz in einer himmlischen, frohen Wehmuth. Er strekte Allen die Hand entgegen, und rief: o,

daß ich euch mein Herz, meine Seele so geben könnte!

Einer nach dem andern wachte bei ihm, und auch an Karl kam die Reihe. Der Alte sprach von seinem Tode, und erweichte dadurch das Herz des Jünglings. „Karl," sagte er; „du weißt, was ich gern noch wissen möchte, ehe ich sterbe. Ihr macht mir den Tod schwer mit eurer herzlichen Liebe; du kannst mir ihn leicht machen!" Karl küßte Martins Lippen, und sagte: ja, ich liebe Sophien, guter Martin! Nimm dies Geheimniß mit in die Ewigkeit. Des Alten schon halb erloschnes Auge funkelte noch einmal hell auf. „Und sie wird deine Frau, Karl?" fragte er hastig.

Wenn es der Himmel will! antwortete Karl mit einem schweren Seufzer. Martin hob die gefaltenen Hände auf, und sagte eifrig: „es ist mein leztes Gebet auf der Erde, guter Gott; es soll auch mein erstes in jener Welt seyn: mache die Kinder glüklich, wie es die Eltern waren!" Nun gebrauchte der Kranke seine lezten Kräfte, Karln zu versichern, daß Sophie ihn lieben werde, lieben müsse, und bat ihn, ihr sein Herz zu entdecken. Karl weigerte sich, und gab seine Gründe an. „Du hast Recht, Karlchen," sagte Martin. „Gott wird dich dafür segnen. Aber ich bitte dich, zieh deine Eltern zu Rathe, und sey Sophien treu!"

Beides versprach Karl, und es schien, als ob Martin durch diese Unterredung neue Lebenskraft bekommen hätte. Er überlegte die Sache vor sich. Zwar hatte er versprochen, des Jünglings Geheimniß zu bewahren; er fühlte indeß, wie sehr dessen Entschluß, Sophien seine Liebe zu verschweigen, die Erfüllung seiner Wünsche hindern könnte. Nun, beschloß er, noch einen Schritt weiter zu gehen. Als Sophie eines Tages an seinem Bette saß, nahm er ihre Hand, und hob an: „ich sterbe nun bald. Sie wissen, gutes Kind, daß kein Mensch auf der Erde Sie lieber hat, als ich. Und nun wollte ich, Sie thäten mir einen Gefallen." Sophie erbot sich, mit Freuden zu thun, was er verlange. „Sie sollen mir eine Frage aufrichtig beantworten: haben Sie Karln von ganzem Herzen lieb, und wünschen Sie wohl, seine Frau zu werden, wenn es Gottes Wille ist? Liebes Herzens-Kind, Sie können es mir sagen; denn was Sie mir antworten werden, soll nicht über meine Lippen kommen. Ich will es mit in die Ewigkeit nehmen; kein Mensch soll etwas davon erfahren. Und da ich schon in ein Paar Tagen todt bin, so dürfen Sie auch nicht mehr darüber roth werden, daß ich es weiß. Thun Sie mir den Gefallen; es ist meine lezte Bitte!" Sophie wurde bleich und roth, und schien sich zu besinnen. „Ich sterbe bald, liebes Kind!" sagte Martin bewegt.

Ja! hauchte Sophiens Lippe; aber sogleich

bedekte sie das glühende Gesicht, weil sie fühlte, daß sie das nicht hätte sagen sollen. Endlich blikte sie den Kranken wieder an, und machte eine bittende Bewegung. Martin sagte lächelnd: „ich schweige, gutes Kind. Aber halten Sie fest an ihm; denn er liebt Sie. Lassen Sie Sich auch nicht irre machen; er hat Sie lieb, wie seine Eltern, ja wohl noch lieber. Er wird nicht von Ihnen lassen; lassen Sie auch nicht von ihm. Geben Sie mir die Hand darauf!" In der Betäubung erfüllte Sophie sein Verlangen.

Diese Freude war für den Kranken zu stark; er wurde immer bleicher. „Gott Lob!" sagte er; „beinahe wär' es zu spät gewesen, und ich hätte nichts erfahren! Luise und Julius . . . Sophie nehmen Sie Sich ihrer an. Gott gebe, daß auch die sich lieben! . . . Liebes Kind . . . mir wird . . . Rufen Sie doch . . . Und seyn Sie Karln getreu! . . . Rufen Sie den Vater Lange geschwind! Ich sterbe sonst, eh' ich ihn noch einmal gesehen habe." Sophie schrie, und das ganze Haus kam herbei.

Lieber Herrmann! sagte der Sterbende: und richtete sich auf. Ich muß Sie noch einmal Du nennen! Es ist vorbei! . . . Gott sey mit dir! Er reichte ihm die Hand, sank zurük, und war todt. Mit sanfter Stimme fing Elisabeth an zu singen, und Thränen begleiteten den Gesang:

Zu Gott steht mein Verlangen,
Da wollt ich gerne hin;
Die Welt bin ich durchgangen,
Daß ichs fast müde bin.

Aber sie sang die Strophe nicht aus, und sagte schluchzend: er war gut, sehr gut, der Beste von uns allen, Emilien ausgenommen. Nie dachte er an sich. Nein, Herr Vetter, er hatte keine Freude auf Erden, als die Freude Anderer. Ich bin wohl manchmal unfreundlich gegen ihn gewesen; aber er hat es mir immer vergeben. Er war gut; Gott wird es ihm vergelten!

Herrmann küßte die Base Elisabeth für das Lob, das seine bebende Lippe jezt nicht sagen konnte. Er faßte Martins kalte Hand, drükte sie an sein Herz, und sagte endlich stockend zu Emilien: „er liebte uns so sehr, und wir ihn so wenig. Wir waren nicht einmal dankbar genug für seine Liebe!" Nun verschloß er sich in sein Zimmer. Als er nach mehreren Stunden wieder hervor kam, fragte ihn Niemand, was er gemacht habe; Alle sahen, daß er geweint hatte.

So lange die Leiche noch im Hause war, saß Herrmann jeden Tag einige Stunde neben dem Sarge. „Nie, sagte er, „werde ich wieder ein Herz finden, das mich so treu, so fest liebt, als mein todter Freund." Er begleitete mit seinen beiden Söhnen den Sarg zur Beerdigung, und

das

das ganze Städtchen strömte zusammen, ein so unerhörtes Schauspiel zu sehen, daß der Herr, sehr schmerzlich weinend, der Leiche seines Bedienten folgte. Das ganze Langische Haus zerfloß in Thränen; es war, als ob der Vater der Familie begraben würde. Unter den Kindern war Sophie am gerührtesten. Sie konnte sich nicht erholen; denn noch immer hörte sie die Worte des Sterbenden: „Karl liebt dich, und wird nicht von dir lassen! Lasse du nicht von ihm!" Ihre geheime Liebe hatte jezt einen heiligen Charakter angenommen, und sie betrachtete sich schon als Karls Verlobte. „Laß dich nicht irre machen!" hatte der Sterbende auch gesagt; und auf dieses Wort hin traute sie Karln, der sie immer mit zarter Achtung behandelte, aber seine Liebe jezt mehr als je verbarg. Der Sterbende hatte ihr gesagt: „Luise und Julius . . .! nimm dich ihrer an!" Um Martins lezten Wunsch zu erfüllen, hauchte sie in Luisens Brust noch mehr Liebe zu Julius.

Jezt war es für beide Jünglinge Zeit, auf die Universität zu gehen. Herrmann sprach lange mit ihnen über die neue Welt, in die sie eintreten sollten. Er zeigte ihnen die Abgründe der Verführung, die sie erwarteten, uud gab ihnen Regeln, sich vor ihnen zu hüten. Sie versprachen es; Herrmann aber hatte noch immer etwas auf dem Herzen. Emilie war unruhig geworden, daß

sie an den jungen Leuten nie ein Zeichen der Liebe zu einander bemerkte. Sie glaubte genau beobachtet zu haben; und dennoch hatten die jungen Leute ihr den Anblik ihrer Herzen entzogen. Deshalb redete Herrmann zu seinen beiden Söhnen räthselhaft von Wünschen, welche erst die Zukunft erfüllen könnte, und bat sie allen genauen Umgang mit Mädchen, selbst mit achtungswürdigen, zu vermeiden. Er wagte es nicht, sich näher zu erklären; aber seine Unruhe sprach deutlich.

Am Tage vor der Abreise sank Karl an seines Vaters Herz, und gestand ihm mit zögernden Worten, daß er Sophien liebe. Der Vater drükte ihn freudig an seine Brust, und segnete ihn. Der sanftere Julius lag in demselben Augenblicke mit dem Geständnisse seiner Liebe zu Luisen an dem Herzen seiner Mutter, und am Abend, als Herrmann und Emilie einander ihre Geheimnisse mittheilten, war alles glüklich. Jezt errieth Emilie auch die beiden Mädchen, und sie empfand eine sanfte Freude, als Luise und Sophie mit bleichen Wangen und verweinten Augen dem Abschiedsfeste beiwohnten. Daß es nicht zu einer Erklärung gekommen war, konnten die Eltern leicht sehen; denn die Liebenden suchten einander nicht ohne Zeugen zu sprechen. Als die Jünglinge abgereist waren, entdekte auch Sophie ihrer Freundin ihr Herz, um Vertrauen mit Vertrauen zu vergelten.

Das Haus schien ausgestorben, seitdem Karl und Julius es verlassen hatten. Jezt waren ihre Briefe fast die einzige Freude des Langischen Hauses, und an dieser nahmen auch die beiden Mädchen Theil, welche sich jezt mehr als je an einander drängten. Emilie schwieg, so leicht es ihr auch gewesen wäre, das Vertrauen der beiden Mädchen zu gewinnen; sie wußte, wie viel das Geständniß der Liebe einem Mädchen kostet, und ehrte das theure Geheimniß der jugendlichen Herzen.

Etwa ein Jahr nachher bekam Herrmann einen Besuch von einem ehemaligen Freunde, der ihn geliebt hatte und ihn noch immer achtete. Der Mann glaubte, seinen alten Freund in tiefem Elende zu finden; zu seinem Erstaunen fand er es aber ganz anders. Herrmann saß froh unter seinen jüngeren Kindern (Emilie war noch viermal Mutter geworden), und der Kreis wurde von Luisen, Sophien, und Mühlenbergs jüngeren Kindern vergrössert. Man durfte die Familie nur sehen, um von ihrem Glücke überzeugt zu seyn. Der Fremde verlebte hier einen fröhlichen Tag, und blieb auf Herrmanns Bitte auch die Nacht. Spät am Abend, als die Kinder schon zu Bett waren, sprach man von den ehemaligen Zeiten. Herrmann erkundigte sich nach seinen Eltern, und wurde betroffen, als der Fremde die Achseln zukte. Er bat seinen Freund, ihm nichts zu verhehlen, und fragte unruhig: „meine Eltern sind doch glüklich?"

Der Fremde erwiederte mit Kopfschütteln: ich zweifle fast, ob sie das sind. Vielleicht sehnt sich Ihr Vater in diesem Augenblicke mit schwerem Herzen nach dem Sohne, den er verstossen hat. Herrmann sprang in grosser Bewegung auf. „O mein Gott! reden Sie! Man sagte mir, sie lebten sehr einig." Der Fremde erzählte, was er genau wissen konnte, da er Umgang in dem Hause des Kapitains hatte. „O," sagte Herrmann nun; „wenn mein Bruder den Greis, der so viel für ihn that, und endlich Alles, auch das Lezte, für ihn hingab — wenn er undankbar gegen diesen guten Vater seyn könnte! Nein, es ist nicht möglich!" Mit Einem Worte, sagte der Fremde: als Ihr Vater hörte, daß ich hier durchreisen würde, gab er mir den Auftrag, Sie zu grüssen, und Ihnen, wenn Sie ihn noch liebten, zu sagen, er sey für seine Härte gegen Sie sehr schwer bestraft. Ihr armer Vater muß tief gekränkt seyn; denn als er mir das sagte, brachen Thränen aus seinen Augen hervor, und es schien mir, als wäre sein Herz gebrochen.

Herrmann hatte Thränen in den Augen, und ging in ein Nebenzimmer, um sich zu erholen. Als er wieder kam, ließ er sich sogleich sein Pferd satteln, übertrug Emilien die Bewirthung seines Freundes, und trat noch in der Nacht den Weg zur Residenz an.

Der unglükliche Kammer-Direktor war immer abhängiger von seinem jüngeren Sohne geworden. Der Kapitain machte ihm die bittersten Vorwürfe über Julchens Verheirathung mit Rolfs, die er doch selbst betrieben hatte. Auch gab er seinem Vater die Verheirathung mit der Tante Schuld, und behauptete: durch nachdrükliche Maßregeln, wie er sie vorgeschlagen habe, wäre sie wohl zu hintertreiben gewesen. Jezt mußte der Kammer-Direktor von seinem Gehalte leben, das, so ansehnlich es auch war, dennoch nicht zu den gewohnten Verschwendungen des Kapitains hinreichte. Es mußten Einschränkungen gemacht werden, und alle übernahm der Vater, um nur der üblen Laune des Sohnes zu entgehen. Dem Kapitain fehlte es bis jezt an nichts; er machte ausser dem Hause noch den vorigen Aufwand; im Hause seines Vaters aber herrschte Mäßigkeit, und zuweilen sogar Mangel. Der Kammer-Direktor war von Natur furchtsam, und konnte auch in seinen glänzendsten Zeiten nichts mit Entschlossenheit durchsetzen; noch weniger vermochte er es jezt, da sein Sohn ihm mit einigem Schein den Fall seines Hauses Schuld gab. Es blieb dem unglüklichen Greise gar kein Trost übrig. Julchen durfte ihn vor ihrem Manne, mit dem aller Umgang aufgehoben war, nicht besuchen; die Flinsberg fühlte sich selbst unglüklich genug, und seinen Sohn Herrmann durfte er nicht einmal nennen, wenn er den Kapitain nicht noch mehr aufbringen wollte.

Aber das Maaß seines Unglüks und seiner Aufopferungen für den undankbaren Sohn war noch nicht voll. Der Kapitain hatte Umgang mit dem Fräulein von Dreskow, einem reichsten der Mädchen der Stadt. Man nahm ihn in dem Hause gut auf, und schmeichelte ihm sogar. Diese zuvorkommend höfliche Begegnung gab ihm die Hoffnung, daß er vielleicht die Hand des Fräuleins erhalten könnte. Er drängte sich an das Mädchen, und suchte die Eltern zu gewinnen. Nun ließ er von weitem hinhorchen, ob man ihm das Fräulein wohl geben würde; und er bekam zur Antwort: ja, wenn sein Vater sein Amt niederlege, das alsdann der Bruder des Fräuleins erhalten müßte. Der Kapitain ließ sich auf den Vorschlag ein; denn — der Verlust traf ja nur seine Eltern! Zwar glaubte er selbst kaum, daß sein Vater ein Amt, welches ihn reichlich ernährte, um seinetwillen niederlegen würde; indeß er wollte den Versuch machen, und ging einige Tage schmeichelnd um seinen Vater her. Dieser, der seinen Sohn höchst selten so freundlich sah, fühlt sich auf einmal wieder glüklich, und zeigte ihm seine ganze Liebe.

Endlich rükte der Sohn mit seinem Anliegen hervor. Lieber Vater, sagte er; es steht noch einmal in unserer Gewalt, uns zu heben, sobald wir nur wollen. Das reiche Fräulein von Dreskow kann meine Frau werden, wenn Sie nichts dagegen haben.

„Ich? Behüte Gott, mein Sohn! Gar nichts! Ich danke dem Himmel, wenn du glüklich werden kannst, und gebe dir meinen Segen."

Es ist nur Schade, lieber Vater, daß eine Bedingung die Sache schwierig macht. Der Bruder des Fräuleins ist, wie Sie wissen, bis auf ein Paar Kammerräthe, die nicht in Betracht kommen, der älteste im Collegium, und der Fürst hat ihm versprochen, daß er Kammer-Direktor werden soll, sobald die Stelle vakant wird.

„Gott gebe mir einen seligen Tod, mein Sohn! Es wäre delikat von dir gewesen, wenn du mich nicht daran erinnert hättest."

Ja, lieber Vater, das ist eben die Bedingung: das Fräulein giebt mir ihre Hand, sobald ihr Bruder Kammer-Direktor geworden ist.

„Eine seltsame Bedingung, mein Sohn! Das heißt dein Glük auf meinen Tod verschieben. Sehr surprennant! recht sehr!"

Sie verstehen mich nicht, mein theurer Vater. An ihren Tod wird gar nicht gedacht. Man will mir das Fräulein geben, sobald Sie Ihr Amt niederlegen. — Ich habe nichts dazu gesagt.

„Und hast sehr wohl daran gethan; denn

daraus wird nichts. Wovon sollt' ich denn leben?"

Der Fürst würde Ihnen eine Pension zusichern. Und, glauben Sie denn, lieber Vater, daß Sie, wenn Sie meinem Glücke dieses Opfer brächten, nicht Herr meines ganzen Vermögens seyn würden? Sie selbst hätten dann noch überdies die Freude, wenigstens Eins von ihren Kindern glüklich gemacht zu haben. Ich will nicht in Sie dringen; aber doch bitte ich Sie, die Sache zu überlegen. Sie sind jezt sechs und sechzig Jahre alt; und ich bekäme mit dem Fräulein wenigstens funfzig tausend Thaler.

„Mein Sohn," sagte der Vater traurig; „du erinnerst mich oft an meinen Tod! Nun, ich will mich bedenken." Er überlegte mit seiner Frau, und sie fanden Beide, daß es sehr gewagt seyn würde, sich von dem Kapitain abhängig zu machen. Wenn es Herrmann wäre, sagte die Mutter betrübt; dann wollte ich ohne Bedenken Ja sagen. Der Vater schlug es, obgleich furchtsam, seinem Sohne ab. Nun wendete sich der Kapitain an die Mutter, die aber doch klug genug war, in diesem Falle fest zu bleiben. Er that seinen Vorschlag unter mehreren Gestalten, bekam aber von den Eltern jedes Mal eine abschlägige Antwort. Nun machte er ihnen die bittersten Vorwürfe über ihre Kälte und Gleichgültigkeit gegen

sein Glük, und es ging ein Leben voll schmerzlicher Qual für sie an. Beide verloren endlich den Muth, ihm länger zu widerstehen. Gieb ihm dein Amt, sagte die Mutter trostlos; und dann laß uns sterben!

Nun knüpfte der Vater die Unterhandlung wieder an. Der Kapitain versprach mit geheuchelter Rührung, die aufopfernde Liebe seiner Eltern nie zu vergessen. Mein Vermögen sagte er, gehört Ihnen; ich werde alles, was mein ist, nur als Ihr Eigenthum betrachten. Und habe ich es denn nicht im Grunde durch Sie? Er sprach und betheuerte so viel, daß der Vater zulezt ihm wirklich glaubte, und daß die Unterhandlung mit der Familie Dreskow angefangen wurde. Der abgehende Kammer-Direktor bekam eine Pension von vierhundert Thalern, des Fräuleins Bruder seine Stelle, und der Kapitain des Fräuleins Hand.

Die junge Frau zog zu ihrem Schwiegervater, und Anfangs ging Alles ziemlich gut. Doch es währte nicht lange, so wollte sie allein im Hause befehlen. Sie lud Gäste ein; doch niemals die Bekannten des Kammer-Direktors. Er selbst bekam nun, anstatt der Aufsicht über die fürstliche Kammer, die Aufsicht über den Weinkeller seines Sohnes. Seine Schwiegertochter, ein widriges, geitziges Geschöpf, ließ die Eltern von Tage zu Tage immer mehr fühlen, daß alles von ihr kam,

und begegnete ihnen mit der beleidigendsten Verachtung. Der Kammer-Direktor fand sich, obgleich mit wundem Herzen, noch so ziemlich in seine Lage; aber mit seiner Frau war es anders. Es gab Anfangs zwischen ihr und der Schwiegertochter nur Anzüglichkeiten, Anspielungen; diese wurden indeß immer deutlicher, bis die zurükgehaltene Erbitterung endlich ausbrach. Die geizige junge Frau schränkte ihre Schwiegereltern, die einer liberalen Lebensart gewohnt waren, immer mehr ein. Nun kam es mehr als Einmal zu bittern Vorwürfen zwischen Vater und Sohn. Nach einem solchen Zanke warf sich der unglükliche alte Mann einmal in die Arme seiner Gattin, und sagte weinend: „Grosser Gott! wir haben zu lange gelebt! O, zu lange! Unsre Kinder wünschen uns den Tod!"

Bei dem Allen faßte der Kammer-Direktor immer wieder gute Hoffnungen. Er intriguirte um die Gunst seiner Schwiegertochter, und legte alles so fein, so von weitem an; aber man entdekte seine Absicht so leicht, und er wurde verspottet. „Ich weiß nicht," sagte er sehr betrübt und gedemüthigt; mir will doch gar kein Plan mehr gelingen, so fein ich ihn auch anlege!" — Lieber Mann, erwiederte seine Frau, als wir noch reich waren, stellte sich jeder, als merkte er deine Plane nicht, und beeiferte sich, sie auszuführen.

Jezt aber? Arme, verachtete Leute dürfen keine Plane machen.

Diese Bemerkung schnitt dem alten Kammer-Direktor durch das Herz. Er sezte sich nieder, überlegte, und fand, daß er seiner Frau nicht Unrecht geben konnte. Auch nach seiner Dimission hatte er auf sein persönliches Ansehen gerechnet; jezt mußte er aber die traurige Erfahrung machen, daß der jüngste Kammerrath, daß die Kammerkopisten sich für klüger hielten als ihn. Nichts that ihm so weh, als diese Erfahrung; aber dennoch behielt er seine Schwachheit. „Ich will es versuchen, uns eine bessere Lage zu verschaffen," sagte er, und wendete sich nun mit aller möglichen Feinheit an seine Tochter Julchen. Sie beklagte zwar das Unglük ihres Vaters mit aufrichtigen Thränen; das war aber Alles, was sie ihm geben konnte. Rolfs lächelte eben so fein als der Kammer-Direktor, und bedauerte, daß er sich, wichtiger Ursachen wegen, nicht zwischen Vater und Sohn eindrängen könne. Der Alte erhielt von seinem Schwiegersohne nichts, als die Lehre, daß es eine Thorheit sey, auf die Dankbarkeit seiner Kinder zu rechnen, und daß diese Thorheit nur von der übertroffen werde, wenn ein Vater sich von seinen Kindern abhängig mache. Uebrigens sagte Rolfs dem alten tief gebeugten Manne, daß er sich, bei dem Verhältnisse zwischen ihm und dem Kapitain, auch nicht einmal auf

einen Umgang mit dem Schwiegervater einlassen könne. — Der Kammer-Direktor kam trostloser von Rolfs zurük, als er hingegangen war.

Nur die Flinsberg war noch gedemüthigter, als ihre Schwester und ihr Schwager. Sie bewarb sich um ihren Umgang, und ertrug die Vorwürfe ihrer Schwester mit stiller Geduld. Doch selbst diesen Umgang! der ihr bei der Kälte und den Vorwürfen ihrer Schwester wenig Freude machen konnte, mußte sie nur verstohlen haben; denn der Kapitain hatte erklärt, daß er nie die Tante wieder im Hause sehen wolle.

So sassen nun beide Schwestern, die reichsten Erbinnen der Stadt, in eben dem Hause, das sie sonst mit Glanze beherrschten, auf einem kleinen Stübchen, das ehemals der Kammerdiener bewohnte; denn die Schwiegertochter hatte durch mancherlei Kunstgriffe und Vorwände die Eltern nach und nach aus allen besseren Zimmern zu verdrängen gewußt. Die Mutter sezte sich Anfangs dagegen; der Vater aber, der den feinen Plan hatte, seines Sohnes Gefühl durch das Beziehen eines so elenden Zimmers rege zu machen, beredete sie auch dieser Aufopferung. Er bat nun seinen Sohn um einen Besuch, und sagte: sieh, ich wohne, wie ehemals mein Kammerdiener! Der Kapitain erröthete zwar; allein sein Vater blieb in dem Stübchen.

In diesem Zimmer sassen nun die Eltern, und zuweilen auch die Frau von Flinsberg. Sie hörten das Rollen der Wagen, die nicht mehr um ihretwillen kamen; sie ärgerten sich über die Bedienten und Jungfern, die ungescheut vor ihrem Zimmer lärmten. Bei einem Lichte von Unschlitt auf einem messingenen Leuchter flisterten sie über ihr Elend, nur mit Seufzern, leisen, abgebrochenen Worten und Achselzucken; denn laute Klagen wagten sie nicht einmal. Das war nun die Frucht alles ihres Treibens, aller ihrer Plane, ihrer Hoffnungen! Kein Herz, das sie liebte; und Alles aufgeopfert für eine verschwundene Grösse. „Der undankbare, schlechte Rolfs!" sagte der Vater. — Ach, Herrmann hat es voraus gesagt! seufzte die Mutter. Julchen liebt uns wohl; aber sie darf es nicht zeigen.

So waren ihre Gespräche immer geheime Vorwürfe, die sie einander machen mußten. „Der Rabensohn! der Kapitain!" seufzte die Mutter. „Und den guten Herrmann mußten wir verstossen!" sagte der Vater mit einem finstern Blicke auf die Tante. Sie fühlte den Vorwurf, und seufzte: ach hätte ich mich nur nicht durch die Schmeicheleien meines Mannes bethören lassen; so könnte ich noch alles wieder gut machen! — „Nein, Schwester, da irrst du dich! Dann wüßtest du noch nicht, was unser Herrmann ist. Der Kapitain würde noch immer dein Liebling seyn; denn

das Schmeicheln verstand er nur gar zu gut." — Ach! Reichthum ist doch eine gefährliche Sache! seufzte die Flinsberg. — „Und der Hochmuth auch!" sezte der Vater hinzu. „Wir wollten immer hoch hinaus; und nun?" Er sah nachdenkend auf den Leuchterknecht, der neben dem Lichte lag.

Frau von Flinsberg konnte nicht helfen, so gern sie auch gewollt hätte. Ihr Mann hatte seine vorige Lebensart wieder angefangen: er schwärmte von Bade zu Bade, von Residenz zu Residenz, spielte aber jezt mit Unglük, verschwendete das Vermögen seiner Frau mit vollen Händen, und gab ihr nur gerade so viel, als sie höchst nöthig brauchte. Er hatte sie so zu unterjochen gewußt, daß sie vor ihm zitterte, und besuchte sie höchstens nur vier Wochen im Jahr, um seine Einkünfte zu reguliren. Dann ließ er sie wieder in ihrer tiefen Einsamkeit, die niemand störte, weil sie nichts zu geben hatte.

Durch ein Ungefähr hörte der Kammer-Direktor, daß ein Freund seines Sohnes Herrmann durch dessen Wohnort reisen würde, und trug ihm auf, was schon erzählt ist.

Herrmann kam am folgenden Abend in der Residenz an, und ging mit ängstlich klopfendem Herzen nach seines Vaters Hause, wo die sämmt-

lichen Visiten = Zimmer hell erleuchtet waren. Er bat einen Bedienten, den Herrn Kammer=Direktor von Lange auf einen Augenblik aus der Gesellschaft zu rufen. Der Bediente führte ihn nach dem Stübchen, und machte die Thür auf. Herrmann trat hinein, und sah seine Eltern mit der Tante Anfurth bei dem matten Schimmer ihres Einen Lichtes sizzen. Sie kannten ihn nicht, da sie ihn in so vielen Jahren nicht gesehen hatten.

Der Anblik des Zimmerchens, der Möbeln, der Kleidung, die seine Eltern trugen, that auf Herrmann die schnellste und heftigste Wirkung. Er warf sich mit den Worten: o, meine theuren Eltern! vor ihnen nieder, und weinte. Der verstossene, gemißhandelte Sohn zu ihren Füssen: durch dieses Schauspiel wurden die tiefgebeugten Eltern stärker, als je durch irgend etwas in ihrem Leben, erschüttert. Sie sanken Beide laut weinend in die ausgebreiteten Arme ihres guten Sohnes, und fühlten ihr Elend in diesem Augenblicke noch tiefer, da Reue, Scham, Liebe und Haß ihre Herzen zu gleicher Zeit bestürmten. Alle viere waren stumm; denn niemand wußte, was er reden könnte, ohne daß es die andern schmerzte. Endlich sagte der Vater, der weichste unter allen: Herrmann, kannst du uns vergeben? — „O, mein Vater," antwortete Herrmann; „ich habe Sie immer geliebt, und weiß ja auch, daß Sie mich lieben!" Nun ging die Unterredung ruhiger. Va-

ter und Mutter wollten dem Sohne ihr Elend verschweigen; die Flinsberg aber brach los, erzählte, und ergoß sich in Verwünschungen gegen den undankbaren Kapitain.

Schon unter der Erzählung entbrannte Herrmanns Zorn, und sobald er Alles wußte, wollte er zu seinem Bruder hinüber; seine Eltern hielten ihn aber mit ängstlichen Bitten zurük, und zeigten dadurch, welche Gewalt der undankbare Sohn über sie gewonnen hatte. Er that Ihnen endlich den Vorschlag, daß sie zu ihm ziehen möchten. Doch auch dazu konnte er seine Eltern nur mit Mühe bewegen; denn sie zitterten davor, daß der Kapitain es für eine Beleidigung halten könnte. Zulezt überredete Herrmann sie indeß doch, da er versicherte, daß er morgen alles ganz freundschaftlich mit dem Kapitain abthun würde. Er ging wieder nach dem Wirthshause, wo er abgetreten war, schrieb noch diesen Abend Emilien, daß er seine unglüklichen Eltern mitbrächte, und bat sie, übermorgen alles zum Empfange derselben bereit zu halten.

Am folgenden Morgen ging er zu seinem Bruder, sagte ihm ganz kalt, aber sehr nachdrüklich, was er zu hören verdiente, und kündigte ihm an, daß seine Eltern diesen Nachmittag mit ihm abreisen würden. Zugleich sagte er, daß der Kapitain noch diesen Vormittag den Werth des Hauses (des

lezten

lezten Ueberrestes von dem Vermögen seiner Eltern bezahlen müßte, wenn er darin wohnen bleiben wollte. Der Kapitain suchte davon abzulenken, und war äusserst freundlich. Als aber das nichts half, und sein Bruder immer gleich fest und kalt blieb, fragte der Kapitain trozig: was hast du mir denn zu befehlen? — „Was jeder ehrliche Mann einem Schurken zu befehlen hat. Ich befehle dir, zu zahlen." — Das brauche ich nicht. — „Nicht?" sagte Herrmann kalt, und nahm die Uhr aus der Tasche. „Bist du in einer halben Stunde nicht entschlossen zu zahlen, so gehe ich von hier zu dem Fürsten, lasse mich bei ihm melden, und erzähle ihm die ganze höllische Undankbarkeit des Kapitains von Lange gegen seine Eltern, mit allen seinen Bübereien."

Das steht dir frei, sagte der Kapitain. Du bist auch vorzüglich gut bei dem Fürsten angeschrieben!

„Glaube nur, er wird die Wahrheit von mir hören. Und hört er sie nicht — sieh, bei Gott! so geh' ich von ihm auf die Parade, und erklare dich dort öffentlich für einen elenden feigherzigen Buben. Es fehlt mir nicht an Zeit und an Muth, dich einmal zu belehren, daß Menschen über dir sind. Ich besuche den Staatsminister Hochfeld, und stehe dir dafür, daß der mir glaubt. Mag sein Herz jezt kalt seyn, wie Eis, ich will es so

lange erwärmen, bis du bestraft bist. Thu, was du Lust hast, elender, verächtlicher Mensch; mich sollst du nicht irren!"

Vergesse ich erst, sagte der Kapitain hitzig, und schlug auf seinen Degen — daß du mein Bruder bist, so . . .

„Nun denn!" rief Herrmann hitzig; „da habe ich dich ja, du Großprahler! Sieh, da steht noch ein Seitengewehr. Wohlan! Ich habe auch dazu Muth, dich Elenden selbst zu züchtigen. Du bist nicht der erste; aber der lezte Schurke, hoff' ich, sollst du seyn, an dem ich den Büttel mache." Er nahm den Degen, und zog ihn. Bruder, sagte der Kapitain ängstlich: wir sind ja Brüder! — „Ja, Mensch, das sind wir leider! Aber wahrlich, darum läßt du deinen Degen nicht in der Scheide! Sag kurz: willst du zahlen?" — Nein, sagte der Kapitain zögernd. Herrmann sezte sich in einen Stuhl, schwieg eine Weile, und fragte dann ganz kalt: „wann geht die Parade an?"

Wozu, Bruder? Laß dich doch bedeuten!

„Spare deine Worte! Mein Entschluß ist gefaßt. Ich betrachte dich nicht mehr als meinen Bruder. Du sollst vor mir zittern lernen, Elender!"

Sey doch nur ruhig, und begehe keine Unbesonnenheit. Ich will dir die eine Hälfte bezahlen, Bruder; denn die andre Hälfte gehört ja mir.

Herrmann sprang im größten Zorne auf. „O du armseliger Mensch! mir wagst du diesen Vorschlag zu thun? Mir? zu nehmen, was meines Vaters ist? Bei Gott! du bist verloren, ohne Rettung verloren!"

Jezt trat ein Bedienter herein, und meldete, daß des Kapitains Oberst nach einer halben Stunde einen Besuch machen wolle. Der Kapitain wurde noch ängstlicher. Herrmann sagte lächelnd: „nun werde ich ja sehen, wie du dich benehmen wirst, wenn ich deinem Obersten sage: Herr Oberst, ich habe hier den Kapitain von Lange seit einer Stunde für einen Schurken über den andern erklärt. Er will mir nicht glauben, daß er einer ist. Jezt nehme ich Sie zum Zeugen, und auf der Parade werde ich auch alle Herren Officier zu Zeugen nehmen."

Ich will bezahlen, Bruder!

„Sicherheit, auf der Stelle, ehe der Oberst kommt!" (Der Kapitain schrieb eine Obligation auf den Werth des Hauses.) „Deine Frau unterschreibt mit."

Trauest du mir nicht?

„Nein! Darum soll auch deine Frau unterschreiben.“

Jezt ließ der Oberst seinen Besuch absagen, und der Kapitain machte aufs neue Schwierigkeiten. Aber Herrmann sagte: „was bedarf es denn auch aller Umstände! Morgen wird das Haus im Intelligenz-Blatte zum Verkauf ausgeboten.“ Er nahm den Hut, und wollte gehen; der Kapitain hielt ihn aber auf, holte seine Frau, und ließ sie in Herrmanns Gegenwart unterschreiben, was sie freilich, bei ihrem Charakter, nur seufzend thun konnte. „Jezt komm zu dem Vater!“ sagte Herrmann; „und ich rathe dir, ehrerbietig gegen ihn zu seyn! Ich habe meinen Kopf darauf gesezt, dich einmal eine Stunde wenigstens einen Menschen scheinen zu lassen.“

Von jezt an, Herr Holz-Inspektor, sagte der Kapitain, haben wir nichts mehr mit einander zu schaffen. Er klingelte, und rief dem Bedienten, der hereinkam, entgegen: meine Leute! Als der Bediente wieder hinaus ging, sagte Herrmann lächelnd: „du hast also Lust, die Sache ins Publikum zu bringen. Meinethalben! Ich will dir auch in Gegenwart aller deiner Leute sagen, was du wissen sollst. Vielleicht ist ein Bösewicht von Sohn darunter, dem es nüzlich seyn kann.“

Der Kapitain stand erbittert und schwankend da; als seine Leute kamen, fluchte er sie wieder weg. „Sieh," sagte Herrmann kalt, „ich wollte dir einmal zeigen, daß dein Glaube, als wäre der Bösewicht dem ehrlichen Manne überlegen, nicht weit her ist. Du siehst nun, daß der Schurke, der den ehrlichen Mann aufbringt, allemal vor ihm zittern muß. Komm zu unserm Vater!"

Der Kapitain folgte ihm, betäubt durch diese überraschenden Vorfälle, und fast ohne Besinnung. „Der Kapitain," sagte Herrmann, „will Abschied von Ihnen nehmen, meine theuren Eltern. Lieber Vater, hier ist eine Obligation über den Werth Ihres Hauses." Der Kammer-Direktor erstaunte; das kam ihm ganz unerwartet. Er war vor Schrekken zusammengefahren, als er den Kapitain erblikt hatte; jezt aber, als er diesen so furchtsam, so verwirrt, und seinen Herrmann so ruhig, so stolz sah, wurde er wieder muthig.

Die Koffer waren nach der Abrede schon gepakt und standen bereit; auch hatte Herrmann Leute zum Tragen mitgebracht, die nun sogleich ihr Geschäft verrichteten. Der Vater fing unterdessen Ein Gespräch über das andre an, um seinen Unwillen über den Kapitain zu verbergen. Die Mutter schwieg; als aber der lezte Koffer aus dem Zimmer getragen war, nahm sie Herrmanns Arm, und sagte: abscheulicher Bösewicht! mein Fluch

soll dich verfolgen, so lange du lebst! — Das war dem Vater doch allzu hart. Er machte dem Kapitain eine Verbeugung, und sagte freundlich: „dieses neue Arrangement, mein Sohn, ist freilich wohl mit deine Schuld; indeß — die ländlichen Reitze des Städtchens, worin Herrmann wohnt . . . Man wird des Stadtlebens überdrüßig, besonders im Alter, . . .” — das der Bösewicht uns vergiftet hat! fiel die Mutter ein. — „Ich bitte dich, liebe Frau, laß . . .” — Nein, ich muß ihm einmal sagen, was er ist: ein Bösewicht, ein Heuchler, ein Niederträchtiger! Der Kapitain wollte einfallen; doch Herrmanns ernster, wehmüthiger Blik hielt ihn in Zaum. Ich wünsche, hob er endlich in dem Tone der Erbitterung an — Herrmann blikte ihm mit nassen Augen ins Gesicht, und sagte ohne Heftigkeit: „sey still! Es thut mir weh, daß eine Mutter ihren Sohn mit Verwünschungen verläßt; es thut mir weh! Aber, Bruder, du hast es verdient. Ich verzeihe dir; doch, beim Himmel! muß deine Mutter dir über eine neue Kränkung fluchen, dann bin ich ihr Sohn, und ihr Rächer! . . . Ich bitte dich, Bruder, laß mich nichts weiter von dir hören!”

Der Kapitain ging schweigend in sein Zimmer, ohne die Augen aufschlagen zu können. Herrmann hatte einen Wagen bestellt, und fuhr mit seinen Eltern nach dem Wirthshause. Beide saßen hier schweigend neben einander: die Mutter

weinte; der Vater sann darüber nach, wie die Trennung ohne éclat hätte vor sich gehen können. Herrmann stand an einem Fenster, und dachte trauernd über die fürchterlichen Wirkungen des Ehrgeitzes und der Habsucht. Auf einmal strekte die Mutter beide Arme nach ihm aus, nahm ihn zitternd an ihre Brust, und sagte furchtsam: o Herrmann! so hat uns ein Sohn behandelt, den wir liebten, für den wir alles aufopferten! Und du . . . Dich haben wir verstossen, beleidigt, gequält! Ach, mein Sohn Herrmann, wenn du fühlst, daß du es nicht vergessen kannst, so sag es lieber! Den Bösewicht darf ich hassen; aber dich . . . Ich würde vor Schmerz und Reue sterben, wenn auch du . . . (Herrmann zitterte vor Schrekken über den furchtsamen wehmüthigen Ton seiner Mutter. Er küßte ihre Hand, legte sie auf sein pochendes Herz, wollte etwas sagen, und vermochte es nicht, weil Thränen seine Worte erstikten.) Wenn ich bedenke, fuhr sie fort, wie wenig ich und die Flinsberg unsre Eltern liebten . . . Aber nein; ich liebte meine Mutter bis in den Tod. Freilich liebte ich meine Eltern nicht, wie sie mich liebten, ob ich gleich Alles von ihnen hatte, was ich mir nur wünschen konnte. Und du, Herrmann, . . .

Die Vorwürfe, die seine Mutter sich machte, gingen ihm durch die Seele. „Ich werde Sie ewig lieben," sagte er betheuernd.

Aber deine Frau, Herrmann! O, wie haben wir die beleidigt! Und deine Kinder! Ach, fast möchte ich doch lieber bei dem Bösewicht seyn!

Herrmann gab ihr die heiligsten Versicherungen von Emiliens Liebe und Ehrfurcht. Die Mutter schwieg; aber sie hörte nicht auf zu weinen.

Gleich nach dem Mittagsessen stiegen die Eltern in den Wagen. Herrmann ritt nebenher, und sprach von Zeit zu Zeit mit ihnen, um sie auf das Leben in seinem Hause vorzubereiten. Am folgenden Abend kamen sie auf die Höhe, an deren Fusse das Städtchen lag, worin sie nun wohnen sollten. Herrmann stieg vom Pferde, und gab einem Menschen aus dem Stadtchen den Auftrag, es nach Hause zu bringen. Er bat seine Eltern, sie möchten aussteigen, weil ein Fußpfad sie bequemer nach seiner Wohnung bringen würde; und nun führte er sie unter schönen Ulmen auf ein kleines Gehölz zu.

Auf einmal hörten sie ein lautes, frohes Geschrei: der Vater! der Vater! „Da ist meine Familie," sagte Herrmann; „sie kommt uns entgegen, meine ehrwürdige Mutter." Ach, guter Gott! sagte die Mutter weinend, und hielt sich fest an ihres Sohnes Arm. Aber auf einmal machte Herrmann sich von ihr los, und rief: Karl! Julius! meine Söhne! Die beiden Jünglinge

hatten ihren Vater durch einen Besuch überraschen wollen, und breiteten ihm jezt schon in der Ferne die Arme entgegen. Nach wenigen Minuten hingen sie schluchzend, freudig zitternd, an seinem Halse. Er drükte einen um den andern an sein Herz, und hatte in diesem Augenblick alles Andre vergessen.

Die Kammer'Direktorin blieb stehen, als ihr Sohn sie verlassen hatte, und sah ängstlich nach Emilien hin, die jezt, von einer Gruppe umringt, aus dem Gehölze hervorkam. Die Kinder jauchzten alle: „der Vater! der Vater!" und liefen voraus, um sich an Herrmann zu hängen. — Ach, sagte die Kammer-Direktorin leise zu ihrem Manne; eine solche Freude haben wir nie erfahren!

Emilie kam immer näher; Herrmann küßte sie, und führte sie dann auf seine Eltern zu. Die Kinder schlossen sich alle hinten an, und gingen mit zu den Großeltern. Ach, Frau Tochter! ach, Frau Tochter! sagte die Mutter schluchzend; wir armen Eltern kommen . . . Emilie wurde durch diese Töne des innigsten Schmerzes so gerührt, daß sie sich nicht fassen konnte. Laut weinend breitete sie die Arme aus. Als eben die Mutter sie in die ihrigen nehmen wollte, sank Emilie vor ihr nieder, umfaßte ihre Kniee, und schluchzte nur die Worte: Mutter! geliebte Mutter! Ihren Se-

gen! Herrmann bat Emilien, sich zu beruhigen. „Meine Eltern," sagte er, „lieben dich ja, und bleiben nun bei uns." Aber sie hörte ihn nicht; ihr gerührtes Herz ergoß sich aufs neue in Thränen des Mitleids und der höchsten Freude: denn nur die Versöhnung mit ihres Herrmanns Eltern hatte noch an ihrem vollen Glücke gefehlt.

Emiliens tiefe Rührung that auf Alle die größte Wirkung. Sophie und Luise standen mit Thränen in den Augen da, und umfaßten einander; die Kleinen umringten die weinende Mutter, küßten ihre Hände, und weinten mit ihr. Aber am stärksten war Herrmanns Mutter erschüttert. Sie warf sich in Emiliens Arme, lehnte das Gesicht an ihre Wange, und stammelte Liebkosungen, Segen und Bitten um Vergebung zu gleicher Zeit hervor. Selbst der Kammer-Direktor fühlte hier einmal, welches Entzücken in den schönen Rührungen des Herzens liegt. Er vergaß in diesem Augenblik alle Politur und ein feines Kompliment, auf das er sich gefaßt gemacht hatte. O, sagte er, mit lauterer Stimme, als je in seinem Leben: — o du theure Tochter, wie lange haben wir dich verkannt! Ach, um wie viele Freude hat uns die Armseligkeit der grossen Welt gebracht! Gott segne dich! Er faßte sie in seine Arme, und drükte sie herzlich an seine Brust. Vergieb, mein Sohn, (mußte er dann doch hinzusetzen), daß ich deine vortreffliche Frau Du genannt habe. Aber

sich, mir stehen die Thränen in den Augen. Ich konnte nicht anders.

Nun wurden den Großeltern die Enkel und Enkelinnen vorgestellt. Karl und Julius näherten sich ihnen mit zärtlicher Ehrfurcht. Guter Gott! sagte die Großmutter; ich sehe sie jezt zum ersten Male! Sie umarmte die Kinder mit einer Art von scheuer Heftigkeit. Dann sagte sie tief gerührt: Gott vergebe es mir, mein Sohn Herrmann! Ich weiß nicht einmal, wie deine Kinder heissen!

Herrmann nannte ihr die Nahmen, und stellte ihr dann auch Sophien und die Kinder des Predigers vor. Endlich trat man den Weg nach Hause an. Karl führte die Kammer-Direktorin, da sie es ausdrüklich verlangte, und auf der andern Seite ging Emilie neben ihr. Herrmann und Julius führten den Großvater; die jüngeren Kinder folgten nach, und so ging die Familie freudig durch den Garten nach Hause. Hier wartete Base Elisabeth schon in der Thür. Sie war die Einzige, die noch an den ehemaligen Haß der Eltern gegen Emilien dachte. Indeß betrug sie sich bei dem Empfange artiger, als Herrmann hoffte; denn Emilie hatte ihr nicht gesagt, daß die Schwiegereltern jezt durch die Umstände genöthigt würden, bei Herrmann zu wohnen, und die Base glaubte daher, sie hätten sich ganz von freien Stücken mit ihrem Sohne versöhnt.

Als die ersten unruhigen Stunden vorüber waren, als Mutter und Vater sich von ihrer gewaltsamen Rührung erholt hatten, da schien es ihnen, als wären sie in einer neuen Welt. Das Vertrauen, die Liebe, die zärtliche Theilnahme bei der ganzen Familie, die Güte der grösseren Kinder gegen die kleinern, der Eltern gegen den ganzen Kreis, der beiden ältesten Söhne gegen Sophien und Luisen: das alles war für sie ein völlig neues Schauspiel. Ein so gänzliches Vertrauen der Kinder zu den Eltern, mit der größten Ehrfurcht und dem unbedingtesten Gehorsam verbunden, war für die beiden Alten durchaus unbegreiflich; und doch sahen sie nur erst die Aussenseite von diesem heiligen Tempel des häuslichen Glückes.

Herrmann und Emilie führten die Eltern auf das Zimmer, das sie bewohnen sollten, das beste im Hause. Freilich war es nicht groß und nicht prächtig; Emilie hatte indeß doch dafür gesorgt, daß es ein wenig ins Auge fiel. Herrmann selbst kannte es nicht mehr: so war es in aller Geschwindigkeit durch seidne Stuhlüberzüge und Gardinen verändert worden.

Als die beiden Alten sich endlich allein befanden, sahen sie einander sehr verlegen an. Die Vorfälle der lezten Tage hatten in ihrem Herzen eine so tiefe Scham über das Vergangene entwik-

kelt! daß sie lieber schweigen als erröthen wollten. „Mich dünkt, liebe Frau," sagte endlich der Vater, „unser Herrmann lebt hier sehr glüklich." (Sie schwieg.) „Und seine Frau ist doch in der That sehr artig." (Er erschrak selbst vor der Nüchternheit dieses Ausdrüks.) „Ich will sagen," sezte er hinzu, „sie ist herzensgut, ein wahrer Engel; und wir . . ." — Wir, fiel jezt die Mutter, mit Thränen in den Augen, ein: — wir sind nicht werth, eine solche Tochter und einen solchen Sohn zu haben. O, ich bitte dich, lieber Mann, zieh die Stirn nicht so kraus; denn Gott weiß, es ist wahr! — Der Kammer-Direktor stand auf, und sagte gerührt: ach, liebste Frau, versteh mich nicht unrecht! Ich habe nicht das Herz, die Augen gegen unsern Sohn aufzuschlagen, gegen Alle hier im Hause nicht. Lieber Gott! wir haben sie ja so bitter gehaßt und beleidigt. Ich wünschte — ja, es ist mein Ernst, liebe Frau, — ich wünschte, unsre Schwiegertochter hätte uns kälter aufgenommen. Zwar will ich wohl lächeln; aber mein Inneres brennt vor Scham, daß ich den guten Herrmann und die vortreffliche Frau so verkannte. — Sie legten sich endlich nieder, und schlossen in Thränen der Liebe die Augen.

Als sie am folgenden Morgen erwachten, schlich ihre älteste Enkelin, die sanfte Auguste, an ihr Bett, und fragte mit der herzlichsten Ehrerbietung,

was sie zu befehlen hätten. Ich bin doch still genug gewesen, liebe Großmutter? sezte sie hinzu. Schon seit einer Stunde habe ich hier gewartet. Meine Mutter hat mir gesagt, ich soll Ihnen helfen, wenn Sie etwas brauchen.

Die Großmutter rief das Kind an ihr Bett, und küßte es zärtlich. Ach, gute, liebe Großmutter, sagte Auguste; wir werden Sie alle recht herzlich lieben! Sie besorgte nun das Frühstück, und ließ es sich dann nicht nehmen, der Großmutter beim Ankleiden zu helfen. Die Kammer-Direktorin unterhielt sich mit dem Mädchen, und erstaunte über die süsse, weiche Liebe, welche sich in allen ihren Antworten zeigte. Bald kam Herrmann, dann Emilie, dann ein Kind nach dem andern. Alle umringten die Großeltern mit Liebe, alle beeiferten sich, ihnen Dienste zu leisten. Man schien kein andres Vergnügen zu kennen und zu verlangen, als das ihrige.

Freilich war der Tisch, so wie das ganze Leben, hier einfach, und es standen nur drei Weingläser darauf; für die Großeltern und für Herrmann; aber rings umher flog Scherz und Lachen, und die reinste Freude würzte die einfache Mahlzeit. Nach Tische sagte der Kammer-Direktor sehr aufrichtig: jezt, Herrmann, begreife ich, warum dir der Hof so wenig war! — Dies, Herr Vetter, sagte Elisabeth ein wenig nachdrüklich —

dies ist unser Hofstaat: redliche Herzen und christliche Liebe! Zwar nur Ein Gericht, höchstens zwei, aber mit freudigem Herzen.

„Sie haben Recht, Base Elisabeth," fiel Herrmann ein; „was geht mir hier ab! Was hätte ein König mehr als ich! Eltern, die mich lieben, eine Frau, wie vielleicht nur wenige in der Welt sind, Kinder, die ich mir nicht besser wünschen kann, und meine gute Base Elisabeth, die gewiß diesen Morgen schon für meine Eltern gebetet hat, wie sie für uns Alle betet." — Ja, das habe ich, sagte Elisabeth, ein wenig mürrisch über Herrmanns gerührten Ton, gegen den ihr Herz nie aushalten konnte. Ja, ich habe gebetet, daß Gott uns Alle segnen wolle, mit Frieden, Liebe, Einigkeit und Demuth! — „Das wolle er, gute Elisabeth!" Und nun erzählte Herrmann seinen Eltern so viel Gutes von der Base Elisabeth, von ihrer Frömmigkeit, ihrem Fleisse, ihrer Ordnungsliebe, daß sie endlich sehr freundlich lächelnd sagte: Sie wollen mich noch hochmüthig machen, Herr Vetter! Der Kammer-Direktor gab der Base die Hand, und sagte herzlich: ich weiß nur Eins von Ihnen, Mamsell Base. Sie haben meine vortreffliche Schwiegertochter erzogen; und das belohne Ihnen Gott: wir können es Ihnen nicht genug verdanken! Jezt war Elisabeth da, wo Herrmann sie gern haben wollte. Nun, lieber Herr Kammer-Direktor, liebster Herr Vetter, sagte sie höchst

freundlich: man thut, was man kann. Das werde ich denn auch für Sie thun, und Gott wird es segnen.

Nach dem Essen wurde die Bekanntschaft mit dem Prediger Mühlenberg und den übrigen angesehenen Personen des Ortes gemacht. Auch der Floßverwalter Herr Castran kam, und zwar, dem vornehmen Besuche bei dem Inspektor zu Ehren, prächtig gekleidet. (Seine Tochter machte ihm zu seiner Freude oft die buntesten seidenen Westen, Uhrbänder, Hutkokarden und andern kleinen Puz, den er auch jezt, in einem Alter von sechzig Jahren, noch immer trug.) Er näherte sich, so wie er in das Zimmer trat, dem Kammer-Direktor mit tiefen Verbeugungen, und hob an: ich habe von meiner Tochter, welche Dero Herr Sohn und Frau Gemahlin mit ihrer Freundschaft beehren, erst diesen Augenblik erfahren, daß der Herr Kammer-Direktor geruhen, sich einstweilen hier aufhalten zu wollen. Nun konnte ich nicht unterlassen, mich dem gnädigen Herrn Vater meines Vorgesezten unterthänigst zu empfehlen, und Denenselben die Bitte, die ich ungefähr vor achtzehn Jahren that (ja, so lange wird es her seyn) in das Gedächtniß zurükzurufen. Wenn Dieselben die Gnade haben wollten, mir eine Stelle in der Residenz zu conferiren, so . . .

Um Vergebung, mit wem habe ich die Ehre ...? fragte der Kammer=Direktor, ziemlich verlegen darüber, daß man ihn noch um Beförderung bat.

Ich bin der Floßverwalter Castran, Ew. Gnaden. Meine Familie ist eigentlich aus Frankreich, wo einer Ehrensache wegen mein ...

Herrmann unterbrach ihn. „Mein Vater, lieber Herr Castran, hat allen seinen Einfluß am Hofe verloren."

Castran sprang zwei Schritte zurük. Was Sie sagen! nicht möglich! ... Aber Dero Herr Schwiegersohn, der Herr — ich weiß nicht, was Sie jezt sind — der Herr von Rolfs?

„Steht auf dem Sprunge, ihn zu verlieren."

Behüte Gott! da müssen ja erschrekliche Dinge vorgegangen seyn!

„Erschrekliche, lieber Herr Castran. Mein Bruder ist Schuld an Allem. Er heirathet in eine Familie ... Sie müssen sie ja kennen ..." —

O, was wollt' ich nicht, lieber Herr Inspektor! Ich habe die Ehre alle grosse Familien zu kennen, und halte mir auch den Adreßkalender, seit=

dem ich hier so zu sagen in Ungnade bin. Nun aber, Dero Herr Bruder, der Herr Staabs-Kapitain?

„Ich wollte, man hängte dem Adreßkalender auch eine Rangliste an, lieber Herr Castran; so wüßten Sie, daß mein Bruder wirklicher Kapitain ist, und vielleicht in einem Monate Major wird.“

Bitte tausendmal um Vergebung. Also Dero Herr Bruder, der Herr Kapitain?

„Kennen Sie die Dreskows?“

O freilich! Der Vater war Amtshauptmann.

„Richtig. Beiläufig anzumerken — ich finde den Titel etwas seltsam. Amtshauptmann! Wer nicht am Hofe gelebt hat, wie Sie und ich, weiß doch in der That nicht, ob ein solcher Hauptmann vom Militair oder vom Civil ist.“

Ganz recht, Herr Inspektor. Nun also Dero Herr Bruder, der wirkliche Herr Hauptmann?

„Sie werden wohl merken, Herr Castran — Man spricht nicht gern davon. Doch, Sie sagen gewiß nichts wieder, wenn Sie es auch gemerkt haben.“

Aha! Aha! sagte Castran mit einem dummen Gesichte. Freilich, freilich! das ist denn schlimm genug! Aber, lieber Gott, ich werde alt, und nach gerade ungeduldig. Man wird mich versezzen, wenn ich nicht mehr dienen kann. Schon ein und zwanzig Jahre habe ich es hier ausgehalten. Ich wäre für mein Leben gern wieder in der Residenz.

„Ich auch; doch mein Vater nicht. Der ist des Lebens dort überdrüßig geworden. Aber warten Sie nur noch eine Weile, lieber Herr Castran. Wir bekommen am Ende den halben Hof hierher; und dann fangen wir an, wie Emigrirte, gerade so zu leben, als ob hier die Residenz wäre. Wir wollen uns das Leben sauer genug machen, und, beim Lichte besehen, gerade um das, warum man sich in der Residenz quält: um nichts."

Herr Castran war noch immer der Alte, und wünschte nichts sehnlicher, als ein Aemtchen in der Residenz. Wohl hundertmal hatte er seit achtzehn Jahren schon auf dem Sprunge gestanden, seinen Wunsch zu erreichen; wohl hundertmal hatte er „dem gnädigen Herrn Holz-Inspektor" eine völlige Abänderung des jetzigen Systems angekündigt, und mit Zuversicht gesagt, daß er nun bald ankommen müsse: denn diese Hoffnung konnte ihm jeder machen, der Lust dazu hatte; und jeder, der ihn kannte, bekam Lust dazu. Selbst Herr-

mann that es zuweilen, wenn der arme Castran so betrübt und verlegen umher ging, — nicht aus Muthwillen, sondern aus Mitleiden. Er sagte dem armen Floßverwalter nur: ich habe einen Brief aus der Residenz; und sogleich war Castran mit der Bitte da; ich hoffe doch, Sie werden mich in Ihrem Glücke nicht vergessen? — Herrmann gab ihm die Hand darauf; und Castran trieb nun seine Geschäfte wieder ein Vierteljahr hindurch mit vieler Heiterkeit. Er ging dann in seiner Freude von Haus zu Haus, und sagte: glauben Sie mir, Inspektors sind am längsten hier gewesen. Da sie nun ohne meine Tochter, und — warum soll ich es nicht sagen? — auch ohne mich nicht leben können — die gnädige Frau haben von je her viel Gnade für mich gehabt. Ei nun, die Zeiten sind vorbei; man ist nur Einmal jung —: so können Sie leicht denken, daß ich bald etwas mehr seyn werde, als Floßverwalter.

„Wenn ich bedenke," sagte Herrmann bei einer solchen Gelegenheit, „wie fröhlich dieser arme Floßverwalter bleibt, obgleich seine Hoffnungen so oft zertrümmert werden; wie er mit begierigen Blicken die Nahmen im Adreßkalender ansieht, und die Frage thut: ist es dieser, der mir helfen wird, oder ist es jener? wenn ich bedenke, daß er keinen von Allen kennt, und dennoch immer hofft; daß er sich so unglüklich fühlt, und dennoch so heiter bleibt, dennoch seine Hoffnung nicht aufgiebt: sollte

ich dann nicht wünschen, die Natur möchte unsre Herzen alle so hoffnungsreich gemacht haben? Ja, welches Unglük mir auch begegnet, ich will es freundlich aufnehmen, und sagen: nun, ich bin ja nicht todt; das Hof-System des Schiksals kann sich ändern. Gott gebe mir nur den Muth des Tanzmeisters! Denn, hätte er ein grösseres Unglük, das so oft käme, und eine edlere Hoffnung, deren Zertrümmerung er so heiter ertrüge: er wäre ein Held, dieser Tanzmeister. Warum sollte ich nicht, ihm zu gefallen, von Vierteljahre zu Vierteljahre einen Brief aus der Residenz bekommen, da er dadurch wieder Hoffnungen auf drei Monate bekommt? Wäre ich reich, ich wollte zuweilen in einer neuen Equipage mich selbst besuchen und ihm dann sagen: haben Sie die Equipage gesehen, lieber Herr Castran? Denken Sie an mich! Vielleicht in Kurzem!"

Herrmann war Herrn Castran wirklich gewogen worden, zum Theil wegen seiner Heiterkeit, noch weit mehr aber wegen seiner vortrefflichen Tochter, eines schönen und in jedem Betracht vortrefflichen Mädchens. Er mußte dem Floßverwalter freilich manches nachsehen; denn, zum Beyspiel, wenn sie Beide im Holzzählen begriffen waren, und auf der Heerstrasse, die ganz nahe bei dem Holzplatze hin lief, eine Equipage vorüberkam, so ließ sich Herr Castran gar nicht halten. O, nur einen Augenblik, lieber Herr Inspektor! sagte

er dann, und lief geschwind an die Strasse, um dem Reisenden eine tiefe Verbeugung zu machen. Man muß, sagte er. seine Angel überall auswerfen; weiß man doch nicht, wie unerwartet es zuweilen kommen kann. Ich wollte mein halbes Gehalt darum geben, wenn der Fürst einmal vorüber führe. Vielleicht redete er mich an, wenn ich da stände; und dann wäre ich auf einmal glüklich.

„Und wenn er das nicht thäte, so redeten Sie ihn an, Herr Castran."

Ja, das habe ich wohl tausendmal gedacht; aber — was sollte ich ihm sagen?

„Das ist freilich schwer zu bestimmen!"

Ich wollte, er führe mich um und um; dann müßte er sich doch erkundigen, wen er umgefahren hätte!

„Träumt Ihnen wohl nicht zuweilen, daß Sie der Fürst selbst sind?"

Fast jede Nacht; und dann geht es mit meinem Avancement sehr schnell, Herr Inspektor.

„Sie sind ein glüklicher Mann! am Tage Floßverwalter, der gern anvancirt seyn will, und

bei Nacht im Traume Fürst, der sich selbst avancirt! Wäre ich wie Sie, ich suchte mich zu überreden, daß ich im Traume wachte, und im Wachen träumte! . . . Aber, wie weit waren wir doch im Holzzählen?

Herr Castran mißfiel dem Kammer-Direktor gar nicht; die tiefe Ehrerbietung, die der Mann ihm auch jezt in seiner Ungnade zeigte, schmeichelte ihm. Man kann nicht wissen, dachte Herr Castran; der Herr von Rolfs ist doch einmal sein Schwiegersohn! Er verließ seinen hohen Gönner mit tiefen Verbeugungen und neu belebter Hoffnung. Als er nach Hause kam, bat er Sophien, sich ja um die Gnade des Herrn Kammer-Direktors und seiner Gemahlin zu bewerben. Liebes Kind, sagte er; wir müssen sie nicht zu Athem kommen lassen! Die gnädige Frau, das weißt du, hält ohnedies sehr viel auf mich; denn — Glaub mir, Sophie, sie muß es mir Dank wissen, daß ich schweige. Verliebt war sie einmal in mich.

Lieber Vater! sagte Sophie schmerzhaft. Aber Herr Castran schwor darauf, und nannte seiner Tochter noch zwei oder drei andre Damen, die gleichfalls in ihn verliebt gewesen wären. Kurz und gut, schloß er zulezt; erwirb dir ja die Gnade ihrer Schwiegereltern!

Sophie hatte während dieser schönen Tage

andere Geschäfte, als die Politik ihres Vaters; denn ihr Geliebter war da. Die Trennung eines Jahres hatte sie zwar etwas fremder gemacht, aber auch zärtlicher. Sie sprachen freilich mit einander nur von Dingen, die mit ihrer Liebe gar nicht in Verbindung standen (Karl erzählte von der neuen Welt, in der er gelebt hatte, und Sophie von allen Veränderungen, die im Städtchen vorgefallen waren); aber diese Kleinigkeiten sagten sie in einem Tone; dem auch ein stumpfes Ohr die innere Bewegung ihrer Herzen angehört haben würde. Sie drängten sich nicht zu einander; und dennoch fanden sie sich immer zusammen. Das Geständniß ihrer gegenseitigen Liebe lag in ihren Augen, und schwebte auf den rührenden Tönen ihrer Stimme; aber es kam nicht über ihre Lippen. Wäre nur die kleinste Veranlassung von aussen hinzugekommen, so hätten sie einander ihre Liebe entdekt; denn Sophie hielt es sogar für ungroßmüthig, daß sie ihm die ihrige nicht gestand, da sie doch die seinige durch den alten Martin wußte. Sie sah indeß, wie schwer es ihrem Geliebten wurde, Herr seines Geheimnisses zu bleiben, wie oft er sich von ihr abwendete, um ihr die zu grosse Erweichung seines Herzens zu verbergen; und dafür gelobte sie ihm in ihrem Herzen tausendmal die festeste Treue, die heiligste Liebe.

Ihre Freundin Luise war glüklicher. Sie

wußte gewiß, daß ihre Eltern ihre Liebe zu Julius billigten. Diese hatten zwar Emilien versprochen, die jungen Leute ganz sich selbst zu überlassen; aber dennoch glaubten sie, wenigstens Luisen durch verstekte Anspielungen auf ihre Wünsche aufmerksam machen zu müssen. Sie behandelten Julius jezt nicht mit der vorigen Freundschaft, sondern mit einer neuen Zärtlichkeit. Mühlenberg ging noch weiter; er gab den beiden Liebenden oft Gelegenheit allein zu seyn, und scherzte mit ihnen, wenn sie die Gelegenheit ergriffen. So standen sie einmal Hand in Hand an einem Fenster. Er nahm ein Buch, trat vor sie hin, legte seine Hand auf die beiden vereinigten Hände der Liebenden, und fragte: soll ich, Kinder? Beide errötheten, und schlugen die schönen Augen nieder. „Nun," sagte Mühlenberg mit grosser Rührung: „liebt einander nur; die Stunde wird auch kommen!" Mit diesen Worten verließ er sie. Luise zitterte; sie fühlte, daß der Augenblik der Entscheidung da sey. Julius umfaßte sie, und sagte mit dem innigsten Tone: „o Luise!" Sie blikte zu ihm auf, und sah ihn mit einem zärtlichen Lächeln an. Er drükte seine Lippen auf ihre Wange, und das schöne Bündniß war geschlossen.

Nach drei Tagen hatte Julius das offene Geständniß ihrer Liebe, und war unaussprechlich glüklich. Luise bat indeß dringend, noch zu schweigen; denn, ob sie gleich den Segen ihrer und

und seiner Eltern hatte, so mußte sie doch besorgt seyn, daß Emilie das frühe Geständniß ihrer Liebe tadeln würde, und sie scheuete sich, diese geliebte zweite Mutter nur im mindesten unzufrieden zu machen.

Julius nun so hohes Glük würde ohne Zweifel auch Karln das Geständniß seines Geheimnisses entrissen haben, wenn er es früher gewußt hätte, als nach seiner Rükreise auf die Universität. Julius nahm nehmlich von Luisen im Hause ihrer Eltern Abschied, und sie sank vor den Augen derselben mit Thränen in seine Arme.

Karl beugte sich nur bewegt auf die Hand der geliebten Sophie, die zitternd und bleich vor ihm stand und vergebens ihre Rührung zu verbergen suchte. Emilie nahm, als ihr Sohn fort war, das Mädchen in ihre Arme, und sagte in bedeutender Bewegung: meine Tochter! — Sophie wurde nun dreister, sagte mit Thränen der Freude: geliebte Mutter! und verbarg die erröthenden Wangen an Emiliens Herzen.

Emilie war von diesem Augenblicke an zärtlicher, vertraulicher gegen Sophien, befahl ihr wie ihren eigenen Kindern, kurz, schien sie schon gänzlich zu ihrer Familie zu zählen; aber sie ließ Sophien ihr süsses Geheimniß. Das Mädchen sah, daß die Eltern es wußten: denn mit dem Aus=

druk, wie jezt, hatten Emilie und Herrmann sie noch nie Tochter genannt. Dieses zarte Verhältniß des verhehlten Wissens und der erhöheten Zärtlichkeit drang endlich Sophien (und das wollte Emilie) das Geständniß ihrer Liebe ab. Meine geliebte Tochter! sagte Emilie, mit glänzenden Augen, sie umarmend. Und nun, meine theure, edle Freundin! sezte sie mit dem Blicke einer so vertraulichen Liebe hinzu, daß Sophie sich entzükt fühlte. Emilie wußte zu belohnen; von diesem Augenblik an behandelte sie das Mädchen wie eine jüngere Schwester, mit dem freundschaftlichsten Vertrauen.

Selbst Herrmann erfuhr das Geheimniß nicht ganz, und Emilie konnte nun die Empfindungen der jungen Freundin völlig nach ihrem Gefallen leiten. Diese Empfindungen hatten etwas Heroisches, das Emilie liebte. Auch war Sophie mehr von ihr gebildet, Luise mehr von ihrer Mutter. Die leztere wagte es nie, Emilien ihr Herz zu entdecken; indeß leitete diese doch mittelbar, durch Sophien, Luisens Handlungen. Uebrigens mußte Luise auch alle Briefe, die sie an Julius schrieb und von ihm bekam, ihrem Vater zeigen; und so blieben sie in den Schranken einer zärtlichen Freundschaft. Auch Sophie und Karl schrieben einander, und Emilie war die Vertraute dieses angenehmen Briefwechsels.

Die Großeltern fanden sich nach und nach in die Liebe und das Vertrauen ihrer Hausgenossen: die Großmutter früher, als der Kammer=Direktor, der sich die Manier, alles durch Umwege zu treiben, schlechterdings nicht abgewöhnte, auch hier nicht, wo ihm jedes Herz zu Gebote stand. Er fing nur an: ich wünschte wohl dies oder jenes; und sogleich lief einer seiner Enkel weg, um es zu holen. Aber er hatte das Gegentheil haben wollen. Kinderchen, sagte er; eure Musik am Abend ist entzückend. Ich schliefe freilich gern; aber, gewiß, ich wache nie angenehmer, als wenn ich euer Singen höre. Nun sangen die Kinder dem Großvater heute allen Schlaf weg, bloß, um ihm Vergnügen zu machen, bis endlich Herrmann sich ins Mittel schlug. Der Kammer=Direktor mußte sich am Ende wirklich entschliessen, gerade heraus zu sagen, was er wünschte. Nur gegen seine Frau blieb er noch der alte; und sie konnte allemal ganz sicher das Gegentheil von dem thun, was er mit einem „charmant!" zu billigen schien. Er fing auch wieder an von Emporkommen, von Grösse, zu sprechen. Deine beiden Söhne, lieber Herrmann, sagte er, sind edle, brave Jünglinge. Ich dächte, wenn du auf eine gute Art die Bekanntschaft mit Rolfs wieder anknüpftest — Es sind doch seine Neffen; und ich sage dir, er regiert den Fürsten.

„Liebster Vater," erwiederte Herrmann, „wir

danken Gott, daß wir von ihm los sind; und ich sollte meine Söhne in eine Verbindung bringen, die . . . ." —

Es ist wahr, Herrmann. Du hast supérieurement Recht. Aber das Glük deiner Söhne dachte ich, . . .

„Besteht in Liebe, in Güte, in Muth, in Redlichkeit. Vater, ich bin dadurch so glüklich geworden!"

Ja; aber ihr Stand!

„Wir lassen ihn fahren. Hat er Sie glüklich gemacht, mein Vater?" — Der Kammer-Direktor schwieg betrübt, weil er fühlte, daß Herrmann Recht hatte. Aber wie schwer ist es, die Fesseln nicht mehr zu ehren, welche die lange Gewohnheit uns heilig gemacht hat, auch wenn sie schon abgeworfen sind! Herrmann sagte: „die grosse Welt ist ein schmales schlüpfriges Brett über einem tiefen Abgrunde, wo uns keine Hand anfaßt, wo niemand neben uns geht, wo jeder seinen Vordermann nur hinabzustossen sucht und von seinem Hintermanne dasselbe fürchten muß." Recht, sagte der Kammer-Direktor: ein superber Vergleich! Aber dennoch hätte er alle seine Enkel auf dieses schmale, schlüpfrige Brett geführt, wenn es nach seinen dunkeln Empfindungen gegangen wäre.

Er schüttelte oft den Kopf, wenn Herrmann so vertraut mit seinen Kindern umging; denn er meinte, da müsse ein Vater ja alle Autorität verlieren. Aber mit Verwunderung sah er, welchen Gehorsam die Kinder ihren Eltern bewiesen. Nur ein Wunsch von Herrmann oder Emilien; und die Kinder brachten die schwersten Opfer.

Der Kammer-Direktor lernte endlich, daß Liebe mehr ist, als Geschliffenheit der Sitten, die er zu dem einzigen Principe bei der Erziehung gemacht hatte. Zu seinem grossen Erstaunen, machte er endlich einmal auch die Entdeckung, daß alle Kinder fertig Französisch sprachen. Er wollte, als er schon über acht Wochen im Hause war, seinem Sohn etwas sagen, das die Kinder nicht hören sollten; Herrmann aber fragte schnell seine jüngste Tochter etwas auf französisch, und das Kind antwortete richtig. Erstaunlich! sagte der Kammer-Direktor; man kann ja ein Jahr lang hier seyn, und weiß noch nicht, wie unterrichtet deine Kinder sind! Herrmann erzählte ihm nun, wie er seine Kinder erzogen und gebildet habe. Sein Vater schüttelte zuweilen den Kopf, und wagte doch einige Einwürfe, die von dem Glücke der Kinder hergenommen waren. „Glüklich, mein Vater," sagte Herrmann, „kann ich meine Kinder nun einmal nicht machen; denn sie schwimmen, wie alle Menschen, mitten in dem Strome der menschlichen Thorheiten, Vergehungen und Schik-

sale. Ich kenne ihre Zukunft nicht, und würde also, wenn ich für sie wählte, nie wissen, ob ich ihr Unglük oder ihr Glük gewählt hätte. Was ich thun konnte, habe ich gethan: ich habe sie Geduld und Ergebung gelehrt. Meine Kinder wissen, daß die Thränenquelle und die Quelle des feinsten menschlichen Vergnügens, das Auge, Nachbaren sind. Es wird sie nicht befremden, wenn sie nicht glüklich werden. Indeß hab ich sie gelehrt, gleichgültig gegen Rang und Gold zu seyn, damit sie den Mangel daran nicht fühlen." (Der Alte seufzte hier laut.) „Das ist Alles, was ich für ihr Leben gethan habe."

Mich dünkt, mein Sohn, das ist zu wenig für ihre Bestimmung. Vergieb . . .

„Für ihre Bestimmung, mein Vater?" unterbrach ihn Herrmann begeistert: „dafür habe ich unablässig gearbeitet."

Und was nennst du denn ihre Bestimmung? Es ist mir lieb, daß wir einmal auf dieses Kapitel kommen, mein Sohn. Ich lerne von dir immer.

„Ihre Bestimmung ist die Bestimmung aller Menschen: den Forderungen ihrer Vernunft genug zu thun. Ich habe den heiligen Glauben an Gott, den ihnen die Natur gab, geleitet; ich

habe ihnen gezeigt, wie unser sittliches Gefühl uns eine neue Welt, die Ewigkeit, die Seligkeit, eröffnet; ich habe ihr Leben für die Tugend begeistert. Unbekümmert um die Folgen für sie selbst, für ihr Glük, für ihr Fortkommen; lehrte ich sie nur diesen Glauben an Gott, an die Ewigkeit, an sich selbst festhalten. Nein, mein Vater, ich darf nicht fürchten, daß eins von meinen Kindern seine Bestimmung verfehlen wird. Sie können arm, verachtet, verfolgt, verspottet werden, aber nie unglüklich; nie lasterhaft; sie können vielleicht vor Menschen zittern müssen, aber nie vor sich selbst, vor dem Tode und vor Gott; sie können vielleicht den Glauben an die Freundschaft verlieren — o, Gott behüte sie davor! — aber nie werden sie aufhören, den Menschen zu lieben und ihm wohlzuthun, weil das ihre Pflicht ist. Dieses Leben kann für eine finstre Mitternacht voll Seufzer und Jammers werden; aber der Strahl der Ewigkeit, der das feste Herz mit der zweifelnden Vernunft vereinigt, wird ihnen nie erlöschen; ich habe sie gelehrt, für ihre Pflicht Ehre, Vermögen, Liebe, Freundschaft, selbst das Leben aufzuopfern, und Gott zu vertrauen, wenn die Erde unter ihnen in Trümmer bricht. O" sagte Herrmann in hoher Begeisterung; „o mein Vater! welch ein Elend wäre das Leben für den denkenden Menschen ohne den Glauben an die Tugend!" Darauf ließ sich nichts sagen, so gern der Vater auch noch von der bürgerlichen Bestimmung der

Kinder

Kinder geredet hätte. Sehr charmant, mein Sohn, sagte er; sogar erhaben! Freilich kann man, leider, bei solchen Grundsätzen dennoch unglüklich seyn.

„Aber ohne diese Grundsätze, mein Vater, ist man kein wahrer Mensch.“ Der Vater verstand das nicht, und schüttelte den Kopf.

Leider bekam Herrmann bald Gelegenheit, diese Grundsätze an seinen Zöglingen zu prüfen. Herr Castran hatte wirklich Umgang mit einigen Adeligen, die sich über seine Sehnsucht nach einem Aemtchen in der Residenz lustig machten. Unter andern besuchte er zuweilen einen Herrn von Dornau, auf einem Landgut in der Nähe. Dornau, ein junger, lustiger Mann, der als Lieutenant seinen Abschied vom Militär genommen, um sein ererbtes, sehr ansehnliches Gut selbst zu bewirthschaften, hatte auf dem Lande grosse lange Weile, und Herr Castran, mit dem sich tausend Spässe treiben liessen, kam ihm also wie gerufen. Ueberhaupt sah er viel Gesellschaft, und, da er unverheirathet war, fast immer nur junge Leute. Auch der junge Herr von Hochfeld, Sohn des Jugendfreundes von Herrmann, gehörte zu seinen Bekannten. Als dieser einmal bei Dornau war, erzählte man von dem närrischen Floßverwalter Castran, von seinem Prahlen mit vornehmen Bekannten, und von seinen Prophezeiungen, daß in

Kurzem das System am Hofe sich ändern werde. Hochfeld wollte nicht glauben, daß es einen so seltsamen Menschen geben könne; man versicherte das aber mit Betheurungen, und erzählte so viele lächerliche Anekdoten von dem Floßverwalter, daß Hochfeld endlich Lust bekam, ihn kennen zu lernen. Das Städtchen, wo Castran wohnte, lag nur eine Meile von der Landstrasse; und diesen kleinen Umweg wollte Hochfeld gern machen, um ein solches Original zu sehen. Dornau schrieb nun einen Brief an Castran, worin er sagte: „ich gebe Ihnen Gelegenheit, Ihr Glük zu poussiren. Der Ueberbringer dieses Briefes ist der Sekretair und die rechte Hand des Ministers. Da er über Ihr Städtchen geht, so bat ich ihn, diesen Brief mitzunehmen, um Sie mit ihm bekannt zu machen," u. s. w.

Mit diesem Briefe reiste Hochfeld nach dem Städtchen ab. Er traf den Helden der Posse nicht, aber dagegen seine Tochter. „Mein Vater," sagte Sophie, „kann nicht lange ausbleiben. Müssen Sie ihn selbst sprechen, so bitte ich Sie, ein Weilchen hier zu verziehen." Hochfeld that das mit Vergnügen; denn er befand sich hier sehr wohl. Er fing ein Gespräch mit dem schönen Mädchen an; — und ein so grosser Thor der Vater auch seyn mochte, die Tochter war desto verständiger. Seine Versuche, das Gespräch in einen scherzhaften Ton zu bringen, gelangen nicht. So-

phie war sehr artig, sehr gütig, doch immer sehr ernsthaft. Ihr Vater, sagte Hochfeld, ist sehr dreist, daß er Sie so ganz allein läßt. Sophie verstand ihn nicht, und fragte: „wie so?" Er machte ihr nun ein Kompliment über ihre Schönheit, und hoffte, daß dadurch ihr Gesicht freundlicher werden sollte. Es blieb aber völlig unverändert, so daß er den Muth verlor, auf diesem Wege fortzugehen. Er sprach nun von der schönen Gegend rings um das Städtchen her; und, was Sophie erwiederte, zeigte deutlich, wie fein sie fühlte.

Herr Castran kam noch immer nicht; gegen Abend schikte er einen Holzknecht, und ließ sagen, daß er diese Nacht ausbleiben würde. Hochfeld erröthete, als er das hörte. Sophie stand auf, und sagte: „ich bedaure, daß Sie so lange haben vergebens warten müssen. Darf ich Sie bitten, Ihren Auftrag an meinen Vater durch mich bestellen zu lassen?" Hochfeld entschuldigte sich, daß er dieses Anerbieten ablehnen müsse; und dann äusserte er: es sey schon spät, er werde wohl schwerlich noch die Stadt, wohin er heute gewollt habe, erreichen. — Er rechnete halb und halb darauf, das schöne Mädchen würde ihn bitten, die Nacht zu bleiben. Das that Sophie auch wirklich, nur mit dem Zusatze: der Inspektor Lange, oder der Prediger Mühlenberg, ihre Freunde, würden gern für sie die Pflicht der Gast-

freundschaft ausüben. Nun wollte Hochfeld niemanden belästigen. Er blieb noch eine halbe Stunde, versprach ein ander Mal wiederzukommen, und empfahl sich. Anstatt aber in die Residenz zu reiten, ritt er, in süssen Träumen über das schöne Mädchen, das er verlassen hatte, wieder zu Dornau.

Hochfeld hatte die gewöhnliche Erziehung eines jungen Menschen von Stande erhalten. Sein Vater vergaß auf der höchsten Stufe der Ehre (er war Minister und Liebling des Fürsten) die Tugend nie gänzlich; ja, bei dem Anblicke seines Sohnes dachte er oft mit Vergnügen an alle Plane, die er und sein Freund Lange ehemals über die Erziehung ihrer Kinder entworfen hatten. Indeß, je älter er wurde, desto abentheuerlicher, desto übermenschlicher schienen ihm die Grundsätze seines gewesenen Freundes. Er bildete daher seinen Sohn zu einem feinen Weltmanne, der Tugenden bedürfe, um glüklich zu leben: Redlichkeit, um Vertrauen zu erregen; Großmuth, um geachtet zu seyn; Güte, um geliebt zu werden; Feinheit, um seine Absichten durchsetzen zu können; und Muth, um sich gefürchtet zu machen. Der junge Hochfeld war, bei seinen guten Anlagen, und bei einer, zwar nur nach diesem Plane berechneten, aber sehr gedachten und sorgfältigen Erziehung, ein sehr artiger, verständiger, und sogar tugendhafter Jüngling geworden, und galt für das Mu-

ster aller jungen Leute aus grossen Familien. Er hatte mannichfaltige und mehr als oberflächliche Kenntnisse, sprach sehr gut, und zeigte die feinste Politur der Sitten. Ob er gleich im höchsten Ueberflusse erzogen war, und ob es ihm gleich bei vielen müßigen Stunden, auch nicht an mancherlei Reitzungen fehlte, so schweifte er dennoch nicht aus. Sein Vatter hatte ihm in mehr als Einer Unterredung die Folgen der Liederlichkeit für Körper und Geist so lebhaft geschildert, und ihm so frühzeitig Sinn für wahre Schönheit beigebracht, daß er sicher seyn konnte, sein Sohn werde sich nie in die Arme eines verächtlichen Weibes werfen. Und ein unschuldiges Mädchen, mein Sohn? wie könntest du das verführen! sagte der Vater. Von Stande, oder aus einer angesehenen Bürger-Familie? Eine solche Handlung machte dich vielleicht auf dein ganzes Leben unglüklich. Und wie könntest du so hart seyn, die Unschuld eines guten, einfachen Mädchens von geringem Stande zu vernichten, dessen Unschuld, dessen fleckenlose Tugend vielleicht der Trost der armen Eltern, der Stolz der ganzen unglüklichen Familie ist! Die unteren Stände haben so wenig, oft nur den Stolz auf ihre Rechtschaffenheit. Ich glaube nicht, mein Sohn, daß du den kränken würdest, da er doch so edel ist.

So verwies Hochfeld seinen Sohn immer auf die Folgen einer Handlung. Er sprach das Mit-

leiden, den Stolz oder die Klugheit seines Sohnes für die Unschuld an: nie ihn selbst. Herrmann erzog anders: auch er sprach wohl von den Folgen; doch immer ging er von dem Grundsatze aus: „es ist recht, es ist Pflicht, so zu handeln! Wenn du deiner Vernunft nicht Gehör giebst, so beleidigst du dich selbst, und deine Würde als Mensch. Du bist ein Thier, wenn du nicht über die Empfindungen der Sinnlichkeit wachst, und ein Teufel, wenn du die Ruhe eines Menschen für deinen Genuß wagst, auch wenn keine Thräne darüber flösse, auch wenn am Ende Wohl und Glük daraus entspränge."

Noch nie hatte ein Mädchen auf den jungen Hochfeld solchen Eindruk gemacht, wie die schöne Sophie Castran. Die edle Figur, der königliche Gang, das schöne Oval des Gesichtes, die grossen blauen Augen, mit den dunkeln Augenbraunen umzogen, das lieblich holde Morgenroth auf den weissen Wangen, der blendende Hals, die runden Arme: das Alles stand immer vor seiner Seele; und doch war es so gut wie nichts gegen das Leben, das dieses schöne Gesicht beim Sprechen bekam, gegen den heitern Himmel, den ein Lächeln über dieses Gesicht verbreitete, gegen die fromme Unschuld, die aus den Augen strahlte, gegen die höhere Röthe, welche die Erzählung einer edlen That auf die Wangen goß. Und zu dem Allen

nun dieser silberreine, liebliche Ton der Stimme, diese Unschuld, diese Grazie in jeder Bewegung!

Es schien dem jungen Hochfeld, als hätte er erst heute gelernt, was Schönheit sey. Er kehrte zu Dornau zurük, nicht in Gedanken, sondern nur in dem Nachgenusse seiner angenehmen Empfindungen; aber doch war der Entschluß schon da, das Mädchen wiederzusehen: denn er fühlte, der Umgang mit diesem holden Geschöpfe sey die größte Freude des Lebens. Bei Dornau gab er einen Vorwand zu seiner Rükkehr an. Daß er Herrn Castran nicht zu Hause gefunden habe, sagte er ganz kalt, ohne seine Tochter zu erwähnen.

Am folgenden Morgen kam Castran selbst zu Dornau. Schon unten hatte er von den Domestiken erfahren, daß der Englische Gesandte, ein junger Mann, da sey; und er trat nun, vor Erwartung glühend, in das Zimmer. Kaum wurde ihm Hochfeld präsentirt, so bat er sehr unterthänig um dessen Protektion. Dornau und seine Freunde empfahlen ihn dringend dem angeblichen Gesandten, der am Hofe vermittelst seines Postens grossen Einfluß habe. Sie schlugen allerlei Chargen vor, die Castran bekleiden könne, und wunderten sich, daß Hochfeld so wenig in ihren Spaß mit einstimmte, sondern sich ernst und artig gegen den Verspotteten betrug. Castran wurde aber nun desto närrischer; die Würde in dem Betragen des

Gesandten entlokte ihm neue Versicherungen seiner Ehrfurcht. Die Andern drangen in Hochfeld, er sollte ihrem Klienten auf der Stelle Hoffnung zu einer Versorgung in der Residenz machen. Castran sprang wie unsinnig in dem Zimmer umher, und sagte: es kann nicht fehlen, wenn Ew. Excellenz nur wollen; mein Glük ist dann gemacht. Hochfeld blieb einsylbig; und das gab am Ende der Scene noch mehr Leben. Man fing nun an, dem Gesandten Castrans Verdienste herzurechnen, und seine vornehmen Bekannten zu nennen. Dornau brachte einen Adreßkalender, und sagte: Mylord, hier können Sie die Bekannten unsers Herrn Castran auf Einmal übersehen. Hochfeld sagte dem Manne ein Paar artige Worte. Die Herren, sezte er hinzu, sind, wie Sie sehen, Spottvögel, die mich und Sie zum Besten haben; wir wollen ihnen aber nicht den Gefallen thun, uns ihnen zum Lachen zu geben.

Dem jungen Hochfeld lag gar nichts daran, den närrischen Castran zu necken, seitdem er dessen Tochter kannte; allein so war bei dem nicht abzukommen. Durch Hochfelds politisches Verfahren, nicht Ja, nicht Nein zu sagen, wurde er vollkommen überzeugt, daß er einen Mann von Bedeutung vor sich habe. Endlich bat er die andern Herren, ob sie ihn nicht einmal mit Mylord allein lassen wollten. Sie gingen nun in ein Nebenzimmer; Hochfeld aber nahm den seltsamen

Mann bei der Hand, und führte ihn in den Garten, um nicht behorcht zu werden.

Hier trug nun Castran seine Bitte um Beförderung noch einmal flehentlich und mit nassen Augen vor. Hochfeld, der immer nur den Vater der schönen Sophie in ihm sah, wollte ihn auf eine gute Art von seiner Thorheit zurückbringen, und sagte: lieber Herr Castran, Ihr Wunsch verleitet sie zu Dingen, die in der That nicht gut sind. Betrachten Sie mich doch! Sehe ich denn wohl wie ein Gesandter aus? Und — würde denn ein Engländer so richtig Deutsch sprechen, wie ich? — Ihre Nation, Mylord, sagte Castran schnell, schäzt die Verdienste nicht nach Jahren. Und Ihr Deutschsprechen? Nun, Sie können ja wohl in Hannover erzogen worden seyn.

Hochfeld bestärkte, ohne es zu wollen, den Thoren noch mehr in seinem Glauben. Endlich sagte er: nun, wir wollen sehen, Herr Castran! und fing ein andres Gespräch an. Er fragte: „haben Sie denn Familie?"

Eine Tochter, Mylord. Verwandte gar nicht, ausser in Frankreich; denn ich muß die Ehre haben, Ihnen zu sagen, . . .

„Aber Ihre Tochter ginge vielleicht nicht gern mit in die Residenz, und da würden Sie am

Ende doch wohl lieber bleiben wollen, wo Sie sind!"

Nur ein Aemtchen in der Residenz, Mylord, ein kleines Aemtchen! Meine Tochter geht gewiß mit. Gott weiß, ich thu' es ja halb um meiner Tochter willen. Wer kann sie in dem elenden Städtchen kennen lernen? Zuweilen kommen freilich junge Leute von Stande; denn ich habe eine ausgebreitete Bekanntschaft, Mylord. So ist noch gestern ein junger Edelmann in meinem Hause gewesen, und hat von zwei Uhr bis sechs bei meiner Tochter gesessen, um mich abzuwarten. Er hat einen Brief in einer wichtigen Sache an mich gehabt. Aber in der Residenz liesse sich doch eher etwas für meine Tochter finden.

„Freilich, Herr Castran; freilich! Nun denn, um Ihrer Tochter willen. Was hätten Sie denn gern für ein Aemtchen?"

Was es für eins seyn mag, gleich viel. Es ist mir nur um die Ehre zu thun, nur um die Ehre. Freilich ein wenig Brod muß dabei seyn. — Hochfeld bat ihn noch zulezt sehr ernsthaft: erwähnen Sie gegen die andern Herren nichts von dieser ganzen Unterredung. Ich sage Ihnen, es sind Spottvögel, und ich meine es gut mit Ihnen.

Hochfeld wiederholte so oft, daß die Herren

Spottvögel wären, bis Castran sich endlich wenigstens so stellte, als ob er es glaubte. Nun aber gab Hochfeld dem Manne sein Wort, daß er alle Mühe anwenden wolle, ihn in die Residenz zu bringen, doch unter der Bedingung eines gänzlichen Stillschweigens. Hochfeld scherzte nicht. Der arme Thor spielte ihm seine schöne Tochter so gutwillig in die Hand, daß die ganze Begebenheit mit Anfang, Mitte und Ende schon durch seine Phantasie flog. Er sah Sophien schon in der Stadt als seine Freundin, und sich als den Beschützer, den Wohlthäter der Familie.

•

Hochfeld ging wieder mit Herrn Castran zu der Gesellschaft. Man bemerkte den stolzen Blik des Floßverwalters, zog ihn auf die Seite, und suchte ihn auszufragen. Er lächelte aber zufrieden, und legte den Finger auf den Mund. Castran empfahl sich endlich, nachdem er mit dem Herrn von Dornau auf den dritten Tag einen Besuch bei einem benachbarten Edelmanne verabredet hatte. Man fand nun die Posse mit Castran nicht derb genug, und konnte nicht begreifen, warum Hochfeld den Thoren so bestimmt in seinen Schuz nahm. Dieser erkundigte sich sehr fein bei Dornau, ob der Besuch auf den dritten Tag mit Castran gewiß wäre; und es wurde ihm versichert. Er blieb nun noch zwei Tage. Am dritten, als Dornau nach dem Städtchen fuhr, um Castran abzuholen, machte auch Hochfeld sich auf; allein nach einem

Umwege von einer Stunde, ritt er langsam auf das Städtchen zu, Castrans Tochter zu besuchen. Seinen Bedienten ließ er mit den Pferden in dem nächsten Dorfe, und ging zu Fuß in das Städtchen.

Castran kam an dem Abend, da der Englische Gesandte ihm seine Protektion versprochen hatte, sehr glüklich zu Hause. Er ging gravitätisch im Zimmer auf und ab, und lächelte zuweilen sehr freundlich. Als Sophie nicht fragte, fing er an: wenn ich nicht versprochen hätte, zu schweigen, so könnte ich dir etwas Neues sagen, meine Tochter.

Sophie nähete fort. Nun holte er den Adreßkalender, und fand keinen Englischen Gesandten darin. Was, in aller Welt! rief er aus. Ich wollte wohl wetten, es wäre eine Heirath mit unsrer Prinzessin im Werke, liebe Sophie! Und die Prinzessin geht über Meer! — „Das ist wohl möglich, lieber Vater." — Möglich? Es ist wirklich, liebe Tochter! Ich habe den Englischen Gesandten gesehen. Mylord . . . hm! die fatalen Nahmen! Und da wird es in der Residenz Féten geben! Ich möchte dann wohl schon da seyn, Sophie. Es soll mich wundern, ob meine Freunde durchdringen werden. Ich wollte viel darauf wetten!

Sophie blieb sehr ruhig bei ihrem Nähen;

denn alle vier Wochen wettete ihr Vater einmal auf eine Amtsveränderung. Sie ließ ihn reden, und sagte weiter nichts, als daß sie sich sehr glüklich schäzen würde, wenn er endlich einmal seinen sehnlichen Wunsch erreichte.

Wenn ich nur reden dürfte, liebe Tochter; nur dieses einzige Mal! Aber die Zunge ist mir gebunden. Nun, nun! In Kurzem wirst du sehen!

Herr Castran erzählte wirklich weiter. Zwar machte es ihm grosse Qual, daß er sein Geheimniß bei sich behielt; er wollte aber von seiner Tochter bewundert werden. Sophie bewunderte ihn nicht, und schien seinen Heroismus nicht einmal zu bemerken. Ich weiß, sagte er vor sich, als sie hinausgegangen war, ich weiß, daß sie vor Neugierde stirbt; aber Castran kann schweigen!

Am folgenden Morgen machte er es auf dem Holzplatze mit dem Inspektor ungefähr eben so. Er erzählte von Mylord . . . hm! hm! . . . die verwünschten Nahmen! — Er ahnete seine nahe Beförderung, brach dann politisch ab, und schwieg, fing aber diesen Morgen noch sehr oft an von einem Mylord zu sprechen. „Da haben sie dem armen Thoren," dachte Herrmann, „wieder einen Lord als den Strahl der Hoffnung aufgestellt! Wenn ich etwas zu sagen hätte, mein

Herr Castran sollte doch noch in die Residenz, ehe er stürbe."

An dem verabredeten Morgen fuhr Herr Castran mit Dornau weg. Sophie aber ließ sich, wie jedes Mal wenn ihr Vater abgeholt wurde, nicht sehen. Eine Stunde nachher kam Hochfeld, und fragte nach Herrn Castran. Sophie erröthete, und war ein wenig mißvergnügt; denn so eben hatte sie zu Langens gehen wollen. Sie sagte dem Fremden: ihr Vater sey ausgefahren, und werde erst nach Tische wiederkommen. Der Fremde schien etwas zu bedenken. Endlich sagte er lächelnd: mich muß doch immer das Unglük treffen, Ihnen lästig zu werden. Aber, da mein Weg ziemlich weit, meine Zeit beschränkt und die Sache selbst nothwendig ist, so — muß ich Sie in der That bitten, mir zu erlauben, daß ich Ihren Herrn Vater hier erwarten darf. Ich würde das nicht thun, wenn es nicht im Wirthshause so äusserst unangenehm wäre, oder, wenn ich hier nur irgend einen Bekannten hätte. Er sagte das so artig, so bescheiden, daß Sophie ihm seine Bitte nicht geradezu abschlagen konnte; doch bot sie ihm an, ihn mit der Familie des Inspektors Lange bekannt zu machen. Er lächelte verlegen, und sagte: ich bedaure Sie, Mamsell, aber mich noch mehr, wenn ich Sie von einem Besuche abhalte, der Ihnen vielleicht tausendmal lieber ist, als die Gesellschaft eines Fremden, den Sie freilich durch

Ihre neuliche Gastfreundschaft zu der größten Dankbarkeit verpflichtet haben. Ich muß Ihren Herrn Vater in einer Angelegenheit sprechen, die für ihn wichtig seyn kann. Mir aber ist es nothwendig, unbekannt zu bleiben. Das klingt geheimnißvoll, Mamsell, und — ist eine Art von Unbescheidenheit; ich kann ihr aber schlechterdings nicht entgehen. In der That, ich leide bei dieser Unbehülflichkeit der Umstände mehr, als Sie.

Sehr freundlich über den verbindlichen Ton des Fremden, sagte Sophie gütig: „ich leide nicht so sehr durch die Unbehülflichkeit der Umstände, als durch meine eigene Unbeholfenheit, Ihnen die Zeit zu verkürzen.“ Der Fremde verbeugte sich höflich. Da er in einer Angelegenheit ihres Vaters gekommen war, so glaubte sie, bei ihm bleiben zu müssen, und, da er nicht gesehen seyn wollte, freilich auch ohne andre Gesellschaft.

Der Fremde fing an: ich bemerkte neulich an Ihrer Verlegenheit, die Sie so gütig zu verbergen suchten, daß ich Sie störte; darum kam ich heute so früh, schon Vormittags, um Ihren Herrn Vater gewiß nicht zu verfehlen: und nun bin ich doch wieder in derselben Besorgniß, Mademoiselle.

Sophie wurde freundlicher, um dem Fremden ihre jetzige, wirklich nicht geringe Verlegenheit zu

verbergen. Hochfeld war entschlossen, den ganzen Tag in der Gesellschaft des liebenswürdigen Mädchens, das er wirklich hochachtete, allein zuzubringen, um es noch näher kennen zu lernen. Er hatte seinen Plan sehr fein angelegt, und sich zu seiner Rolle vorbereitet. Weil er fühlte, daß es sehr schwer seyn würde, das Gespräch mit Sophien unterhaltend genug zu machen, so glaubte er, gleich Anfangs ihre Phantasie in Bewegung setzen zu müssen, damit sie nicht ihn allein sprechen liesse oder sich auf blosse Antworten einschränkte. Er wußte eine sehr anziehende und rührende Anekdote aus einem Dorfe nahe bei der Residenz, wo ein Bauer seine zärtliche, lange verfolgte und endlich über alle Hindernisse triumphirende Liebe aufgeopfert hatte, um seine Eltern zu retten. Diese nicht erfundene Anekdote erzählte er, da er vorbereitet war, mit vieler Kunst. Es gelang ihm, Sophien zu interessiren und durch die Schilderung von der wehmüthigen Freude der geretteten Eltern über den dankbaren Sohn Thränen in ihre Augen zu locken. Nun hörte, wie er erwartet hatte, das Fremde bei Sophien auf; die Unterredung verlor das Aengstliche, das Gesuchte, und wurde natürlicher.

Als er sah, in welche grosse Bewegung das Mädchen gerieth, wollte er das Gespräch im Allgemeinen auf die Liebe lenken; das gelang ihm aber nicht. Sophie antwortete jezt gerade nur

so

so viel, als die Höflichkeit erforderte. Er merkte das, und änderte schnell den Gegenstand des Gespräches; um es doch aber nicht ganz auf einmal abzubrechen, leitete er es auf die Liebe der Eltern und der Kinder. Jezt sprach Sophie gern mit, und Hochfeld staunte über die reine Bildung ihres Verstandes.

Er erklärte die Elternliebe für einen Instinkt der lebendigen Natur, und meinte: die Thiere wären darin den Menschen gleich; nur mit dem Unterschiede, daß die Dauer dieses Triebes bei dem Menschen länger sey.

„Die Liebe der Eltern," erwiederte Sophie, „ist vielleicht bei den ersten Menschen ein Instinkt gewesen, und bei den ersten Generationen mußte sie ein bloß sinnlicher Instinkt seyn. Aber mich dünkt, sie sollte das nicht bleiben, wie nichts bei dem Menschen Instinkt bleiben durfte; sie sollte vernünftige Wahl, sie sollte Tugend werden. Es macht, glaube ich, den Unterschied zwischen Thier und Mensch, daß bei jenem alles Instinkt bleibt, und bei diesem alles zur Pflicht werden soll."

Sehr menschlich, sehr menschenehrend, Mademoiselle! Ich wünschte, der Beweis klänge eben so schön, wie dieser Saz.

„Wäre es sonst nicht leicht, auch jede andere

Tugend zu einem Naturtriebe zu machen? Der Hund, den ich füttere, ist dankbar; er vertheidigt mich muthig."

Sie wollen doch nicht den Ausspruch des menschlichen Stolzes für einen Beweis gelten lassen? Wenn das Thier die Tugenden hat — soll ich darum sagen: weil es sie hat, so ist meine Tugend etwas Andres? — Der Beweis also, daß unsre Tugenden nicht Instinkte sind?

Sophie bedachte sich ein wenig. „Ich fürchte," sagte sie dann," „ich werde das nicht gütlich ausdrücken, was ich denke. Das Thier fühlt den Trieb, und **muß** gehorchen; auch der Mensch fühlt ihn, kann ihm aber widerstehen. Der Hund kann, wenn ihn hungert, das Futter, das ich ihm hinsetze, nicht unangerührt lassen; ich aber kann mich mitten unter den wohlschmeckendsten Speisen zu Tode hungern. Der Hund ist dankbar, der Mensch **will** dankbar seyn; und da er von allen Menschen fordert, daß sie dankbar seyn sollen, so macht er die Dankbarkeit zu einer Pflicht, so erkennt er, daß sie von der Wahl des Menschen abhängt. Nicht so das Glük, die Gesundheit, und so weiter. Dies Alles **wünscht** er dem Menschengeschlechte; aber er **fordert** es nicht. Was wir nun Alle von Allen fordern, das, denk' ich, ist für alle Pflicht."

Hochfeld hatte noch viel einzuwenden; denn das waren seine Grundsätze gar nicht; doch konnte er sich nicht enthalten, das Mädchen zu bewundern, das die menschliche Tugend so schön vertheidigte. Als er noch ein wenig in diesem Kapitel fortgefahren war, merkte er, daß Sophie keine leichte Beute für einen Verführer seyn würde, und er wünschte sogar, sie nie gesehen zu haben. Indeß er das Gespräch noch fortsezte, kämpfte in seiner Seele der Entschluß, sie nicht wieder zu sehen, mit der Leidenschaft, welche der Anblik, das Gespräch des Mädchens immer mehr verstärkte.

Nun verließ ihn Sophie, um nach der Küche zu sehen. Sie kam spät wieder herein, und war viel einsylbiger als vorher. Hochfeld wollte sie in ein neues Gespräch verwickeln; sie blieb aber einsylbig und zurükhaltend. Er hatte sie wirklich durch seine Erzählung überrascht; sie war vertrauter mit ihm geworden, aber sie glaubte seyn zu dürfen: das hatte sie überlegt, und nun gab sie desto vorsichtiger auf sich Acht.

Hochfeld bewunderte die Grazie, mit der sie nun die kleinen Geschäfte des Tisches besorgte, die Reinlichkeit, die Ordnung, die in Allem herrschte. Es wurde nur Ein Gericht aufgetragen; aber nie hatte ihm eine Mahlzeit besser geschmekt. Gegen drei Uhr Nachmittags gerieth Sophie in sichtbare Verlegenheit; denn ihr Vater kam noch im-

mer nicht. Hochfeld sah nach der Uhr, und sagte: es wird spät. Kommt Ihr Herr Vater auch gewiß zurük?

„Ich fürchte jezt beinahe, nein," antwortete Sophie ängstlich. — Darf ich es wagen, sagte Hochfeld, Ihnen den Auftrag an Ihren Herrn Vater zu geben? Ich wollte Sie damit verschonen; aber da ich ihn nun einmal nicht sehen kann, so würde diese Delikatesse doch unzeitig seyn. Ihr Vater geht mit dem Wunsche, ein Amt in der Residenz zu haben, wohl ein wenig zu weit. Einige Spottvögel haben ihn zu dem Gegenstande einer Posse gewählt, die man auf seine Kosten spielen will. Ich kenne ihren Herrn Vater nicht; aber es schien mir, als lohnte es sich der Mühe, zweimal hieher zu gehen, um einen Mann, der nichts als einen zu lebhaften Wunsch hat, zu warnen. Er muß die Gesellschaft des Herrn von Dornau meiden. Sagen Sie ihm, daß der junge Mann, den er dort gesprochen hat, kein Engländer, noch weniger ein Gesandter, aber ein ehrlicher Mann ist. Er hat die Warnung desselben nicht geachtet; deshalb wiederhole ich sie. Ich wollte Ihnen diesen Auftrag gern ersparen; denn ich fühle, wie weh er Ihnen thun muß. Aber — jezt hoffe ich, Mademoiselle, Sie vergeben mir zwei verlorne Tage.

„O, mein Herr," sagte Sophie, gerührt

durch die Güte des Fremden: — „ich danke Ihnen von Herzen. Leider hat mein Vater diesen Wunsch, so glüklich er auch sonst hier ist." — Und würde er glüklicher seyn, fragte Hochfeld lächelnd, wenn sein Wunsch erfüllt würde? — Sophie wollte ihre wahre Meinung nicht äussern, und antwortete nur: „ich glaube, eine frohe Jugend macht ihm diesen Wunsch so reitzend." Hochfeld antwortete nichts darauf. Er küßte Sophien die Hand, und sagte nur noch: darf ich Ihren Herrn Vater durch Sie bitten lassen, daß er von dem heutigen Tage schweigt, und nur meine Warnung befolgt? — „O mein Herr," erwiederte Sophie dankbar lächelnd, „das ist ja das Wenigste, was wir thun können. Wir werden Ihre Güte, Ihre Menschlichkeit nie vergessen." Er beugte sich auf ihre Hand, küßte sie noch einmal, und ging.

Hochfeld fühlte Unruhe über seine Absicht, die er sich selbst nicht deutlicher entwickeln wollte. Aber das schöne Mädchen stand, wie fest gezaubert, vor seiner Seele. Für den Plan, den er am öftesten, auch gegen seinen Willen, dachte, war alles vortrefflich gelungen. Und wie leicht mußte es ihm nicht werden, dem armen Floßverwalter zu einem Amte in der Residenz zu helfen! Dann aber hatte er die liebenswürdige Sophie ganz in der Nähe. Er runzelte oft die Stirn über die schwarzen Gedanken, die aus dem Meere

seiner Empfindungen und Wünsche aufsteigen, und wohl hundertmal nahm er sich vor, das Mädchen zu vergessen; kaum war er aber wieder in der Residenz, so erkundigte er sich nach allen kleinen Bedienungen bei der Accise, und forschte nach den Kanälen, die Herrn Castran eine derselben verschaffen könnten.

Herr Castran war, als er zu Hause kam, ganz berauscht von der Ehre, die er heute genossen hatte. Seine Tochter erzählte ihm sehr schonend, was vorgegangen war. So wie er von dem Engländer hörte, gerieth er in grosse Verlegenheit. Endlich fragte er: wer war denn der Fremde? Vielleicht ein Mann von Einfluß, liebe Sophie. Ja, das muß er gewiß seyn! Hast du mich denn auch wohl seiner Protektion empfohlen? Ich gäbe mein Holz-Deputat darum, wenn ich zu Hause gewesen wäre! Denn, glaube nur, der hat Absichten! Wie wollte er sonst dazu kommen? Was für ein Kleid trug er denn? Hatte er einen Stern oder ein Kreuz auf der Brust?

Freilich war Herr Castran sehr beschämt; aber doch freuete er sich herzlich, daß ein Mann, den Sophie als höchst fein und gesittet beschrieb, so vielen Theil an ihm nahm. Er hielt nun seine Beförderung für ausgemacht; und dieses Mal täuschte ihn seine Hoffnung wirklich nicht.

Hochfeld, der die schöne Sophie nicht vergessen konnte, wurde mit jedem Tage gegen seine besseren Entschlüsse schwächer. Warum soll ich, dachte er, nicht den sehnlichen Wunsch des armen Mannes erfüllen? warum mir nicht den Umgang mit einem Mädchen verschaffen, das wahrlich Verstand genug hat, alle Netze, die ich ihm legen wollte, zu zerreissen? Die Freundschaft dieses interessanten, geistreichen Geschöpfes würde mich sogar weiter bilden. Sagt nicht mein Vater selbst, der Umgang mit einem tugendhaften Weibe sey die beste Schule für das Ehrgefühl, die Sitten und den Geist?

Er bat den Oberschazrath, der seinem Vater viel verdankte, um eine Stelle bei der Accise für den Floßverwalter Castran, und es fehlte ihm nicht an einem sehr scheinbaren Grunde, warum er sich für diesen Mann verwende. Der Oberschazrath freuete sich, dem Sohne seines Beschützers eine Gefälligkeit erzeigen zu können. Ohne daß Castran ein Wort davon wußte, wurde eine Bittschrift für ihn aufgesezt, und der Oberschazrath unterstüzte sie mit vielem Eifer. Es gelang. Auf einmal bekam Castran die Zusicherung der Inspektor-Stelle bei der Accise, um die er nachgesucht hatte; auch wurde die Zeit bestimmt, wann er sein Amt antreten sollte.

Es ist unmöglich, den neuen Inspektor in

dem Augenblicke, da endlich sein lange genährter Wunsch erfüllt wurde, lebhaft genug zu schildern. So wie er den grossen Brief mit dem fürstlichen Siegel in den Händen hatte, zitterte er, wurde vor Erwartung und Angst bald bleich, bald roth, konnte das Siegel kaum ablösen, fühlte sich, als er die ersten Zeilen gelesen hatte, durch das freudige Schrecken an allen Gliedern gelähmt, bekam dann auf einmal wieder Leben, warf einen triumphirenden Blik auf seine Tochter, die ängstlich aufgesprungen war, und rief ihr, umher hüpfend, zu: Gott sey Dank! es ist richtig! Nun will ich auch mein Leben lassen für das hohe fürstliche Haus! Ich bin Accise-Inspektor! Auf einmal ging er mit dem Briefe in der Hand ohne Hut aus dem Zimmer, rief draussen der Magd entgegen: ich bin Inspektor; Se. Durchlaucht haben selbst an mich geschrieben! eilte zu Herrmann, nannte ihn ganz ausser Athem: Herr Kollege! reichte ihm den Brief hin, und gab, während daß Herrmann las, Emilien die heiligsten Versicherungen, daß er sich ihrer annehmen wolle. Jezt, meine theure, gnädige Frau, sagte er: jezt sorge ich nicht. Ich wollte, ich wäre erst zwanzig Jahre alt, bloß, um noch recht zu steigen und Ihnen zu helfen!

Herrmann las mit Kopfschütteln, und fragte: „wie ist denn das zugegangen, Herr Castran?" — Wie es zugegangen ist? Sehen Sie, lieber Herr

Kollege — Gott weiß, ich nenne Sie von Herzen so! — da traf ich neulich bei Dornau den Englischen Gesandten. Ich ließ mich mit dem Manne ein. Wir gefielen einander gleich auf den ersten Blick, wie Kinder, Herr Kollege. Ich klage; und er fragt, was für eine Stelle ich gern haben möchte. Bei der Accise, Mylord, antwort' ich. Wie die Engländer nun sind — er nikt mit dem Kopfe, sagt nicht Ja, nicht Nein, drükt mir die Hand, und geht. Ich denke, es ist alles vorbei; aber diesen Morgen kommt der Brief. Haben Sie gesehen, daß ihn der Fürst selbst unterschrieben hat? — Herrmann schüttelte den Kopf mehr, besah das Siegel, verglich die Unterschrift mit andern, und sagte endlich lachend: „ich fange in der That an zu glauben, daß es richtig ist." Dadurch hätte Herr Castran sich beinahe beleidigt gefunden. Er nahm nun schnell seinen Brief, lief von Haus zu Haus, versicherte jeden Einwohner des Städtchens, den er kannte, seiner Freundschaft, zeigte ihm die Unterschrift des Fürsten, und suchte die Meinung zu erregen, als habe der Fürst ihm eigenhändig gemeldet, daß er wieder in Gnaden sey.

Herrmann konnte nicht länger zweifeln, als er am folgenden Tage von der Kammer die Nachricht bekam, daß in die Stelle des nunmehrigen Accise-Inspektors Castran, Der und Der (ein Bedienter des Kammerpräsidenten) als Floßverwalter käme.

Er sagte lachend: „nun behaupte noch jemand, daß etwas unmöglich sey! Jezt, da Castran an die Reihe gekommen ist, darf auch die Tugend und das stille Verdienst wohl hoffen; denn was hat dieser in Ungnade gefallene und nun wieder begnadigte Tanzmeister vor der stillen und bescheidenen Tugend voraus, wodurch sich seine Beförderung erklären liesse? Gar nichts. Hätte er Anverwandten, so wollte ich schweigen; aber er hat ja die Ehre, von einem Großvater abzustammen, der einer Ehrensache wegen aus Frankreich geflohen ist. Wäre er ein Kuppler, ein Auflaurer, oder sonst etwas Arges (denn daß er zu dem allen die Anlage hat, weiß man ja doch in der Residenz nicht), so dürfte ich mich über den Minister nicht wundern, daß er thut, was kein Mensch begreift. Was hat denn nun den Tanzmeister befördert? Sonst nichts, als was auch die arme vergessene Tugend für sich hat: er bildete sich immer ein, endlich einmal müsse die Reihe an ihn kommen; und es geschieht. Das thut auch die Tugend. Wer will mir nun wehren, zu sagen: was Einmal geschieht, kann oft geschehen, kann sogar Mode werden!"

Die Base Elisabeth hatte aufmerksam zugehört, um zu erfahren, wie es mit dem Wunder zugegangen sey; aber sie begriff Herrmanns Rede nicht. Sollte etwa Sophie . . . ? hob sie an. Herrmann erschrak; ihm fiel der junge Mensch ein,

von dem Sophie erzählt hatte. Er sah finster zu Boden, sann nach, und entschloß sich, morgen, wenn er erst wieder ganz ruhig wäre, mit dem Liebling seines Herzens zu sprechen. Bei Sophien wurde ihm das Räthsel aufgelös't. Dornau war ein Anverwandter des Oberschazrathes und Accise-Direktors. Er erfuhr Herrn Castrans Beförderung kaum, so ließ er ihn zu sich bitten; und da Castran die Mittelspersonen, die sein Glük gemacht hatten, nicht angeben konnte, so nahm Dornau die Ehre über sich. Ich habe Sie, sagte er, meinen Verwandten so oft und so nachdrüklich empfohlen, daß ich endlich durchgedrungen bin. Sehen Sie hier! ein Brief von meinem Vetter, dem Oberschazrath. Ich bedaure nur, daß ich Ihnen weiter nichts als die Unterschrift zeigen kann.

Der neue Accise-Inspektor bezeugte seinem Gönner die lebhafteste Dankbarkeit, und eilte nun, so geschwind er konnte, nach Hause. Er erzählte seiner Tochter ganz aufrichtig, was ihm der Herr von Dornau gesagt hatte, und sezte hinzu: ich habe den Brief des Oberschazrathes selbst gelesen. Indeß bat er sie, es doch nur bei dem Englischen Gesandten zu lassen, damit er nicht zum Lügner würde. Sophie wollte, obgleich keine Unwahrheit sagen, doch wenigstens schweigen; Herrmann fragte aber so ernst und feierlich, daß sie ihm nichts verhehlen konnte. Seine Miene wurde nun wieder heiter, und er sagte ihr nichts von seiner Be-

sorgniß, daß vielleicht ihre Schönheit ihren Vater befördert habe.

Jezt mußte Herrmann an die nahe Trennung denken. Er machte Sophien den Antrag, in seinem Hause zu bleiben. Sie schlug die Augen nieder, und sagte betrübt: mein Vater ist alt, und fängt an schwach zu werden. Wer sollte ihn verpflegen, wenn ich nicht bei ihm wäre? — Herrmann wußte sehr wohl, welch ein Opfer sie durch die Veränderung ihres Wohnortes brachte. Er drükte ihr die Hand dafür, daß sie ohne Zögern ihre Pflicht wählte, und sagte seinem ganzen Hause: „bittet unsre gute Sophie nicht, daß sie hier bleiben soll; denn die Pflicht befiehlt ihr, mit ihrem Vater zu gehen.“

Castran wendete Alles, was seine Tochter durch die genaueste Sparsamkeit gesammelt hatte, an Puz für sich und sie, und reis'te dann in Kurzem nach der Residenz. Er meldete sich bei dem Oberschazrathe. Dieser empfing ihn sehr freundlich, und fragte: „haben Sie den jungen Herrn von Hochfeld schon gesprochen?“ — Castran war sehr verlegen. Herr von Hochfeld? Die Familie ist mir sehr wohl bekannt, Herr Oberschazrath. Aber warum meinen Sie denn, daß ich ihm meine Aufwartung machen sollte? Ich bin zu Allem bereit. — „Nun, er ist ja Ihr Gönner, und Sie haben ihm ihre Stelle zu ver-

danken." Castran wußte davon nicht ein Wort. — „Sie werden doch den Herrn von Hochfeld kennen, Herr Inspektor?" — Nein, in der That nicht. — „Ei, Sie müssen ihn kennen; denn für einen Unbekannten spricht man nicht mit solcher Herzlichkeit." — Castran hätte den Herrn von Hochfeld gern seinen vertrautesten Freund genannt; aber das Erstaunen machte ihn hier seinem Charakter untreu. Er versicherte noch einmal sehr feierlich, daß er Hochfelden nie gesehen, und nie auf die entfernteste Weise mit ihm in Verbindung gestanden habe. Das war dem Schazrath ein Räthsel. „Oder, Herr Inspektor, er kennt Ihre Familie?" „Sie haben doch Familie?" — Eine Tochter. — „Wie alt?" — Neunzehn Jahre. — „Und wahrscheinlich hübsch, Herr Castran?" — Schön wie ein Engel, Herr Oberschazrath. Aber Schönheit ist nur ihre geringste Qualität; sie ist gebildet wie die vornehmste Hofdame. Ich habe sie erzogen; sie war die Krone der ganzen Gegend. — „So? Nun Herr Castran, vielleicht kennt der Herr von Hochfeld Ihre schöne Tochter." — Daß ich nicht wüßte! Zwar ist zweimal ein Unbekannter . . . Ja, es kann doch seyn, Herr Oberschazrath! Es kann wahrhaftig seyn! Das sagte der thörichte Mann mit grosser Freude. Der Oberschazrath lächelte, und bat ihn, nachdem er die Umstände so ziemlich heraus hatte, seiner Tochter lieber nichts zu sagen, da der junge Herr von Hochfeld das Inkognito liebe. Das ver,

sprach Herr Castran, und er war entschlossen, es zu halten. Der Sohn des Ministers, und seine schöne Tochter —: was war daraus nicht zu machen! Er bedauerte nur, daß sich mit Sophieen über diesen Punkt gar nicht einmal reden ließ; denn er wußte, daß schon die Vorstellung, er sey um ihrentwillen befördert, sie gegen den Sohn des Ministers einnehmen würde.

Auf der Strasse dachte er schmunzelnd: hier kann ich es weit bringen, wenn ich mich klug benehme! Ich thue, als sehe und hörte ich nichts. Aber nein! ich lasse den Herrn von Hochfeld merken, daß ich seine Schliche kenne! Komme ich weiter, so schweige ich; komme ich nicht weiter, so giebt es finstre Gesichter. Sophie mag sehen, wie sie fertig wird. Wenn die nur nichts merkt; sonst bin ich verloren: denn sie würde ihn nicht freundlich ansehen, und wenn ich dafür Minister werden könnte. Wie wäre es, wenn ich zu ihm ginge? Aber wenn sein Vater, des Herrn Ministers Excellenz erführen, daß ich ihn besucht hätte — das könnte mir hinterher den Hals brechen. Ich thue lieber dumm; doch steigen will ich gewiß.

Er ließ es dabei, daß Dornau ihm die Stelle verschafft habe; und doch sprach er so räthselhaft, daß Sophie nicht recht wußte, was sie davon denken sollte. Da die neue Stelle ganz einträglich war, und da Sophie sich alle ihre Kleider selbst

machte, so verlangte Castran von ihr, sie sollte sich gut kleiden. Sophie verbat das; denn sie wußte, daß in dem Munde ihres Vaters gut „über ihren Stand und unbescheiden" hieß. Der Oberschazrath hatte ihn nun einmal auf die Idee gebracht, daß die Schönheit und die Talente seiner Tochter zu etwas nüzlich seyn könnten. Er dachte nun an eine vortheilhafte Heirath mit einem vornehmen Manne, und verlangte, daß Sophie mit ihm öffentliche Orte besuchen sollte. Sophie bat wieder bescheiden, daß ihr Vater sie damit verschonen möchte. Sie ging nun in die Kirche, und machte nur zuweilen einen Spaziergang auf dem Walle der Stadt, aber mit einem Schleier vor dem Gesichte, in einer zwar netten, doch höchst einfachen und züchtigen Kleidung, und in einem Ueberwurf, der sogar ihre schöne, schlanke Figur verstekte. Castran mußte das Alles so hingehen lassen; denn befehlen konnte er keinem Menschen, auch nicht einmal seiner Tochter. Er lauerte alle Tage auf einen Besuch des Herrn von Hochfeld; aber es währte ihm damit zu lange, und so machte er nun neue Plane.

Hochfeld wußte schon lange, wo Castran wohnte, und auch um welche Zeit der Mann auf die Accise ging und wieder zurükkam. Aus einem gegenüber stehenden Wirthshause konnte er zwischen den Gardinen weg durch ein Fernglas Sophien bemerken. So lag er ganze Stunden zu verschiede-

nen Tageszeiten auf der Lauer, und sah den reinen, schuldlosen Lebenswandel eines edlen, genügsamen Herzens. Schon am frühen Morgen war Sophie völlig angekleidet, und immer gleich einfach und reinlich. So kam sie schon aus dem Zimmer, das er (ganz richtig) für ihr Schlafzimmer hielt, weil das einzige Fenster dicht verschlossen blieb, bis sie daraus hervor trat. (Sophie kleidete sich noch immer bei verschlossener Thür und bei verhängten Fenstern an, wie Emilie es sie gelehrt hatte) Nun frühstükte der Vater, und ging aus. Dann sah er Sophien am Fenster arbeiten, das fast immer offen stand; doch ihr Gesicht kam fast nie zum Vorschein. Gewöhnlich ging sie um neun Uhr auf den Wall, weil so früh nur wenige Menschen da waren. Um zehn kam sie zurük, und besorgte dann, wie er aus mehrern Umständen vermuthete, die Küche. Um elf Uhr machte sie die Fenster zu, und ließ die Rouleaux herunter. Er rieth lange hin und her, was sie dann thun möchte. Endlich brachte er es heraus: sie spielte auf dem Klavier und sang; er hörte bei völliger Stille auf der Strasse das Instrument und ihre Stimme, doch nur ganz leise. Wie es schien, verschloß sie die Fenster, damit ihr Singen weniger bemerkt werden sollte. Gegen Abend las und schrieb sie täglich eine Stunde. Er bemerkte sogar, daß sie aus Büchern abschrieb; auch sah er sie oft siegeln, und wußte also, daß sie fleißig Briefe wechselte. Es währte lange, eh

er

er das alles herausbrachte: denn meistens hingen die Gardinen vor den offnen Fenstern herunter; er beobachtete sie aber aus mehreren Zimmern, was er in einem öffentlichen, ziemlich stark besuchten Wirths- und Kaffeehause, ohne aufzufallen, thun konnte. Am Abend ging ihr Vater noch einmal aus; dann verschloß sie die Fenster wieder, und sang zu ihrem Klaviere. Hochfeld lauschte nun, wenn es finster war, unter ihrem Fenster, und er war entzükt über ihr ausgezeichnetes Talent, und über den Geschmak in der Wahl ihrer Musikalien.

So war das Mädchen, gegen dessen Ruhe Hochfeld Anschläge machte; und er konnte sich nun nicht verhehlen, daß er mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen haben würde. Er wußte noch nicht einmal bestimmt, was er wünschte; aber dennoch machte er sich schon Vorwürfe über sein Belauschen der Tugend. Noch immer schwankte er, so groß auch seine Leidenschaft durch dieses geheimnißvolle Belauern des Mädchens hatte werden müssen. Er nahm sich wohl hundertmal vor, nicht wieder hinzugehen; und vielleicht würde er wegen der Schwierigkeiten, die er voraussah, am Ende seinen Plan gänzlich aufgegeben haben, wenn er nicht eine Aufmunterung von aussen her erhalten hätte, und zwar durch Herrn Castran selbst. Es währte diesem mit seiner weiteren Beförderung zu lange; er ging daher zu Hochfeld, dessen Ab-

sichten auf seine Tochter er nun völlig bezweifelte, weil der junge Mann sich noch gar nicht um sie bekümmert hatte. Herr Castran fuhr erstaunt drey Schritte zurük, als er in dem Herrn von Hochfeld seinen Englischen Gesandten erkannte. Nun sah er alles ein: der Gesandte, sein Beförderer, der Fremde bei seiner Tochter, und Hochfeld waren dieselbe Person. Hochfeld hatte zuerst seine Tochter gesehen, dann ihm als Gesandter Beförderung versprochen, und dann zum zweiten Male seine Tochter besucht. Nur das Einzige konnte Herr Castran nicht begreifen, wie der junge Hochfeld seine Tochter so gänzlich vergessen hatte. Er hielt es für politisch, ihn wieder an sie zu erinnern, und dankte daher unterthänig, daß Hochfeld so grosse Gnade für ihn gehabt hätte. Hochfeld erstaunte, daß Castran Alles wußte; denn dieser Umstand gehörte gar nicht in seinen Plan. Castran erzählte, wie er es erfahren hatte, und Hochfeld gestand endlich. Nun wollte Castran gern von seiner Tochter sprechen; aber er wußte nicht anzufangen, da jener nicht einmal nach ihr fragte. Er vergaß, daß Hochfeld noch nicht alles gestanden hatte, und folglich läugnen konnte. Meine Tochter, hob er an, denkt noch mit grossem Vergnügen an die beiden Male, da sie die Ehre gehabt hat, Sie bei sich zu sehen! eine hohe Gnade, die wir Zeitlebens unterthänig erkennen werden.

Bei der Bestimmtheit, womit Herr Castran

das sagte, konnte Hochfeld nicht zweifeln, daß Sophie Alles wüßte. Er erwiederte, in Verwirrung und Verlegenheit über das Verunglücken seines Planes: „wie weiß denn Ihre Tochter, daß ich der Unbekannte gewesen bin?" Meine Tochter? Die weiß nicht ein Wort, Ew. Gnaden. — „Aber Sie sagten ja eben . . ." — Nun wurde Castran verlegen, und stammelte: gewisse Ursachen haben mich bis jezt verhindert, ihr von dem Allen etwas zu sagen. — „Welche Ursachen?" fragte Hochfeld noch bestürzter, und etwas feurig. Darüber verlor Herr Castran den Muth und die Besinnung. Meine Tochter, sagte er stockend, ist . . . ein wenig zu . . . zu pünktlich, zu besorgt . . . zu ernsthaft. Wenn sie wüßte, daß ich Ewr. Gnaden die Versorgung in der Residenz verdanke, so könnte sie von Dero Besuchen bei ihr leicht etwas Uebles denken; und hätten Sie dann einmal die Gnade, uns wieder mit einem Besuche zu beehren — so würde meine Tochter die Ehrfurcht nicht aus den Augen setzen, die sie Ihnen schuldig ist; aber . . . aber — Das muß besonders angefangen werden, Ew. Gnaden, sezte der thörichte Mann hinzu, weil Hochfeld seine Hand ergriffen hatte, und sie mit einem freundschaftlichen Lächeln drükte. — „Mein lieber Herr Castran, mein bester Freund!" sagte Hochfeld, bestellte Schokolade, und bat den Tanzmeister, sich zu ihm auf den Sofa zu setzen. „Wie war das alles? Ihre Mademoiselle Tochter?" — Weiß noch nichts

liebster Herr von Hochfeld, und soll auch nicht mehr erfahren, als Sie für gut finden werden. — „Warum nicht, Herr Castran? Ihre Tochter kann Alles wissen. Warum sollte sie nicht? Doch da haben Sie Recht: erführe sie, liebster Freund, daß ich die Kleinigkeit für Ihr Glük gethan habe, so könnte sie meine Besuche übel auslegen. Da haben Sie vollkommen Recht! . . . Weiß denn Ihre Tochter, daß Sie bei mir sind?" — Behüte der Himmel, Ew. Gnaden! — Nun ließ sich Hochfeld erzählen; dann fragte er bestimmter, warum Herr Castran das Alles seiner Tochter verschwiegen habe. Castran merkte, daß er hier eine üble Rolle spielte; er hatte indeß schon zu viel gesagt, um ganz zurückgehen zu können, und nun nahm er Wendungen, die ihm so ziemlich das Ansehn eines Verrükten gaben. — Als er hinterher auf der Strasse das ganze Gespräch mit Hochfeld wieder durchging, dachte er: ich konnte doch aber nicht zu ihm sagen, Ew. Gnaden sind verliebt in das Mädchen! Merkt das Sophie, so ist es mit unserm Umgange vorbei, und mit meiner Beförderung auch. Und wer weiß, ob er mich nicht hätte für den Kuppler meiner eigenen Tochter ansehen können! Nein, gehorsamer Diener! so weit geht es nicht. Je ja, er kann kommen, und ich wollte, das Mädchen wäre so freundlich gegen ihn, wie ein Täubchen; aber in allen Ehren. Ein Kuppler! Gehorsamer Diener, Herr von Hochfeld! dafür müssen Sie mich nicht ansehen.

Das that Hochfeld aber; er hielt den Vater schon mitten in der Unterredung für einen Mann, der gern weiter wolle und dafür seine schöne Tochter antrage. Nun lokte er den eitlen Castran immer weiter, und versprach ihn zu besuchen, doch so, als ob ihn nur ein Ungefähr nach seinem Hause brächte. Castran sollte sich dann stellen, als sähe er seinen vermeinten Englischen Gesandten jezt zum ersten Male wieder. Als Castran nach dem Ungefähr fragte, das den Herrn von Hochfeld in seine Wohnung bringen sollte, verrieth sich dieser sehr arg. „Ihre Tochter," sagte er, „geht täglich Morgens um neun Uhr auf den Wall, und alle Sonntage in die Paulskirche. Lassen Sie mich nur machen!" — Das wissen Sie schon, liebster Herr von Hochfeld? Und ich glaubte, Sie hätten meine Tochter ganz vergessen! — Hochfeld erröthete, und suchte einzulenken; das hatte er aber nicht nöthig, da der Vater sehr freundlich lächelte. Er versprach nun, Herrn Castran am nächsten Sonntage unter der Kirche zu besuchen, und das Nähere mit ihm zu verabreden. Castran dachte sehr froh: ich komme weiter! Er aber — er wird nicht bei Sophien kommen. Der Sohn eines Ministers! Wenn das Mädchen doch nur ein wenig freundlich seyn wollte! Was wäre denn ein Händedruk, ein Lächeln, nun Grosses! Aber mag er sehen! Ich will meinen Vortheil schon in Acht nehmen! Ein Kuppler bin ich nicht; aber politisch muß man seyn in der Welt.

Sobald am Sonntage Sophie und die Magd aus dem Hause waren, kam Hochfeld, in einen grossen Mantel gehüllt, den Hut tief in die Augen gedrükt, aus seinem Schlupfwinkel hervor, und ging zu Castran hinauf. Nun war er auf dem Zimmer, welches die schöne Sophie bewohnte. Er sezte sich auf ihren Stuhl, und sah die Bücher an, die auf dem Tische lagen. Es waren der Grandison in Englischer Sprache, Racinens Trauerspiele, Montaigne, Pope und einige Deutsche ausgewählte Schriftsteller. Er fand in den Büchern Blätter von Sophiens Hand, Anmerkungen über das Gelesene, und erstaunte über ihren Geist. Nun sah er auch die Musikalien durch, und bewunderte die gute Wahl des Mädchens. Der Vater verfolgte mit lächelnden Blicken alle seine Bewegungen. „Sagen Sie mir," fragte Hochfeld kleinmüthig, „wer hat Ihre vortreffliche Tochter erzogen?"

Der Herr Holz-Inspektor von Lange und seine Frau.

Hochfeld runzelte die Stirn, sann ein Weilchen nach, und sagte dann: „das sollen vortrefliche Menschen seyn!"

Ja, ja! besonders die Frau von Lange, eine charmante Frau, vor Zeiten schön wie ein Engel! Man muß sie in der blühenden Jugend gekannt

haben! (Er kicherte in sich.) Ei nun, wir sind Alle Menschen!

Hochfeld merkte gar nicht, was Castran ihm zu verstehen geben wollte. Er blieb mit seinen Gedanken bei Langen, von dem sein Vater ihm so oft erzählt hatte. „Schwärmerische Menschen!“ sagte er endlich mit Kopfschütteln; „schwärmerisch für Tugend, oder ein Phantom, das sie Tugend nennen, weil es die Freude stört! . . . Ist Ihre Tochter noch jezt mit diesen Langens in Verbindung?“

In der genauesten von der Welt, liebster Herr von Hochfeld; denn, wie ich Ihnen sage, als meine Tochter geboren war, da kam die gnädige Frau tagtäglich zu mir herüber. Ich war damals, ohne mich zu rühmen, ein rascher, hübscher Mann. Meine Kleine mußte der Vorwand seyn. So gewöhnten sie sich an Sophien, und Sophie an Inspektors. Das ist Ein Herz und Eine Seele.

„Ich hätte wohl Lust, einmal Briefe von diesen Menschen zu lesen. Sie schreiben doch an Ihre Tochter?“

O ja, alle Woche ein Paarmaal; aber die Briefe liegen in dem Schlafzimmer meiner Tochter.

„Nun?“

Ja, da hinein kommt sonst kein Mensch, als sie selbst.

Hochfeld wurde immer kleinmüthiger, je mehr er sah und hörte. Er überlegte, und dachte nur an Langen, den sein Vater ihm so oft als den unerschrockensten Mann geschildert hatte. Zwar sprach der Minister immer mit Verdruß von seinem Jugendfreunde, aber doch auch mit Achtung und einer Art von Wehmuth. Und auf diesen Menschen mußte er treffen, wenn er seinen Plan verfolgen wollte. Er fühlte, wie hinderlich ihm hier sein Nahme werden könne, und gab daher Herrn Castran zu verstehen, daß er unter einem andern Nahmen bei seiner Tochter auftreten wolle. Der thörichte Vater hatte auch dagegen nicht das Mindeste.

Hochfeld schwankte zwischen dem bösen Vorsatze und der Reue vor der That. Seine Grundsätze sicherten ihn nicht; sie konnten ihn nur von Gewaltthätigkeiten abhalten, ihn nur behutsam und vorsichtig machen. Sein Wunsch schien ihm gar nicht unrecht, sobald Sophie ihn nicht zurükwies. Hier beleidigte er ja keine Familie; der Vater brachte ihm ja die Tochter selbst entgegen. Er wollte ja Sophien auch nicht betriegen, verführen; es kam ja nur darauf an, eine Schwärmerin zu überzeugen, daß ein unvermeidlicher Zufall ihm verbiete, ihr seine Hand zu geben. „Und

kann ich das nicht," dachte er; „kann ich sie nicht überzeugen; liebt sie mich nicht: nun, ich werde ihr keine Gewalt anthun; es ist ja noch immer Zeit genug, mich zurükzuziehen, wenn sie eine solche Verbindung mit mir für ein Unglük hält. Ist sie aber zufrieden — o, ich Glüklicher! — wen geht es dann noch an, ob wir auf diese oder auf eine andere Weise glüklich sind! Wem habe ich noch Rechenschaft zu geben?" — Herrmann würde hier geantwortet haben: „der ganzen Erde, jedem Vater einer Tochter, jeder Mutter, jedem Mädchen, das durch eine ähnliche Lage unglüklich werden kann, der Nachwelt, deiner Vernunft, die dir nicht befiehlt, nur für dich glüklich zu seyn, sondern für deine Welt, für deine Nachwelt, für das ganze Menschengeschlecht zu leben, und dein Glük nur in dem allgemeinen Glücke zu finden." Hochfeld dachte nicht so, obgleich eine geheime Unruhe, die er auch bei der sichersten Hoffnung auf sein und Sophiens Glük noch immer fühlte, ihn erinnerte, daß er nicht denke, wie er solle. Er hörte nicht auf diese geheime Warnung, sondern suchte nur mit desto grösserer Vorsicht üble Folgen zu vermeiden.

Am folgenden Tage begegnete er Sophien auf Ihrem Spaziergange. Sehr einfach gekleidet, ging er, in sich versenkt, wie träumend, und hob die Augen nicht eher, als bis Sophie, die ihn schon von fern erkannt hatte, so eben an ihm vor-

bei gehen wollte. Er schien sie zu erkennen, redete sie aber nicht an, als ob er zweifelte, daß sie es wäre. Sophien war es recht lieb, daß er sie nicht kannte; indeß nahm sie sich vor, die Bekanntschaft mit ihm zu erneuern, wenn er ihr einmal wieder begegnen und sie anreden sollte. Sie hatte nehmlich eine gewisse Vorliebe für diesen jungen Menschen, der ihrem geliebten Karl in den auffallendsten Zügen sehr ähnlich sah. Es war dieselbe Gestalt, derselbe Mund, dasselbe Auge; nur lag mehr Ernst, mehr Ruhe und Majestät in Karls Gesichte.

Am nächsten Sonntage, als Sophie aus der Kirche kam, begegnete ihr Hochfeld wieder, und erkannte sie heute sogleich, da sie keinen Schleier vor dem Gesichte hatte. Also sind Sie es doch gewesen! sagte er. Mich dünkt, ich bin Ihnen schon einmal auf dem Walle begegnet. Ich zweifelte aber, ob Sie es wären, und mochte Sie nicht anreden, weil ein Irrthum leicht ein Frauenzimmer hätte in Verlegenheit bringen können. Sophie ging weiter, erzählte ihm im Gehen, daß ihr Vater jezt hier einen Posten habe, und war nun auf einmal vor ihrer Wohnung. Hochfeld fragte höflich: darf ich Ihren Vater, wenn er zu Hause ist, kennen lernen? Sie verbeugte sich, ohne ihm zu antworten, und er ging mit zu Herrn Castran hinauf.

Hier war Hochfeld der Referendarius Lambrecht, und auch Herr Castran nannte ihn so, ob es ihm gleich die größte Mühe kostete, ihn nicht liebster Herr von Hochfeld zu nennen. Als er sich schon nach einem halben Stündchen empfahl, bat ihn Castran, die Bekanntschaft fortzusetzen. Hochfeld warf einen Blik auf Sophien, um zu sehen, ob ihr Auge den Wunsch des Vaters bestätigte; ihre Miene sagte aber gar nichts. Er erkundigte sich, wann der Vater zu Hause sey, und hinterließ, als er wegging, bei Sophien den Eindruk eines bescheidenen, feinen jungen Mannes.

Die Bekanntschaft mit ihm war ihr recht lieb, da sie anfing, das Bedürfniß der Gesellschaft zu fühlen. Herr Castran wollte durchaus keinen Umgang mit Menschen von seinem Stande haben; er suchte sein Glük immer in den höheren Ständen. Sophie hingegen wollte durchaus keine Verbindung ausser ihrer Sphäre anknüpfen, und mußte also, bis ihr der Zufall einige Bekannten gab, in der tiefsten Einsamkeit leben. Zwar hatte sie alle Mittel, sich die Einsamkeit angenehm zu machen: Musik, Lektüre, Schreibmaterialien und ihre Haushaltung; sie dachte aber oft an Herrmanns Worte: „die Einsamkeit macht uns weich gegen die ganze Menschengesellschaft, deren einzelne Mitglieder wir nicht kennen, tolerant gegen die Laster und Irrthümer ganzer Jahrhunderte, aber auch hart und intolerant gegen die Menschen, die

um uns her leben, gegen die Fehler der Einzelnen, mit denen wir umgehen müssen. Die Einsamkeit gibt der Tugend eine stolze Physiognomie. Der Einsiedler der Hindus, der Christen, der Mohamedaner sind einander vollkommen ähnlich. Ein zu einsames Leben macht die Tugend einseitig; man erkennt sie auf den ersten Blik, wie die Juden an ihrem Gesichte, weil dieses Volk der Einsiedler unter den Nationen ist. In den Verhältnissen des Lebens, unter Menschen, fühlt man seine eigene Schwäche; und dieses Gefühl macht sanft und mitleidig gegen die Schwächen Andrer. — Der Passagier auf einem Schiffe nimmt sich der allgemeinen Noth nur murrend an, weil er eigentlich nicht auf das Schiff gehört." Daran dachte Sophie, und es war ihr recht lieb, daß der junge Mann sie zuweilen besuchen wollte, weil sich mit ihm ein besseres Gespräch führen ließ, als mit ihrem Vater, der immer nur seine Plane höher zu steigen, im Kopfe hatte.

Hochfeld kam nur, wenn Herr Castran zu Hause war; und diese Diskretion gefiel Sophien sehr wohl. Sie hatte ihre Bücher über die Seite geschafft; Castran aber machte ihre Vorsicht unnüz: er verrieth dem Herrn von Hochfeld in Sophiens Gegenwart alle ihre Kenntnisse. Am Ende war ihr das auch nicht unlieb; denn nun versorgte Hochfeld sie mit Büchern, die sie aber immer selbst auswählte, weil sie nie ein Buch las, das nicht

Emilie billigte. Hochfeld sah, je näher er Sophien kennen lernte, wie vorsichtig hier jeder Schritt gethan werden mußte; und dabei wurde sein Verlangen, mit dem liebenswürdigen Mädchen weiter zu kommen, immer stärker. Er hatte gehofft, ihre unbesorgte Unschuld, ihre Unbekanntschaft mit der Welt und den Menschen, ja selbst ihre Schwärmerei, sollte ihm helfen; jezt bemerkte er aber, daß die wahre Unschuld eines Herzens nicht allein in Unbekanntschaft mit den Mitteln der Verführung besteht, sondern auch in Unbekanntschaft mit der Begierde. Er kam dem Herzen Sophiens nicht näher. Alle seine feinen Kunstgriffe, durch Reizzungen ihrer Ruhe zu stören, wurden nicht bemerkt (was er hoffte); sie thaten aber auch keine Wirkung, (was er nicht erwartet hatte). Das einzige Mittel, den ruhigen Schlag ihres Herzens schneller zu machen, war die Erzählung einer edlen That oder eines vorgefallenen Unglüks. Dann drükte ihm Sophiens in Thränen glänzendes Auge den Pfeil der Liebe noch tiefer in das Herz, machte ihn aber zu gleicher Zeit auch furchtsamer als je. Er wand sich durch die seltsamsten Gespräche, um ihrer Phantasie beizukommen; sie blieb aber so ruhig wie vorher, und seine Mühe war verloren.

Endlich machte er zuweilen einen Besuch, wenn der Vater nicht zu Hause war; dann aber kam die Magd, ein in Langens Hause erzogenes jun-

ges Mädchen, das Sophie mitgebracht hatte, in das Zimmer, und es wurde eine gemeinschaftliche Arbeit vorgenommen. Sophie fand das gar nicht unschiklich, und sezte das Gespräch ganz unbefangen fort.

Hochfeld gewann indessen Sophiens Vater immer mehr. Herr Castran konnte in der Residenz, bei seinem Aufwande in Kleidern, mit seiner Besoldung nicht auskommen; Hochfeld schoß ihm nun kleine Summen vor, die aber nach und nach sehr beträchtlich anliesen. Er bekam sie nur geliehen, und mußte endlich an das Bezahlen denken. Nun drang er mehr als je in Hochfeld, ihm eine höhere Stelle zu verschaffen. Dieser aber machte Schwierigkeiten, um ihn noch immer mehr in seine Gewalt zu bekommen. Endlich, als er bei Sophien gar nicht weiter kam, endekte er ihrem Vater ganz offen seine heisse Leidenschaft für seine Tochter; doch, um ihn nicht zu schrecken, ließ er ihn in der Ferne Hoffnung zu einer Heirath mit ihr sehen. Castran sprang vor Freude im Zimmer umher. Hochfeld aber erklärte, daß, so lange sein Vater lebe, nicht daran zu denken sey, und daß, wenn der nur das Mindeste von seiner Absicht erführe, Castran, Sophie, und er selbst unglüklich werden könnten. Fürs erste sey also an nichts weiter, als an eine mariage de conscience, zu denken. — Das Wort gefiel Herrn Castran, und er sprang wieder im Zimmer umher. Hoch=

feld stellte ihm alles so angenehm vor, daß er ohne Bedenken in die Schande seiner Tochter willigte. Aber — wie war nun Sophie zu bereden, daß auch sie diese Gewissensheirath als ein Glük betrachtete? Castran meinte: er wolle ihr Alles gerade heraus sagen. Das Mädchen, sezte er hinzu, müßte ja blind seyn, wenn sie nicht mit beiden Händen zugriffe. Ewig können ja Se. Excellenz nicht leben. Ja, ja: ich will es ihr sagen.

Hochfeld wunderte sich sehr, daß der Vater seine Tochter nicht besser kannte, und verbat sich alle Entdeckungen. Sie müssen, sagte er, nur über drückende Ausgaben klagen, Sophien die Haushaltung schwer machen, sie in Geldverlegenheiten bringen, und gar nichts anzuschaffen wissen, wenn sie ein Kleid oder etwas zum Putze gebraucht. Dann lassen Sie mich nur machen. — Castran klagte; und Sophie fing an, die Haushaltung einzuschränken. Castran klagte wieder; Sophie schränkte noch mehr ein, und blieb heiter. Ihre Kleidung brauchte sie deshalb nicht zu verändern; denn diese war, obgleich sehr geschmakvoll und reinlich, doch nur sehr einfach. Castran klagte über kleine Schulden. Nach einigen Tagen verkaufte Sophie ihr Klavier mit den Musikalien, und gab ihrem Vater das Geld, das sie dafür bekommen hatte.

Als Hochfeld nach dem Klaviere fragte, antwortete Sophie ganz ruhig: „ich habe es abgeschafft; es zerstreuete mich zu oft, und meine Geschäfte haben sich vermehrt.“ (Sie zeigte auf ein Pack Singe-Noten.) „Ich bin nicht unmusikalischer geworden. Jezt singe ich desto herzlicher, vielleicht auch mit mehr Aufmerksamkeit, weil ich keine Hülfe zum Treffen mehr habe.“ Hochfeld sagte dem Vater, als Sophie hinausgegangen war, einige Worte, und als sie zurükkam, wurde das Gespräch wieder auf das Klavier geleitet. Eigentlich, Herr Lambrecht, sagte Castran, hat meine Tochter das Instrument aus Noth verkauft; mich drükten einige kleine Schulden. — Hochfeld sprang mit erkünstelter Leidenschaft auf, und sagte: Sie berauben sich eines Vergnügens, und . . . Das ist nicht freundschaftlich! — Lächelnd erwiederte Sophie: „mein Vater hat nur halb Recht, Herr Lambrecht. Was ich Ihnen sagte, war ganz richtig. Das Klavier zerstreuete mich zu oft. Ich habe jezt in der That mehr zu thun, als ehemals; und so wurde mein Mangel an Muse eine zufällige Hülfe in einer kleinen häuslichen Verlegenheit. Aber wenn ich Sie bitten darf, so lassen Sie uns davon schweigen.“

Hochfeld schikte am nächsten Sonntage unter der Kirche Sophien ein besseres Instrument, und nach Tische kam er selbst. „Das ist von Ihnen?“ fragte Sophie. Hochfeld antwortete gutmüthig Ja.

„Sie

„Sie scheinen meinem Vater mehr geglaubt zu haben, als mir. Jezt bitte ich Sie noch einmal, Herr Lambrecht, nicht an meiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Ich würde Ihnen die Verlegenheit, worin wir uns befanden, nicht gesagt haben, weil eine Klage, der man abhelfen kann, nicht der Worte werth ist, die man darüber verliert; aber daß mich das Klavier zerstreuete, war die vollste Wahrheit, und ich muß Sie bitten, Ihr Instrument wieder abholen zu lassen."

Ich glaubte, Mademoiselle, es sollte Ihnen Freude machen.

„Die hat es mir gemacht," (Sophie näherte sich ihm mit dankbaren Blicken;) „und recht große Freude über Ihre Theilnahme an meinem Vergnügen."

Ich habe zwei Instrumente, sagte Hochfeld beklommen; und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich dieses zurükfordern will, sobald ich es brauche. Sie können ihm hier wohl den Plaz gönnen.

„Herr Lambrecht," antwortete sie ihm lächelnd; „Sie scheinen mir meine Pflicht recht schwer machen zu wollen! Aber ich will mich doch nur selten reitzen lassen."

Sophie hielt Wort; sie spielte weit seltener,

als gewöhnlich: denn ihre Geschäfte hatten sich wirklich vermehrt. Sie arbeitete für Geld, weil ihr Vater klagte, daß er mit seiner Besoldung nicht auskommen könne. Besonders machte sie Puz; und ihr Schönheitssinn, ihr Geschmak, gab ihren Arbeiten den gefälligsten Reiz. In Kurzem bekam sie vollauf zu thun; doch nie ging sie selbst aus, um Arbeit zu übernehmen, sondern schrieb ihren Kunden, und zeichnete ihre Ideen. So machte sie es schon eine ganze Zeit, ehe ihr Vater es wußte, da sie immer nur während seiner Abwesenheit, auch nie in Hochfelds Gegenwart, arbeitete. Sie forderte jezt wenig Geld von ihm, und war zufrieden mit dem, was er ihr gab. Endlich merkte der Vater, was sie that; und nun fühlte er sich auf der empfindlichsten Seite angegriffen. Er wollte noch, wer weiß wie hoch, steigen; und seine Tochter arbeitete für Geld! Mit grossem Unwillen machte er ihr die bittersten Vorwürfe, in einem Tone, den er noch nie gegen sie gebraucht hatte. „Aber, Vater," sagte Sophie freundlich; „was meinen Sie denn, daß wir thun sollen? Wenn es Ihnen zuwider ist, so will ich gern die Arbeit um Ihrentwillen aufgeben. Sie sagen, Ihre Besoldung reicht nicht zu; ich gewinne auf eine ehrenvolle Weise, was noch fehlt. Wie meinen Sie denn, daß wir es anders machen sollen?"

Lieber borgen, als das! sagte der Vater. Ich

fange schon an, mit den größten Häusern bekannt zu werden, und man sieht auf mich. Erfährt man nun, daß du für Geld arbeitest, so bin ich verloren. Lieber borgen, als das!

„Und wie lange soll das Borgen dauern, lieber Vater? Eine kleine Schuld sezte Sie schon in Verlegenheit. Sollten wir immer borgen? Anfangs kamen wir recht gut aus. Auch will ich mit Ihrer Besoldung wohl fertig werden, lieber Vater, wenn Sie nur wenig ausser dem Hause gebrauchen."

Ich muß meinem Stande, meinen Bekannten Ehre machen. (Er gerieth in Verlegenheit, da seine Tochter so richtig gemerkt hatte, daß nur der geringste Theil seiner Besoldung in ihre Hände kam.) Aber höre, liebe Sophie! Lambrecht ist reich. Ein gutes Wort von dir, und er leihet uns gern, so viel wir haben wollen.

„Nimmermehr, mein Vater! nimmermehr! Ich würde in Noth kein Bedenken tragen, von jedem Menschen, er möchte seyn wer er wollte, ein Allmosen anzunehmen; aber so lange ich mich einschränken kann, werde ich vor jeder Unterstützung erröthen. Wollen Sie Sich einschränken, lieber Vater, so höre ich auf für Geld zu arbeiten, weil Sie es wünschen. Mehr kann ich nicht thun."

Castran gerieth in eine noch schlimmere Verlegenheit: denn nun war noch gar nichts gewonnen; und — wie konnte er wieder einlenken? Auf sein Verlangen mußte Hochfeld mit Sophien darüber sprechen. Er klagte über ihr Mißtrauen, über ihre kalte Zurükhaltung. „Mißtrauen, Zurükhaltung?“ erwiederte sie mit einer angenehmen Hitze; „wo sind denn die? wo liegt das Mißtrauen? Mein Vater macht mehr Aufwand, als er sollte; ich vergrössere den Erwerb: das ist alles, was ich thun kann, da es nicht von mir abhängt, den Aufwand einzuschränken. Wenn ich Ihnen das sagen wollte — welche Veranlassung konnte ich dazu nehmen? Jede Klage, der man abhelfen kann, ist ungerecht.“

Abhelfen? Ja! aber auf welche Weise!

„Auf die ehrenvollste: durch Arbeit.“

Wie, theure Sophie? Sie sollten dazu bestimmt seyn, Ihren Unterhalt durch Handarbeit zu erwerben?

„Warum nicht? Sagen Sie mir einen Grund: warum nicht?“

Sie, Sophie, mit diesem Geiste!

„Eben, mein Herr, mit diesem Geiste! Sol-

len die Worte in Ihrem Munde etwas bedeuten, so heissen sie doch wohl: ich bin fähig, meine Pflichten, meine Verhältnisse, meine Bedürfnisse zu beurtheilen, und habe die Stärke, meinem Urtheile zu folgen."

Aber die Welt hält nun einmal dieses Geschäft für niedrig; und wie oft haben Sie selbst gesagt, man sey auch den **Meinungen** Achtung schuldig!

Das hab' ich, und das sage ich noch. Allein Sie — Sie müssen entweder eben so lebhaft hoffen, wie mein Vater, oder Sie sind so gütig zu vergessen, wer ich bin. Bei mir, Herr Lambrecht, kann die Welt das Arbeiten gar nicht unschiklich finden. Freilich würde ich in **jedem** Stande lieber arbeiten, als Almosen nehmen."

Almosen! Wie hart! Wenn nun ein Freund oder eine Freundin ihr Glük darin fänden, das Elendeste, was der Zufall geben kann, Geld, mit Ihnen zu theilen? . . . Ich bitte Sie, Mademoiselle, sezte er furchtsam und erröthend hinzu; gönnen Sie mir das Glük, Sie dieser unwürdigen Arbeit entreissen zu dürfen!

Sophie sah ihn fest an. „Ihr Erröthen, mein Herr, das Furchtsame in Ihrem Tone, sagt ohne Zweifel Ihnen selbst, daß, so gütig Ihr Anerbieten auch ist, Sie dennoch gütiger gewesen

wären, wenn Sie es nicht gethan hätten. Ich darf Sie also nicht erst bitten, diesen Punkt nie wieder zu berühren."

Sophiens bestimmter, fester Ton machte ihn verlegen. Nach einem langen Schweigen sagte er nur noch: Sie sollten wenigstens den Verlust des unschäzbaren Vergnügens, wohlzuthun, höher anschlagen! Ich wünschte, daß Sie reich wären, um Sie den Armen geben zu sehen. — Sophie seufzte; aber sogleich sezte sie lächelnd hinzu: „sich reich wünschen, um den Armen geben zu können, heißt doch den Menschen und der Vorsehung wenig zutrauen." Sie fing an zu scherzen, um nur dies Gespräch zu endigen.

Nach und nach brachte Herr Castran seine Haushaltung wieder in die gehörige Ordnung, und entschuldigte den bisherigen Mangel mit einem Abend, wo er im Spiel unglüklich gewesen wäre. Nun gab auch Sophie nach und nach ihre Arbeit für Geld wieder auf. Ihr Vater befahl, auf Hochfelds Verlangen, so bestimmt, daß sie, als eine gute Tochter, gehorchte, ob sie gleich weit lieber fort gearbeitet hätte. Jezt kannte Hochfeld ihre Talente, ihren Charakter, ihre ganze Vortrefflichkeit, die sich in jeder ihrer Handlungen zeigte. Sie riß ihn hin mit ihrem zauberischen Gesange; ihre Feinheit, die nicht in Modeworten, sondern in dem zartesten Gefühle des Schönen bestand,

entzükte ihn; ihre mannigfaltigen Kenntnissen zogen ihn an, und ihr fühlendes Herz hielt ihn fest: aber — ihre Tugend schrekte ihn.

Sophie hatte wirklich einiges Wohlwollen für Hochfeld, was der Umgang mit ihm, seine Artigkeit, sein grosses Interesse an ihr, die Gutartigkeit, die er zu haben schien, und seine Aehnlichkeit mit ihrem Karl ganz leicht erklären. Sie liebte ihn, wie sie einen Mann ausser Karln lieben konnte; aber doch war etwas in ihrem Herzen, das sie abhielt, volles Vertrauen zu ihm zu fassen. In den mannigfaltigen Gesprächen mit ihr entschlüpfte ihm zuweilen ein Urtheil, eine Anmerkung, ein Grundsaz, welcher Leichtsinn verrieth; und daher blieb immer eine gewisse Vorsicht gegen ihn in ihrem Benehmen. Hochfeld legte diese Zurükhaltung falsch aus. Sophie, dachte er, sieht gewiß, daß du sie liebst; und, was muß sie nun denken, daß du ihr deine Liebe nicht erklärst?

Er irrte sich. Sophie wußte nichts von seiner Liebe, eben weil sie ihm nicht ganz traute; sie blieb in der That höchst unbefangen bei der Art von Interesse, die er an ihr nahm. Hochfeld beobachtete sie mit scharfen Blicken, und war überzeugt, daß sie Wohlwollen für ihn fühlte. Er glaubte, wenn er nur zärtlicher gegen sie werden, wenn er ihr seine leidenschaftliche Liebe zeigen dürfte, so könnte

er ihr Herz nicht verfehlen. Aber dieser Weg war ihm versperrt; denn er hatte sich gleich Anfangs für unabhängig ausgegeben: und — was konnte ihn nun hindern, um ihre Hand zu bitten und sie zu heirathen? Darauf würde Sophie, meinte er, sogleich dringen; so mußte er sich denn hüten, nicht allzu leidenschaftlich zu werden, und ihr den Anblik seiner heissen Liebe entziehen. Er hatte sich selbst sehr lästige Fesseln angelegt; und in diesen Fesseln sollte er sich leicht bewegen!

Hätte er gewußt, daß sie schon liebte, so würde er seine Rolle, die ihm natürlich war, mit Feuer haben spielen können. Allein daran dachte er nicht, weil Castran darauf schwor, daß ihr Herz noch frei sey. Eine Untreue schien ihm bei Sophien leichter zu bewirken, als Liebe, ohne daß Er sie liebte; und er durfte alles gestehen, nur nicht seine Liebe, weil er ihr seine Hand nicht anbieten konnte. Er wollte verzweifeln; aber — er mußte seine Fesseln an sich behalten.

Sohiens Wohlwollen hatte er; doch nahm sie kein grosses bleibendes Interesse an ihm. Dies wollte er nun erregen; und das Mittel, welches er wählte, verrieth nicht gemeine Menschenkenntniß: Sophie sollte ihn bekehren. Sie und er waren in ihren Grundsätzen über die Tugend weit aus einander. Das eben machte Sophien so vorsichtig gegen ihn. Doch wußte sie, daß ein Mensch,

auch ohne bestimmte Grundsätze der Tugend, tugendhaft seyn kann. Sie hatte schon zuweilen, wenn das Gespräch sich so wendete, mit Hochfeld darüber gesprochen. Jezt aber fing er das Gespräch absichtlich an, und sagte ihr vorher, daß er ihre Grundsätze der Sittlichkeit kennen zu lernen wünschte. Sophie erwiederte lächelnd: in ihren Augen hätten alle Grundsätze nur wenigen Werth, wenn das Herz ihre Wahrheit nicht fühlte. Hochfeld versicherte: was sie über Tugend gesagt, habe ihn oft innig gerührt; er halte aber Manches für eine angenehme Schwärmerei. Das konnte Sophie nicht so hingehen lassen, und das Gespräch hob an.

Hochfeld disputirte, gab hier zu, zweifelte dort, widersprach jezt, und gerieth dann in Entzücken über Sophiens Ausdruk und Bilder. Das Gespräch wurde lebhaft, und Sophie fühlte sich in der That sehr dafür interessirt. Für heute wurde es geendigt. Als Sophie am Abend sich auf morgen vorbereiten wollte, und ihre Papiere durchsuchte, um Einiges, was sie aus Herrmanns Unterrichte über diesen Gegenstand niedergeschrieben hatte, nachzulesen, fiel ihr unter den moralischen Klugheitsregeln auch eine von Emilien in die Hände: „ein Mädchen muß nicht anhaltend und öfter mit einem jungen Manne disputiren, mit dem es nicht zu Vertraulichkeit berechtigt ist, sey der Gegenstand auch noch so unschuldig, so

interessant oder erhaben. Das Interesse des Streites wird oft, wohl meistens, das Interesse der Person. Der vertrauteste Briefwechsel ist nicht so gefährlich, als ein interessanter Streit, wo Nachgiebigkeit eine unwiderstehliche Schmeichelei wird, und der lebhafteste Widerspruch nichts ist, als das Geständniß, daß die Geistesbildung des Andern grösser sey." Das hatte Sophie sich aufgeschrieben, wie sie denn überhaupt gewohnt war, sich das Interessanteste aus Unterredungen aufzuzeichnen. Sie erröthete, als sie das las; denn sie fühlte die Wahrheit dieser Maxime. Heute zum ersten Male hatte sie gewünscht, daß Hochfeld noch bleiben möchte; heute zum ersten Male hatte sie sich mit ihm den ganzen Abend beschäftigt. Sie schrieb sogleich noch an Emilien einen Brief voll der kindlichsten Dankbarkeit, und für Hochfeld legte sie einen Aufsaz von Herrmanns Hand: „über die sittliche Natur, oder die Vernunft des Menschen," zurecht, den sie bei einer Veranlassung, zum Andenken an ihren theuren Lehrer ausgebeten hatte.

Als am folgenden Tage Hochfeld kam, und das gestrige Gespräch wieder aufnehmen wollte, sagte Sophie, leicht erröthend: das Disputiren, Herr Lambrecht, taugt nicht. Man wird dabei zwar wohl lebhafter, aber deshalb wohl nicht verständlicher. Ich kann Ihnen über den Gegenstand unseres Gespräches von gestern nichts Besseres geben, als diesen Aufsaz von einem meiner

Bekannten. Er ist gut geschrieben, ausführlich, bestimmt. Suchen Sie Wahrheit, so werden Sie gewiß hier finden; wo nicht, so ist unser Gespräch eben so unnüz, wie dieser Aufsaz. Der gestrige Streit hat meine Phantasie zu sehr bewegt; ich muß Sie daher bitten, ihn nicht aufs neue wieder anzufangen.

Hochfeld hätte verzweifeln mögen. Was aber war zu thun? Er nahm den Aufsaz, und fing an laut zu lesen. Sophie nahm ihm das Papier aus der Hand, und sagte: „ich gebe es Ihnen mit nach Hause. So etwas will studiert seyn. Aber ich muß den Aufsaz wieder bekommen; er ist mir sehr werth. Nehmen Sie ihn mit." — Er hatte nur noch Eins von gestern her zu fragen; Sophie aber ließ sich durchaus nicht darauf ein. „Das alles werden Sie finden, Herr Lambrecht." Hochfeld wollte seinen Sieg nicht aufgeben, weil sie so eben selbst gesagt hatte, daß ihre Phantasie in Bewegung gerathen wäre. Er fing aufs neue an; doch Sophie wiederholte noch einmal, daß der Streit für sie nicht tauge; und so mußte er endlich schweigen. Erräth denn, dachte er, das Mädchen alle meine Anschläge? Er blieb den Tag über still und fenster; Sophie aber, die sich bei dieser Veranlassung noch an mehrere von Emiliens Regeln erinnert hatte, war heiter, doch sehr vorsichtig.

Hochfeld empfahl sich endlich, fing an den Aufsaz zu lesen, erschrak, als er weiter las, und legte ihn aus den Händen. Der Aufsaz zerschmetterte sein Herz; denn er betraf ganz deutlich seinen strafbaren Plan, Sophien zu verführen. Zitternd nahm er ihn wieder, und sah das Ende an, ob nicht sein Name dastehen würde; doch der Aufsaz schloß sich mit andern Gegenständen. Er fing wieder an zu lesen. Es war seine eigene Geschichte, sogar mit einigen ganz speciellen Umständen. Nothwendig mußte er glauben, Sophie werfe ihm verstekt seine Niederträchtigkeit vor; und doch konnte er wieder die Ruhe nicht begreifen, mit der dieser Aufsaz geschrieben war. Er las aufs neue, und überzeugt sich immer mehr, daß Sophie seine Betriegerei kennen müsse.

Herrmann hatte in diesem Aufsatze an der Geschichte seines ehemaligen Freundes Hochfeld mit Luisen (doch, natürlicher Weise, ohne ihn zu nennen) gezeigt, in welcher Gefahr der Mensch steht, wenn seine Tugend nicht auf den festesten Grundsätzen beruhet. Auch der nunmehrige Staatsminister Hochfeld hatte seinen Rang verläugnet, und einen bürgerlichen Namen angenommen, um ein unschuldiges Frauenzimmer zu verführen. Diese Aehnlichkeit veranlaßte den jungen Hochfeld zu der irrigen Meinung, daß Sophie sein Vorhaben kennen müsse.

Herrmann hatte von seinem Freunde geschrieben: „er verließ endlich seine Geliebte, die mit ihrer ganzen Seele an ihm hing; und ihre betrogene Leidenschaft, ihr getäuschter Glaube an seine Treue, stürzte sie in das Grab." Hochfeld bezog diese Worte auf sich; er glaubte, Sophie erkläre ihm darin ihre geheime Liebe, und fordere ihn auf, sie nicht zu verlässen. Alle Umstände paßten auf ihn, auf seine geheime Plane; und doch konnte er wieder nicht begreifen, warum der Aufsaz nicht von Sophiens eigner Hand war, und warum das bejammernswerthe Schiksal der betrogenen und ermordeten Geliebten nicht die Hauptsache ausmachte. Er fand sich aus dieser Verworrenheit nicht heraus, und wußte zulezt nicht, was er glauben sollte. Der Aufsaz war so rührend, daß sein Herz davon ergriffen wurde. Er kam auf den Gedanken, Sophien Alles zu gestehen, um ihre Hand zu bitten, und so seine schon endekte Verrätherei wieder gut zu machen. Weder heute, noch am folgenden Tage, ging er zu Sophien; er saß bei dem Aufsatze, und sann über jedes Wort darin.

Seine Lage wurde dadurch noch peinlicher, daß sein Vater ihm gerade in diesen Tagen einen Heirathsvorschlag gethan hatte. Er lehnte ihn mit zu grosser Kälte ab. Der Vater, der sonst den einzigen Sohn immer äusserst gütig behandelte, wurde härter als gewöhnlich. Der Sohn, der nur zu sehr fühlte, daß er ohne Sophien nicht glük-

lich seyn könne, und der auf allen Fall Herr seiner Hand bleiben mußte, um mit diesem Opfer, wenn es nicht anders möglich wäre, die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches, den Besiz Sophiens, zu erkaufen, — der Sohn wurde durch diese neue unvermuthete Verwickelung seines Schiksals gereizt, und äusserte Unmuth über die ungewohnte Härte seines Vaters. Dieser fand das Benehmen seines Sohnes höchst seltsam, machte ihm Vorwürfe, und befahl endlich mit Strenge. Der Sohn hörte nicht, und sein ganzes Betragen war höchst räthselhaft. Sein Vater verließ ihn endlich unwillig, und sann nach, was ihn auf einmal so gänzlich verändert haben könnte.

Nach einigen Tagen ging der Vater, um sich mit seinem Sohne zu erklären, auf dessen Zimmer, und fand ihn über Sophiens Auffsaz grübelnd, den Kopf in die Hand gestüzt. Der Sohn war so vertieft, daß er den Vater nicht kommen hörte, und daß dieser in einem Spiegel eine ganze Weile dessen Mienen und Bewegungen beobachten konnte. „Was hast du da, mein Sohn?" fragte der Minister endlich. Der Sohn wollte den Auffsaz weglegen, und sagte: etwas, mein Vater . . . — „Laß es mich doch sehen!" Er nahm das Papier, und der Sohn war bestürzt, weil er nicht bedachte, daß sein Vater in dem Auffsatze nichts Verdächtiges finden konnte. Der Minister erkannte bei dem ersten Blicke Herrmanns Hand, nahm den

Aufsaz, der seine ganze Neugierde erregt hatte, mit auf sein Zimmer, und — las ihn mit grosser Erschütterung; denn er fand hier sein Verbrechen mit Flammenzügen aufgezeichnet. So hatte Herrmann ihn nur damals erschüttert, als er schweigend mit der Nachricht von Luisens Tode vor ihn hintrat! Der mächtige Minister bebte hier wieder vor dem armen, verachteten Herrmann. Er stieß auf Ausdrücke, die sein Herz empörten, und zugleich zerrissen. „Er war nicht schlecht," schrieb Herrmann von ihm; „aber wurde ein Bösewicht, weil seine Tugend nur auf den Grundsäzzen der Ehre beruhete, nicht auf dem Glauben an Gott und an eine sittliche Weltordnung. Erst der Sarg wird die bittern Thränen der Reue von seinen Augen troknen; bei jedem Todesurtheil, das seine Hand unterzeichnet, wird er erblassen, und seufzen: ich Mörder!" Seufzend sprang der Minister auf; der Rachengel schwebte über ihm in der Gestalt Herrmanns, hielt ihm diesen Aufsaz vor, und rief: erblasse, Mörder! Mörder Luisens, erblasse!

Eine schrekliche, grauenvolle Stunde! die bitterste in Hochfelds Leben! Als aber sein Herz durch einige Besuche betäubt war, warf er die Frage auf: wie kommt der Aufsaz in meines Sohnes Hände? Er faßte sich, ging mit dem Vorsatze, ruhig zu bleiben, zu seinem Sohne, und fragte: wie bist du zu diesem Papiere gekommen? Von wem hast

du es? Ich verlange Wahrheit, und sollte sie mir auch schmerzlich seyn; ich verlange offne, nakte Wahrheit."

Der Sohn schloß aus seines Vaters Blicken, aus dem Ernste seiner Anrede, daß etwas vorgefallen sey, was er nicht wisse. Er sagte unruhig: das, mein Vater, kann ich nicht sagen! bei Gott, ich kann es nicht! — Jezt war dem Vater, als ob er von einem Blitze getroffen wäre. Schmerzlich lächelnd sagte er: „und wenn ich es nun schon wüßte!" Der Sohn verstand ihn falsch. Er erblaßte, und sagte bebend: mein Vater! o, ich Unglüklicher! Der Minister umarmte ihn schweigend, und sagte zitternd: „der Aufsaz enthält Wahrheit. Du kennst nun diese Thränen; lerne vor ihnen zittern! Laß uns heute zum ersten und zum lezten Male darüber reden, mein Sohn!" Gebeugt, gedemüthigt, zerschmettert, verließ er seinen Sohn, der ihm mit unruhigen Blicken nachstarrte, und ihn jezt noch weit weniger begriff. Was ist das mit diesem Papiere? dachte er. Bin ich bezaubert? Oder hätte sich Sophie gar an meinen Vater gewendet? Wie ist das? Warum bebte mein Vater? warum wurde er so bleich? Was geht ihn der Aufsaz an?

Der Minister glaubte jezt, sich das ganze Räthsel erklären zu können. Er nahm den Aufsaz, den er behalten hatte, hielt ihn zum Himmel, und

sagte, mit Todesblässe im Gesichte, mit rollenden Augen: ja, ich bin ein Mörder! Aber was ist dieser Mensch, der, stolz auf seine Tugend, das Herz des Sohnes mit Haß und Verachtung gegen den Vater füllt? Was bewog diesen rachsüchtigen, tückischen Tugendhaften, dem Sohne das Verbrechen des Vaters zu entdecken? — Seine Erbitterung gegen den Freund seiner Jugend wurde ein glühender Haß: denn er glaubte, Herrmann habe diesen Aufsaz absichtlich in seines Sohnes Hände gespielt; und das Betragen des Leztern, sein Erblassen, sein Zittern, der Ausruf: o, ich Unglüklicher! liessen ihn nicht zweifeln, daß sein Sohn auch den Nahmen des bezeichneten Verbrechers wisse. Die lezte Spur der geheimen Neigung zu Herrmann verschwand aus Hochfelds Seele. An ihre Stelle trat unversöhnlicher Haß, und eine Erbitterung, die um so grösser wurde, je mehr der Vater überlegte, wie hämisch es war, einen geliebten Sohn mit dem Verbrechen seines Vaters bekannt zu machen, der bisher Achtung für seine Tugenden gefordert hatte. Zitternd verschloß der Minister den Aufsaz, aber mit dem festen Entschlusse, Herrmannen seinen Zorn empfinden zu lassen. Der Elende, sagte er bitter, rächt meinen Fehler schwer. Er hat den Triumph, den er mir voraus ankündigte, erreicht. Zwanzig Jahre, die ich mit geheimer Liebe für den heimtückischen, unversöhnlichen Menschen gelebt habe, zwanzig Jahre sind nicht genug gewesen, seine Rache zu stillen! Da er mir nicht

sagen kann, wie sehr er mich, und nur aus beleidigter Eitelkeit, haßt; so schleicht der Teufel sich zu meinem Sohne, und ruft ihm zu: dein Vater war ein Bösewicht! O, der rachsüchtige Mensch! Von nun an soll er fühlen, daß er nicht ungestraft hohnlachen darf. Wenn er auch das Recht zu haben glaubt, alle Menschen zu verachten, so soll er doch wenigstens vor meiner Rache zittern lernen!

Die Gelegenheit zur Rache war unglüklicher Weise da. Der neue Floßverwalter hatte aus Mangel an Erfahrung Unordnungen verursacht, denen Herrmann, weil er krank lag, nicht abhelfen konnte. Nun kamen an diesen ein Paar sehr harte Verweise von der Kammer. Er vertheidigte sich mit Würde und Anstand; aber ein neues Reskript war noch weit härter: man drohete ihm mit Kassation, wenn er es noch einmal wage, bei seiner Pflichtvergessenheit, der man schon allzu lange nachgesehen habe, sich so unehrerbietig zu vertheidigen. Herrmann verlangte bei dem höchsten Tribunal die strengste Untersuchung und Genugthuung; man verwies ihn aber zur Ruhe. Er schwieg nicht: sein Ton wurde stärker, fester; und nun entließ man ihn in Gnaden seines Amtes.

Als er die Entlassung gelesen hatte, sah er Emilien lächelnd an, und reichte ihr bewegt, doch ohne Unruhe, die Hand. Sie streichelte seine

Wange, und sagte gelassen: lieber Herrmann — ein gutes Selbstgefühl ist mehr werth, als die reichlichste Besoldung. Ich vermuthe, was du gelesen hast.

Was ist es denn, mein Sohn? fragte der Kammer-Direktor. Dein leztes Schreiben war zu stark, mein Sohn. Ich will nicht hoffen, daß . . . — „In Gnaden entlassen, lieber Vater, was ich voraus sah, was ich fordern mußte, wenn man mir keine Genugthuung gab. Gott Lob! das Meiste ist geschehen. Karl und Julius sind beinahe Männer; da haben die Kleinen dann zwei Väter. Wir richten uns enger ein, das ist alles. Und, Base Elisabeth, sorgen Sie nicht; es soll Ihnen nie an Holz zu einer warmen Stube fehlen." — Nein, sagte Elisabeth kleinlaut: das ist es nicht! Ich habe nur noch Monate zu leben; und dieser Schimpf wird mir ohnehin das Herz abstoßen. Aber Ihre gute Frau bedaure ich; denn wenn es so fortgeht, daß Sie nirgends nachgeben wollen, Herr Vetter, so kann es doch noch dahin kommen, daß Milchen und Ihre Kinder betteln gehen müssen.

„Dahin wird es nicht kommen, Base; denn Gott Lob, sie können alle arbeiten."

Nun schon zweimal abgesezt! sagte Elisabeth bitter. Was soll daraus werden! Seyd klug wie

die Schlangen, steht in der heiligen Schrift. Ich dachte, die Zeit sollte Ihre Jugendhitze abkühlen; aber ich habe mich geirrt. Von Ihnen heißt es wohl mit Recht:

Das männlich Alter folgt darauf,
Und rühmt sich grosser Thaten;
Man will da immer hoch hinauf
Und über alle rathen.
Der Ehrgeiz macht zu Zank und Streit
Gar leicht ein solches Herz bereit,
Das sich allein hochschätzet.

Ich will nichts mehr sagen; aber das Haus hier steht auf keinen gesunden Pfählen. Die Kinder lernen von Ihnen nicht nach Menschen fragen.

„Aber desto mehr nach Gott und ihrem eigenen Herzen."

Das wird sie nicht weit bringen in der Welt. Das gehört nicht zum Leben.

„Aber zum Sterben, Base; und Sie sagen ja selbst: wer zulezt lacht, lacht am klügsten. Meine Kinder werden noch im Sterben das Leben auslachen können; und das, Base, will viel sagen!"

Ja spassen Sie nur. Mir stehen Thränen in den Augen, und da Ihren alten Eltern auch.

„Freudenthränen, Base! Was wetten Sie?" — Er stellte seinem Vater vor, und berechnete ihm, daß er auch ohne Amt mit seiner Familie ganz anständig leben könne. „Der Titel: Holz-Inspektor, lieber Vater, war Ihnen ohnehin immer nicht recht. Jezt heisse ich wieder: Herr von Lange. Meine Besoldung kosteten mir meine beiden Söhne auf der Universität; und die kommen nun in Kurzem zurük. Ich stehe also gerade auf dem vorigen Punkte, nur ohne einen Titel, den Sie haßten, und ohne ein Amt, dessen Beschäftigung mir schon längst zuwider war."

Der Kammer-Direktor sah wohl, daß sein Sohn nur ihm zu gefallen das sagte; allein daß der Titel Holz-Inspektor seinen Ohren unerträglich klang, hatte seine völlige Richtigkeit. Da nun Herrmanns Rechnung zeigte, daß die Familie noch immer, zwar eingeschränkt, aber doch anständig, leben konnte, so ertrug er den harten Schlag ganz ruhig. Auch war er in dem Hause seines Sohnes nun schon so weit gekommen, daß er, ungefähr wie Alexander zum Diogenes, sagte: wenn ich nicht ich wäre, so möchte ich wohl Herrmann seyn. Er fand nun doch, daß, nächst dem Glanze des vornehmen Lebens, ein Leben voll Liebe, Tugend und Unschuld, wie sein Sohn es führte, das beste sey.

Auch die Base Elisabeth wurde beruhigt;

Herrmann sagte ihr: er habe seinen Abschied gefordert. Das Schimpfliche einer Absetzung lag ihr am schwersten auf dem Herzen; und glüklicher Weise konnte Herrmann ein Paar Ausdrücke in seiner Entlassung so deuten, daß sie sich überzeugen ließ. Nun, meinte sie, so können wir ja sagen, Herr Vetter: es habe Ihnen nicht länger angestanden, Holz-Inspektor zu seyn. — „Und wir sagen die Wahrheit, Base; denn es steht keinem ehrlichen Manne länger an, ein Amt zu behalten, worin man ihm Pflichtvergessenheit vorwirft."

Man räumte nun ruhig, die Kinder sogar mit grosser Freude, die Amtswohnung, und bezog ein Haus neben Mühlenberg, das nur einiger Reparaturen bedurfte, um recht bequem zu seyn. „Nun?" sagte Herrmann nach vier Wochen; „was fehlt uns denn an unserm vorigen Glücke? etwa das Fluchen der Holzknechte?" — Nichts, Herr Vetter, sagte Elisabeth, die jezt nur zehn Schritte zu thun hatte, um zu der Prediger-Wittwe, ihrer Freundin, zu kommen.

Aber einige Tage nachher fiel ein zweiter Schlag: das Gnadengehalt des Kammer-Direktors wurde eingezogen. Es waren wirklich Einschränkungen im Lande nöthig, und es ging Mehreren so, wie dem Kammer-Direktor; doch der Minister Hochfeld hätte diesen wohl retten können.

Wirklich legte er dreimal die Feder weg, ohne zu streichen, weil ihm das Herz schwer war; aber er dachte an den heimtückischen Herrmann, und strich die Pension seines Vaters.

Der Kammer-Direktor hatte bisher von dieser Pension Alles bestritten, wodurch er sich und Andre noch einigermassen an seinen ehemaligen Glanz erinnerte. Er hielt sich davon einen Bedienten, trug noch immer mit Gold besezte Kleider, und schaffte zuweilen ein Prachtgeräth an. Seit einiger Zeit war nun gar ein Theil der Pension mit zu der Haushaltung verbraucht worden? und jezt? Der alte Mann fühlte den Verlust sehr tief, und fürchtete sich, seinem Sohne etwas davon zu sagen, weil er wenigstens ein finsteres Gesicht von ihm erwartete. Er ließ Herrmann rufen, empfing ihn ängstlich, entdekte ihm mit weiten Umschweifen sein Unglük, und bat ihn, diesen Verlust ja nicht ihm zuzurechnen. Ich will meinen Bedienten abschaffen, sagte er zögernd und sehr betrübt. Ich thue es ungern; aber es muß seyn, mein Sohn. — Herrmann drükte den Vater herzlich in seine Arme. „Nein," sagte er: „das sollen Sie nicht; Sie müssen Ihren Bedienten behalten, und nichts, gar nichts an Ihrem Leben ändern. Nein, mein Vater!" — Aber wie soll es denn werden? fragte der Kammer-Direktor freundlich und herzlich. Herrmann antwortete lächelnd: „ich will versuchen, bei ganz Deutschland in Dienst zu gehen." Er

hatte Schriften über die Erziehung ausgearbeitet, und verkaufte sie an einen Buchhändler, mit dem Mühlenberg verwandt war. Sobald Herrmann diesen neuen Nahrungszweig entdekt hatte, schrieb er in seinen glüklichsten Stunden auch die Ideen über die Moral nieder, die in seinem Herzen lagen, und suchte sie in ein gefälliges Gewand zu kleiden. Nicht lange, so gab er mit Freude in den funkelnden Augen seinem Vater vierhundert Thaler als Pension auf ein Jahr. Der Kammer-Direktor nahm das Geld mit niedergeschlagenen Blicken, mit zitternder Hand. Diese aufopfernde Liebe seines Sohnes, dieser angestrengte Fleiß rührte den alten Mann unaussprechlich, und erschütterte ihn tief. Er entließ seinen Bedienten mit einem reichlichen Geschenke, und sagte ihm, er möchte gehen, ohne von den Andern im Hause Abschied zu nehmen. Dann brachte er seiner guten, alten Frau, die unter der Liebe ihrer Kinder den Stolz voriger Zeiten längst vergessen hatte, seine Kleider, und bat sie, das Gold davon abzutrennen. Er faßte ihre Hand, und sagte: soll denn mein Sohn arbeiten für meinen thörichten Stolz, der ihn beinahe unglüklich gemacht hätte? Trenne das Gold ab, liebe Frau! Von jezt an will ich nichts mehr seyn, als euer guter Vater. Ich weiß, ich mache dir damit eine Freude, liebe Frau. — Das thust du, guter Mann! das thust du! sagte seine Gattin, und umarmte ihn mit heissen Thränen. Er seufzte noch einmal, zog den Rock

ohne Tressen mit Hülfe seiner Frau an, und fand, daß er sich auch ohne Bedienten ankleiden konnte.

Mittags bei Tische bedienten heute zehn Hände den Großvater, und Herrmann betrachtete ihn mit Ehrfurcht und dankbarer Zärtlichkeit. Der alte Mann fühlte sich leichter; er hatte mehr Zutrauen, und sprach heute zum ersten Male ohne Einleitung und Umschweife. Elisabeth betrachtete ihn sehr verwundert. Sie hatte sehr oft die Kleider des alten Herrn zu dem Gegenstande ihres Singens gemacht, und nur auf Herrmanns Bitten sich in dessen Gegenwart in Acht genommen; jezt aber fing sie triumphirend an zu singen:

Nun ist das Alte völlig hin,
Das Neu' ist da nach Geistes Sinn.

Herrmann ließ sie nicht bis zum Viktoria kommen. Er fing sogleich an etwas zu suchen. Elisabeth sang weiter, und verfolgte ihn dabei immer mit den Augen. Das Suchen war ihr sehr unangenehm, weil sie immer aufräumte, und eine Ehre darin sezte, das ordentlichste Haus in der Welt zu haben. Beim Anfange der dritten Strophe sagte er: „hier ist es doch unordentlicher, als in einer Trödlerbude!" — Elisabeth fragte erröthend: was suchen Sie denn? — „Die Papierscheere." — Die haben Sie ja in der Hand, Herr Vetter. Unordentlich? Ich glaube, in der

ganzen Welt ist nicht alles so an Ort und Stelle, wie hier. — Herrmann besorgte, sie möchte den Gesang, worin so viel von Eitelkeit und Kleiderpracht vorkam, noch nicht vergessen können; daher sagte er mit verstellter Hitze: „wie? heißt das nicht Unordnung? Gehört denn die Papierscheere in meine Hand?"

Ach, sollte man sich nicht ärgern! Haben Sie denn die Scheere nicht so eben vom Nagel genommen, wo sie immer hängt?

„Nun, ist es denn nicht die allerseltsamste Unordnung von der Welt, wenn man die Papierscheere sucht, und sie in der Hand hat?"

Base Elisabeth war aus der Fassung gebracht. Sie hielt nun eine kleine Rede über die Ordnung, die Herrmann aber mit Kopfschütteln anhörte, so daß sie gezwungen war, die Beweise für ihre Ordnung immer noch mehr zu häufen. Der Kammer-Direktor ging darüber weg; und nun hielt Herrmann eine Gegenrede, worin er der Base die größten Komplimente über die Ordnung in seinem Hause machte, deren Seele sie ganz allein wäre. Die Base sagte freundlich: Sie sollen schon noch fühlen, daß hier Ordnung und Gottesfurcht fehlt, wenn ich einmal erst nicht mehr da bin!

So hatten Mangel und Unglük den Frieden

in Herrmanns Hause nicht gestört, sondern vielmehr alle Herzen noch näher mit einander vereinigt. Der alte Herr trug keine Tressen mehr, und es war kein unnöthiger Bedienter mehr da: weiter merkte man keine Veränderung. Der Kammer-Direktor fühlte, welch ein Genuß in einer Aufopferung liegt, und fand sich gänzlich in den Geist, der die Familie seines Sohnes belebte. Herrmann war glüklicher als je; denn sein Verlust hatte neue Kräfte in ihm geweckt. Er war jezt ein Weltbürger und gegen alle Unfälle gesichert. Jezt, sagte er, bin ich wahrhaftig glüklich; kein Schlag des Schiksals kann mich noch treffen! —

Der junge Hochfeld blieb einige Tage aus Castrans Hause weg, weil ihm der Aufsaz noch immer ein Räthsel war. Castran, der darüber in Angst gerieth, und nun schon fürchtete, daß er sterben würde, ohne weiter zu steigen, ging selbst zu Hochfeld; und dessen erste Frage war: „was macht Ihre Tochter?" — Was macht sie, liebster Herr von Hochfeld! Sie fragt alle Tage, warum Sie nicht kommen. — „Ich fürchte, lieber Castran, sie weiß, wer ich bin." — O gewiß nicht. Wie sollte sie das auch wissen! Sie kommt nirgends hin. — „Aber den Aufsaz, den sie mir gab, ist so bedenklich." — Der Aufsaz? den sie Ihnen zum Durchlesen gab, weil sie nicht mehr mit Ihnen disputiren wollte? Den suchte sie neulich unter ihren Papieren; der ist von dem Inspektor

Lange. Was ist denn Bedenkliches darin? Ich kenne ja die Hand, wie meine eigene. Den hat der Inspektor vor einigen Jahren geschrieben. — Es fiel eine schwere Last von Hochfelds Herzen. Jezt erinnerte er sich, daß auch sein Vater die Hand zu kennen geschienen hatte. Freilich wußte er sich dessen Unruhe jezt noch weniger zu erklären; aber er bekam neuen Muth, und seine Besuche bei Sophien fingen noch heute wieder an. Doch was half es ihm? Das Mädchen zerriß alle seine Schlingen mit der größten Leichtigkeit, oder ging darüber hin, ohne sie zu berühren. Allmählich entstann zwar eine kleine Vertraulichkeit, die aber zu nichts weiter führte. Der Vater machte zuweilen mit seiner Tochter eine Spazierfahrt nach einem einsamen Hölzchen, und Hochfeld begleitete ihn. Hier, in der freien Natur, war auch Sophie freier und offner. Der Vater verließ sie, um dem Wirthe von seinen vornehmen Bekannten zu erzählen, und Sophie blieb mit Hochfeld allein. Sie ging neben ihm, oder saß an seiner Seite; aber sie strikte ruhig fort. Hochfeld hatte Waldhörner bestellt, die in der Ferne sehr angenehm bliesen. Sophiens Herz gerieth in Bewegung bei den sanften melodischen Tönen; doch auch dadurch kam er nicht weiter: das erste vertrauliche Wort, das er wagte, machte sie kalt. Ihr Herz schien durch Alles in der Natur in Bewegung zu gerathen, nur durch ihn nicht.

Jezt fing er an, eine neue Rolle zu spielen, um sich ihre Hochachtung zu erwerben; er wurde wohlthätig, und machte sie zu seiner Vertrauten dabei. Das gelang nicht übel; und Hochfeld hoffte schon das rechte Mittel zum Erreichen seines Zweckes gefunden zu haben. Er trug Bedenken, diese oder jene unglükliche Familie selbst zu besuchen, weil eine hübsche Tochter da war, für deren Ruf seine Besuche nachtheilig werden konnten. Sophie übernahm daher die Mühe, seine Wohlthaten zu überbringen. Natürlicher Weise mußte er sie Abends bis zu dem Hause der Unglüklichen führen, und dann auf sie warten, um sie wieder nach Hause zu begleiten. Kam sie dann mit Thränen in den Augen, mit Freude in dem bewegten Herzen, aus dem Hause der Unglüklichen wieder hervor, so drükte sie dem edelmüthigen Jünglinge wohl die Hand, und war zutraulicher, freundschaftlicher, gütiger gegen ihn, als jemals.

Hochfeld fand die Rolle, die er spielte, nicht leicht; der Preis war aber auch das theure Mädchen, das er mit ganzer Seele liebte und bewundernd anbetete. Doch ein einziger Augenblik vereitelte jezt alle Mühe, die er in so vielen Monaten verwendet hatte. Sophie erlaubte ihrem Mädchen eines Abends, auf ihr dringendes Bitten, in das Theater zu gehen. (Sie selbst war nur einige Male mit ihrem Vater darin gewesen, nie mit Hochfeld.) Als das Mädchen wiederkam, erzähl-

te sie Sophien mit Entzücken von allen den Herrlichkeiten, und sagte am Ende: auch habe ich Herrn Lambrecht gesehen, Mamsell. Ach, der war prächtig gekleidet! über und über mit Gold bedekt! Und auf der Brust hatte er ein Kreuz (Hochfeld war Domherr), und ein Mann, vor dem die Soldaten das Gewehr präsentirten, mit einem grossen Stern auf der Brust und einem breiten Ordensbande, war bei ihm. Sie sezten sich zusammen in eine prächtige Kutsche, und eine vornehme Dame fuhr auch mit, und zwei Bedienten mit Fakkeln stiegen hinten auf. Das war eine Pracht! Und alles machte ihnen Plaz, und die andern vornehmen Herren bükten sich vor dem Herrn mit dem Stern, und vor Herrn Lambrecht.

„Du hast nicht recht gesehen, Hannchen; das ist Lambrecht nicht gewesen."

O ja, das war er wohl! Er stand ja nicht nicht weit von mir, und ich habe ihn die ganze Komödie durch gesehen. Er war in der fürstlichen Loge, und sprach mit der Prinzessin wohl eine halbe Stunde. Und dann ging er ja, als es aus war, dicht an mir vorbei. Ich hätte beinahe gesagt: hier bin ich auch, Herr Lambrecht! so vergnügt war ich, Mamsell. Aber er hatte die Dame mit den grossen Federn am Arme. Das war eine Pracht! Und er trug den Ring am Finger, den er Ihnen neulich einmal zeigte: den mit

Steinen und dem schönen Portrait. Den habe ich recht deutlich gesehen, als er die Hand aufhob, um Plaz zu machen in dem Gedränge. Es war ja dicht vor meinen Augen. — Sophie war bleich geworden. „Ich bitte dich, Hannchen," sagte sie; „schweig davon. Und kommt er morgen, so thu mir den Gefallen, und geh ihm einmal von weitem nach. Sieh zu, wo er bleibt, und erkundige dich, wenn du kannst, auf eine bescheidene Weise nach seinem Nahmen." — Nach seinem Nahmen? Je, Mamsell, den wissen wir ja! — Sophie schüttelte den Kopf. „Den wissen wir nicht so recht. Ein Mann, der mit der Prinzessin in der fürstlichen Loge sprechen darf, heißt nicht Lambrecht. Ich bitte dich, Hannchen, schweig, und mache deine Sachen gut."

Am folgenden Tage kam Hochfeld, und Sophie zitterte, als sie ihn hörte. Er ging bald wieder, weil sie Kopfweh hatte und allein zu seyn wünschte. Nach einer Stunde kam Hannchen erschrocken zurük. Ach, Mamsell, das ist abscheulich! Es ist der Sohn des Ministers von Hochfeld. Hören Sie nur, wie ich das recht gewiß erfahren habe. Ich ging ihm ganz von weitem nach. Unterweges begegnete ihm ein Bedienter, ein alter Mann, der gerade einen solchen bunten Rock trug, wie die beiden gestern mit den Fackeln; der sprach ein Paar Worte mit ihm, und behielt den Hut in der Hand. Nun ließ ich ihn erst vorweg,

und als er um die Ecke der langen Strasse bog, da fragte ich den Bedienten: war der Herr, mit dem Sie eben sprachen — denn, Mamsell, hier muß man alle Bedienten Sie nennen . . . —

„Das sollte man überall, Hannchen!"

. . . Nun, ich sagte: war der Herr, mit dem Sie eben sprachen, nicht der Herr von Dornau? — Nein, mein Kind, sagte der alte Mann recht ehrlich: das ist mein junger Herr, der Herr von Hochfeld, der Sohn Sr. Excellenz des Herrn Staatsministers von Hochfeld. Nun lief ich hinter ihm her. Er ging die lange Strasse hinunter, dann über den Plaz, dann in die Steinstrasse, und dann in ein grosses Haus, vor dem eine Schildwache stand. Ich fragte eine Obstfrau, bei der ich noch die Aepfel hier kaufte, — Schade, daß sie sauer sind! — die fragte ich: wer denn in dem prächtigen Hause wohnte. Der Minister von Hochfeld, antwortete sie. — Der war es doch nicht, der junge Herr, der da eben ins Haus ging? — Warum nicht gar! sagte die Frau; und ich mußte mich noch auslachen lassen: das ist sein Sohn, der Domherr Hochfeld. Aber, liebe Mamsell, ich dachte, du mußt es doch noch besser wissen! Ich ging gegenüber in ein Bäckerhaus, und sprach allerlei mit der Jungfer im Laden. Als ich eine Weile da gewartet hatte, kamen der Herr mit dem Stern, und unser Herr

Lambrecht heraus. Ich fragte: wer sind denn die? Die Jungfer antwortete: das ist der Minister von Hochfeld, und der Domherr, sein Sohn. Die sehe ich alle Tage. Ach, Mamsell, was muß er nur darunter suchen, daß er sich hier Herr Lambrecht nennt, da er doch ein so vornehmer Mann ist!

Sophie antwortete nur mit einem Lächeln: „ich bitte dich, Hannchen, sage nicht ein Wort von dem Allen, zu keinem Menschen!" Noch begriff sie den Zusammenhang nicht. Es befremdete sie zwar, wie Jemand seinen Freunden so lange verhehlen könne, wer er sey; doch wollte sie dem Herrn von Hochfeld nicht Unrecht thun. Am folgenden Morgen besuchte er sie. Sobald er sich ihr gegenüber gesezt hatte, sah sie ihn fest an. „Wollen Sie die Güte haben, mir ohne Umschweife eine Frage zu beantworten? . . . . Welche Ursachen hatten Sie, mir und meinem Vater so lange Ihren wahren Namen und Ihren Stand zu verbergen?" Hochfeld wurde bleich, und war beinahe ohne Besinnung. So oft er sich auch auf ein solche Frage gefaßt gemacht hatte, zu der ein kleiner Zufall Sophien bringen konnte; so antwortete er doch, als sie zum zweiten Male, und jezt noch ernster, fragte, das Allerunglüklichste. Er warf sich ihr zu Füssen, und sagte: ja, ich bin nicht der, für den ich mich ausgab. Die gränzenloseste, unsäglichste Liebe

für Sie hat mich zu einem Schritt bewogen, den ich mir selbst vorwarf.

Sophie brauchte nur einige Sekunden, um Hochfelds Plan ganz deutlich zu sehen. Sie trat, mit Schrecken und Abscheu, einen Schritt von ihm zurük, weil er seine Arme gegen sie ausstrekte, faßte sich aber schnell, und sagte kalt; „stehen Sie auf, Herr von Hochfeld, und leben Sie wohl!" — Nein, theuerste, gütigste Sophie, nicht eher, als bis Sie mir vergeben haben. Sophie ging schnell an die Thür, und rief Hannchen. Hochfeld sprang auf, und warf einen Blik auf sie, um in ihren Augen ihre Absicht zu lesen. Darf ich Sie, sagte er flehend, noch um einen Augenblik Gehör bitten?

„Nein, mein Herr; ich muß Sie ersuchen, mich sogleich zu verlassen. Sie haben nichts zu sagen, was Sie entschuldigte. Ich begreife nicht, wie Sie glauben können, ich würde mich auf die Erörterung eines Betruges einlassen, dessen Mitschuldige ich seyn müßte, wenn ich je darüber etwas von Ihnen anhörte. Sie sollten mir mehr Gefühl meines Werthes zutrauen. Gehen Sie, mein Herr!"

Nein, ich gehe nicht. Bei Gott, ich gehe nicht! (Er stellte sich an die Thür.) Sie sollen mich hören! Bei Gott! Sie sollen!

„Ihre Art, sich aufdringen, mein Herr, ist ganz eigen. Sie werden mich zu etwas Hartem nöthigen, wenn Sie mich nicht verlassen."

Wozu? fragte er, betäubt von der Kälte ihres Tones.

„Sie aus Mitleiden hier noch länger zu dulden. Reden Sie also, mein Herr, und gehen Sie dann!" Sie sezte sich an ihren Arbeitstisch, und fing an zu stricken.

Ich liebte Sie, sagte er nun ängstlich und verwirrt, von dem ersten Augenblik an, da ich Sie sah, mit der heissesten Leidenschaft. Er machte eine Pause; Sophie strikte aber ruhig fort, und brachte ihn dadurch vollends um alle Fassung. Er betheuerte nun mit vielen Schwüren, daß er sie liebe, daß er ohne sie nicht glüklich seyn könne, daß die Verzweiflung ihn fürchterlich machen werde.

„Jezt, mein Herr," sagte Sophie endlich kalt und befehlend: „jezt haben Sie geredet; und nun gehen Sie!" In diesem Augenblicke trat Hannchen in das Zimmer, und Hochfeld ging nach einer Verbeugung. Hätte er zu Sophien gesagt, (was sie erwartete): es sey nur ein Einfall, eine Laune gewesen, daß er seinen Namen verborgen; er habe ohne allen Zwang mit Castran umgehen wollen: so würde sie ihm vergeben haben. Da er ihr aber

seine Liebe gestand, so war es ihr den Augenblik ganz deutlich, daß er den Plan gehabt hatte, sie zu verführen; und nun war ihr Widerwille gegen ihn auf einmal unauslöschlich.

Hochfeld eilte in grosser Angst nach Hause. Unterweges begegnete er Herrn Castran, erzählte ihm abgebrochen, und sagte am Ende: es ist vorbei; ich bin unglüklich! — Das wollen wir nicht hoffen, Ew. Hochwürden Gnaden! sagte Castran tröstend. Ob meine Tochter wohl schon erfahren haben mag, daß ich darum gewußt habe?

„Nein, das weiß sie nicht; das darf sie nicht wissen. Auf Sie, liebster Castran, setze ich meine ganze Hoffnung.“ — Und sie wird nicht fehlschlagen, liebster Herr von Hochfeld, sobald Sie nur bewirken, daß ich weiter komme.

Hochfeld gab Herrn Castran seine Rolle, und dieser benahm sich zu Hause ziemlich gut. Er erstaunte, als Sophie ihm sagte, daß Lambrecht Herr von Hochfeld heisse. Sie erzählte ihm, daß sie sich für die Zukunft seine Besuche verbeten habe. — Warum denn, meine Tochter? Laß ihn doch heissen Hinz oder Kunz! Hochfeld, des Ministers Sohn? Sophie, du wirst deinen alten Vater noch unglüklich machen! . . . In diesem Augenblik fällt mir wieder ein, woran ich so lange nicht gedacht habe. Der Herr Oberschazrath sagte mir

gleich im Anfange, ich hätte dem Herrn von Hochfeld meine Stelle zu verdanken. Nun, undankbar bist du nicht gern: das weiß ich, liebe Sophie.

Castran glaubte, seine Sache recht gut gemacht zu haben; und Sophie sagte, aufs neue erschrekt: „o, der Bösewicht! Schon so lange hat er den abscheulichen Plan gehabt? so lange schon?" — Welchen Plan denn, mein Kind? Er stellte nun seiner Tochter Himmel und Hölle vor, er beschwor sie, ihn wiederzusehen; sie schlug das aber standhaft ab. Ihr Vater wurde böse, und drohete, Hochfelds Besuche gegen ihren Willen anzunehmen. „Dann, lieber Vater," sagte sie ernst; „dann zwingen Sie mich, Ihr Haus zu verlassen."

Castran schwieg, weil er die Entschlossenheit seiner Tochter kannte. Indeß kam er noch oft mit Wehklagen auf das Kapitel zurük, und warf Sophien sogar die Idee hin, daß sie, wenn sie sich mit Klugheit benähme, am Ende Frau von Hochfeld werden könnte Sie glühete vor heisser Scham; denn tiefer hatte sie noch nie ein Mensch gekränkt. Aber — der Mann, der ihr das sagte, war ihr Vater. Sie suchte ihn sanft zu überzeugen, daß eine solche Verbindung sie nur erniedrigen könne. Castran machte bei dieser Aeusserung grosse Augen; er hatte keinen Sinn für die Denkart seiner Tochter, und hätte sie beinahe für wahnsinnig gehalten.

Die heimlichen Conferenzen zwischen Herrn Castran und Hochfeld dauerten fort. Dieser blendete jenen durch das feierliche Versprechen, ihm zu einer sehr ehrenvollen Stelle zu helfen; und der eitle Mann willigte in alle Plane der Verführers. Hochfelds Leidenschaft war furchtbar gestiegen. Er achtete nichts mehr gegen Sophiens Besiz, und wollte im Nothfalle sich sogar entschliessen, ihr seine Hand zu geben. Der Gedanke, daß sie ihn vielleicht dennoch heimlich liebe, verwandelte seine Beschämung über ihr kaltes Zurükweisen in Bewunderung ihres schönen Herzens; aber wenn er dann wieder dachte, es sey möglich, daß sie ihn hasse, so gerieth er in Wuth, machte die verwegensten Plane, und wünschte sich sogar Rache für die erlittene Beschimpfung.

Er wollte sie noch einmal ungestört sprechen; das war aber nicht leicht, da Sophie nicht mehr auf den Wall ging. Nun mußte Castran einmal wieder mit Sophien nach dem kleinen Walde fahren. Nach einer Stunde kam Hochfeld. Sophie warf einen Blik auf ihren Vater, und sah an seinem Erröthen, daß die Zusammenkunft verabredet war. Sie faßte ihren Entschluß sehr schnell, stand auf, und verbeugte sich gegen Hochfeld mit der größten Artigkeit. Hochfeld fing an: werden Sie mir verzeihen, Mademoiselle, daß ich mich noch einmal vor Ihnen sehen lasse? — „Hier, gnädiger Herr, habe ich nichts zu verbieten." — Sie

sind gegen alle Menschen gütig, und nur gegen mich allein ungerecht. Ich kann nicht leben, ohne mich wenigstens in Ihren Augen gerechtfertigt zu haben. Darf ich reden? — „Mußte ich Sie doch sogar in meinem Zimmer anhören! Da Sie wahrscheinlich mit Wissen meines Vaters hier sind, so reden Sie denn!"

Von dem Augenblicke an, da ich Sie kennen lernte, Mademoiselle, liebte ich Sie. Zuerst zog mich freilich nur der himmlische Reiz ihrer Schönheit an; aber schon das zweite Mal sah ich nicht mehr: ich hörte, ich fühlte nur. — Ein Zufall führte mich hier wieder zu Ihnen . . .

„Ein Zufall? Doch, es sey! Reden Sie nur, reden Sie:"

Hochfeld wurde ein wenig verlegen durch diese Unterbrechung. Ein Zufall, fuhr er indeß fort; denn, was Sie Absicht nennen könnten, war nichts als Zufall. Ich sah Sie wieder, und war fest entschlossen, mir Ihre Liebe zu erwerben. Meine Geburt schien mich von Ihnen zu trennen, und veranlaßte, ehe ich Sie genau kannte, bei mir die Besorgniß, daß ich Ihre Hand vielleicht ohne Ihr Herz erhalten würde. Ich nahm einen fremden Nahmen an, der mich Ihnen gleich machte; denn ich wollte Ihr edles Herz nur meiner Liebe verdanken, nicht meinem Range, nicht meinem

Reichthume. Erst zu spät sah ich, daß Sie zu groß für dieses Mißtrauen sind, und daß Sie nur den Mann lieben werden, den Sie achten können. Aber es war nur einmal geschehen, und ich ließ es so. Ich wollte mir Ihre Liebe erwerben, doch erst Ihre Achtung. Darum hütete ich mich, Ihnen die brennende Leidenschaft zu zeigen, die mein Herz verzehrte. Ich hatte die hohe, nun so schreklich zerstörte Hoffnung, Sie sollten mich lieben, weil Sie mich achteten, und nicht, Sie sollten mich achten, weil Sie mich liebten. Es schien mir ein schöner Triumph, Ihr Herz durch Freundschaft zu verdienen, nicht es durch Leidenschaft zu rühren. Das ist meine Schuld! Die zarteste, seelenvollste Liebe strafen Sie, wie ein Verbrechen! Ja, ich heisse Hochfeld, und werde der glüklichste Mensch seyn, wenn Sie meine Hand annehmen wollen. Hier steht ein Mann voll unaussprechlicher Liebe vor Ihnen, ein mit Unrecht gekränkter Mann, der Sie flehend bittet, ihn nicht unter der Trostlosigkeit einer ewigen Liebe vergehen zu lassen.

„Herr von Hochfeld," sagte Sophie ruhig, „die Wendung, die Sie dem Verhältnisse mit mir geben, scheint sich wenigstens denken zu lassen. Auch brauche ich nicht mit Ihnen darüber zu streiten, ob sie wahr ist, oder nicht. Wäre sie ersonnen, so würde Ihr eigenes Gefühl in diesem Augenblik die härteste Strafe seyn. Doch sie sey

wahr! Sie haben mich prüfen wollen, ob ich, ohne von ihrem Range etwas zu wissen, Sie lieben könnte. Nun denn, Herr von Hochfeld, Wahrheit gegen Wahrheit! Ich liebe Sie nicht, und würde Sie nie lieben, auch wenn Sie einen falschen Namen angenommen hätten. Jezt, denke ich, fordert es die Achtung, die Sie für sich selbst haben müssen, mich nie wieder zu sehen; jezt . . ."

O, sprechen Sie das harte Urtheil nicht aus! Wenn Sie den Schmerz dieses zerrissenen Herzens kennten, Sie würden mich nicht so abweisen! Das Mißtrauen redet aus Ihnen; aber ich will Ihnen meine Unschuld klar und deutlich beweisen. Erlauben Sie mir nur, daß ich mich öffentlich um Sie bewerben darf. Den Beifall Ihres Vaters habe ich, der Segen des meinigen wird mir nicht fehlen. Ich eile . . .

Diese, mit Leidenschaft gesprochenen Worte machten Sophien irre, so fest sie auch überzeugt gewesen war, daß Hochfeld ein Betrieger gewesen sey. Sie hielt ihn zurük, und sagte zögernd: „Herr von Hochfeld, bleiben Sie noch eine Minute." (Er näherte sich ihr mit ehrerbietigem Entzücken, und wollte ihre Hand ergreifen, die sie aber zurükzog.) „Sie scheinen mir nicht zu glauben; ich muß also noch hinzusetzen, was ich vielleicht nicht sollte; ich bin nicht mehr frei; ich bin schon mit einem edlen Manne verbunden."

Sie erröthete bei diesen Worten, und es stahlen sich aus ihren niedergeschlagenen Augen ein Paar Thränen hervor: Thränen, die sie dem zum ersten Male verrathenen heiligen Geheimnisse ihres Herzens weinte.

Hochfeld verstand das unrecht, und sagte mit Entzücken: O Sophie! darf ich diese Thränen für mich deuten? Welche Verbindung würde meine Liebe nicht zerreissen!

„Wie?" sagte Sophie schnell und heftig. „Haben Sie mich so übel verstanden? Ich liebe, Herr von Hochfeld: einen edlen Mann, der die Hoffnung meines ganzen Lebens ist; ich liebe ihn, und werde ihn ewig lieben. Dies sey denn das lezte Wort, das wir je mit einander sprechen!" Sie stand auf, und ging die Allee hinunter, dem Wohnhause zu.

Ach, liebster Herr Domherr, sagte Castran; davon weiß ich kein Wort. Rechnen Sie mir es ja nicht zu, gnädiger Herr!

Hochfeld starrte den Boden an. Also sie liebt? sagte er bitter. Sie liebt, und ich wäre bloß ein Spiel ihres Stolzes? Wie heißt der Mensch? fuhr er Castran an.

Das weiß ich nicht. Fast glaube ich aber, es

ist Karl, der Sohn des Inspektors von Lange. Ein schöner Mensch, Ew. Hochwürden Gnaden.

O, ich wünschte . . .! fuhr Hochfeld zornig auf.

Aber war das Ihr Ernst, Herr Domherr, daß Sie meine Tochter heirathen wollten?

Hochfeld starrte ihn an, und sagte in sich gekehrt: hätte ich eine Krone, ich wollte sie mit ihr theilen.

Ja, liebster Herr von Hochfeld? Nun, wenn das Ihr Ernst ist, so soll sie, ich gebe Ihnen mein Wort! Sie soll, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin!

Hochfeld fiel Herrn Castran um den Hals, und betheuerte, daß es sein heiligster Ernst sey, Sophien seine Hand zu geben. Castran sprang vor Freude umher, und rief! sie soll Ihre Frau werden! sie soll und muß! wahrhaftig sie muß! Herr Gott, eines Herrn Staatsministers Excellenz werden Herr Bruder zu mir sagen! O, wie kann ich da noch steigen! — Sie nahmen Abrede, wo sie einander treffen wollten, und Hochfeld ging mit Eifersucht, Begierde und Liebe im Herzen.

Jezt erst schien er seine Liebe zu empfinden;

jezt, da er verzweifelte, sie befriedigen zu können. Er war fest entschlossen, Sophien seine Hand zu geben. Jedes Opfer, das er ihr bringen mußte, schien ihm nicht zu groß. Er verwünschte den Einfall, sie zu betriegen; er verwünschte sich selbst. Sophiens Besiz war ihm nothwendig, wenn nicht sein Leben eine Kette von Elend seyn sollte.

Er schrieb an sie die rührendsten Briefe, bekam aber auf keinen Antwort. Selbst Castran verlor am Ende den Muth. Es ist unbegreiflich, sagte er, und schlug sich vor die Stirn; Schwiegertochter eines Ministers! Grosser Gott! Liebe Sophie, ich bitte dich, überlege doch nur! Der Sohn Sr. Hochfreiherrlichen Exzellenz des wirklichen Staatsministers Herrn von Hochfeld bietet dir seine Hand an! Um Gottes willen, überleg doch nur! Liebes Kind, ich bitte, ich beschwöre dich: habe Mitleiden mit deinem alten Vater, und laß ihn nicht in die Grube fahren, ohne Se. Hochfreiherrliche Excellenz Herr Bruder genannt zu haben! Herr Bruder! Bedenke doch nur! Willst du, liebes Herzenskind?

„Ich kann nicht, lieber Vater."

Ach Gott! der Schlag wird mich noch rühren vor Aerger. Sag mir nur, ob du ganz von Sinnen bist! — Sophie blieb fest bei Ihrem Nein! — Ich sage dir, es entsteht ein Unglük daraus.

Der Herr von Hochfeld schießt sich todt, oder dich, oder gar mich; denn, barmherziger Gott, ich habe ihm ja mein Wort gegeben. Und den jungen Lange, den schießt er todt wie einen Sperling. Nun, ich habe gethan, was ich konnte. Es ist dann deine Sache. Ich bitte dich, Kind! Der alte Lange ist abgesezt; aus dem Sohne wird nichts. Hier aber ist ein Domherr, der ein Kreuz trägt! Und im Adreßkalender will ich nachsehen, ob du nicht gar Hochwürden Gnaden hiessest. — Sophie blieb immer ruhig, und hatte für Alles, was ihr Vater sagte, nur die Eine Antwort: ich kann nicht.

Herr Castran ging zu Hochfeld. Das sey Gott geklagt, Ew. Hochwürden Gnaden! Meine Tochter hat weder Sinn noch Vernunft. Ich habe gedrohet, ich habe gebeten; aber nichts will helfen. Ew. Gnaden würden sie todtschiessen, habe ich gesagt; und man hat ja dergleichen Exempel. Hochfeld lächelte schmerzhaft. Sein Vater, den die Blässe des Sohnes besorgt machte, war in einer Unterredung mit ihm sehr gütig gewesen; und daraus schöpfte er Hoffnung, daß er für einen gewagten Schritt Verzeihung erhalten würde. Er sagte das Herrn Castran. Herr Gott! rief der, und schlug die Hände zusammen; welche hohe Gnade! Ich will geschwind nach Hause laufen, Hilft das nicht, so hilft nichts.

Auch das half nichts; Sophie blieb dabei, daß sie den Herrn von Hochfeld nicht sehen wolle. Er kam eines Abends selbst, als Castran Hannchen weggeschikt hatte. „Mein Herr," sagte Sophie sehr kalt, „wenn Sie noch einmal hierher kommen, werde ich Ihrem Herrn Vater Nachricht von den Anerbietungen geben, die Sie mir machen, und die ich durchaus nicht mehr hören will. In der Residenz wird doch die Wohnung eines schuldlosen Mädchens gesichert werden können!" Hochfeld knirschte mit den Zähnen, und sagte mit starrer Wuth: jezt verlasse ich Sie; aber, bei meinem Leben! Sie sollen nicht glüklicher seyn als ich! Bei diesem Ausbruche der Wuth fing Sophie an für ihren Geliebten zu zittern; indeß wurde sie bald wieder ruhiger. Sie wollte ihrer mütterlichen Freundin, Emilien, Angst ersparen, und sagte ihr daher nichts von dem Herrn von Hochfeld, ob sie gleich vorher von Lambrecht geschrieben hatte. Sie erinnerte sich jezt, daß zum Glük niemand den Nahmen ihres Geliebten wußte. Zwar vermuthete ihr Vater, daß es Karl wäre; allein oft zweifelte er auch wieder, und sie ließ ihn in seiner Ungewißheit, weil das ihren Geliebten sicherte.

In zuversichtlichstem Vertrauen auf seines Vaters Vergebung, legte der junge Hochfeld einen Plan an, der nothwendig gelingen mußte. Er theilte ihn Herrn Castran mit; und der gab herzlich gern seine Zustimmung, da die Trauung mit

Sophien den Hauptpunkt ausmachte. Alles war verabredet, und nun wurde schnell zur Ausführung geschritten. Castran ging mit seiner Tochter spazieren. Vor dem Thore fand er einen Miethskutscher, der anfragte, ob sie fahren wollten. Herr Castran nahm den Vorschlag an. Er stieg mit Sophien ein, und nun ging es in scharfem Trabe fort. Da das Fahren kein Ende nahm, so warf Sophie forschende Blicke auf ihren Vater, und sah, daß er zweideutig lächelte. Sie rief dem Kutscher Halt zu; der fuhr aber, ohne zu hören, im schnellsten Trotte weiter. Sophie wurde ängstlich und fragte ihren Vater, was dieses seltsame Fahren bedeuten solle. Castran wollte sich ausreden; sie rief aber ein Paar Vorübergehende um Hülfe an. Endlich näherte sich ein Reiter dem Wagen, der jezt auf seinen Zuruf anhielt. Sophie glaubte schon, frei zu seyn; der Reiter stieg aber in den Wagen, ließ die äusseren Holzfenster aufziehen, und es ging schnell wieder weiter.

Etwa nach einer Stunde wurden die Pferde gewechselt, aber an einem ganz einsamen Orte, in einem Walde. Sophie sah jezt an dem Gesichte ihres Vaters, und an der finstern entschlossenen Miene ihres Begleiters, daß sie auf keine Hülfe rechnen konnte. Nun wurde sie auf einmal wieder ruhig. Und was, dachte sie, kann man mir denn thun, das ich nicht zu hindern im Stande wäre? Sie legte sich ruhig in die Ecke des Wagens,

drükte die Augen zu, und übersann alle Gefahren, die ihr bevorstehen könnten.

Nach einiger Zeit ließ man die Fenster nieder, und Sophie sah, daß es Nacht war. Jezt wurden aufs neue Pferde vorgelegt, und es ging immer im schärfsten Trabe weiter. Bei dem Anbruch des Tages hielt der Wagen vor einer Gartenthür. Nun mußte Sophie aussteigen. Man führte sie in ein Haus, zwei Treppen hoch, auf ein Zimmerchen, das ganz bequem war, und wo sie sogar ihre Nachtkleidung fand. Sie fühlte, daß sie hier in Hochfelds Gewalt war; aber sie sah auch ein, daß Entschlossenheit und Kälte sie endlich retten mußten. Dies ist ihr Zimmer, Mamsell, sagte der Mensch, der sie im Wagen begleitet hatte. Man wird für alles sorgen, was Sie nöthig haben. Sophie blieb nun allein, und hörte die Thür des Saales verschliessen, der zu ihrem Zimmer führte. Jezt untersuchte sie Fenster, Thüren, Wände und Schränke mit der größten Aufmerksamkeit. Sie fand, daß sie fest eingeschlossen, aber auch vor jedem Ueberfalle sicher war. Ihre Gefangenschaft sollte lange dauern; daran konnte sie nicht zweifeln: denn es stand ein Klavier mit Musikalien da; auch lag weibliche Arbeit und sogar Leinenzeug für sie bereit.

Sie untersuchte das alles mit grosser Ruhe; als sie aber an das Fenster trat, und die fremde

unbe-

unbekannte Gegend sah (das Fenster ging nach einem grossen Garten hinaus, jenseits dessen Menschen in weiter Ferne Feldarbeit verrichteten), wurde sie dennoch traurig, und weinte. Die Thränen erleichterten ihr Herz, und sie bekam wieder Muth. Sie ging an das Klavier, spielte mit vollen Griffen, und sang mit fester Stimme ein Lied an Gott. Dann schob sie den Riegel vor die Thür, band ihn fest, legte sich nieder, und schlief so sanft, als wäre sie noch in ihres Vaters Hause.

Zwei Tage blieb sie allein, weil sie erst das Unangenehme der Einsamkeit fühlen sollte. Am dritten Morgen öffnete sich ihr Zimmer, und Hochfeld trat herein. Sie erblaßte doch ein wenig, als sie den Mann sah, der sie jezt so schreklich in seiner Gewalt hatte. Mademoiselle, sagte er sanft; dahin haben Sie mich gebracht, dahin, daß ich Gewalt gegen Sie brauchen mußte! Ich bin in Verzweiflung. Retten Sie mich davon. Sagen Sie nur, daß ich hoffen darf; und Sie sind hier Königin. — Er hielt ein. Sophie schwieg, und er fuhr fort: Sie haben mir Ihr Mißtrauen gezeigt; ich kann nicht läugnen, daß Sie Recht dazu hatten, ob ich gleich unschuldig war. Was kann ich mehr thun, geliebte Sophie, Ihr Mißtrauen zu endigen, als daß ich Sie bitte: lassen Sie einen Geistlichen unsre Hände zusammenlegen! Ihr Vater, ich, und selbst meine Verwandten, warten nur auf Ihre Einwilligung, um glüklich

zu seyn. Ich bitte, geben Sie mir eine gütige Antwort.

„Bringen Sie mich in das Haus meines Vaters zurük, aus dem Sie mich geraubt haben; dann will ich Ihnen antworten."

Sagen Sie nur eine Sylbe, geben Sie mir nur ein Zeichen, daß ich hoffen darf, theuerste Sophie; und auch dieser Wunsch soll erfüllt werden. Darf ich hoffen?

Sophie besann sich einen Augenblik, ob sie sich nicht durch eine, Hoffnung erregende Antwort retten sollte; aber sie konnte auch in dieser Lage der Wahrheit nichts vergeben. „Nein, mein Herr," sagte sie bewegt: „ich kann nie die Ihrige seyn; ich könnte es selbst dann nicht, wenn ich auch noch frei wäre. Das sage ich Ihnen, weil ich jeden Betrug hasse, ob ich gleich wohl glaube, daß er gegen einen Räuber, und aus Noth, nicht unrecht wäre." Hochfeld unterdrükte seinen Unwillen, und ging unruhig auf und nieder. Mademoiselle, sagte er dann leise, aber schneidend: Sie wissen, wie heftig meine Leidenschaft ist; Sie sehen, wozu sie mich gebracht hat. Unmöglich können Sie glauben, daß ich meinen Vortheil ganz ruhig wieder hingeben werde. So ungern ich es thue, so muß ich Sie doch einmal daran erinnern, daß Sie wirklich in meiner Gewalt sind, und daß verhöhnte

Liebe endlich furchtbar werden kann. — „Sie vergessen, mein Herr," sagte Sophie fest, „daß Sie nicht weniger unter den Gesetzen stehen, als ich. Wagen Sie es nicht, Ihre Gewaltthätigkeit weiter zu treiben! Ich habe Muth genug, Sie vor dem Throne des Fürsten anzuklagen. Oder glauben Sie, daß Sie mich ewig hier behalten werden?"

Nein; ich weiß, daß ich das nicht kann. Aber — Sie vergessen, woran ich Sie erinnern muß: daß Ihr Vater mein Mitschuldiger ist.

„Abscheulicher Betrieger!" rief Sophie erblassend. Sie sah mit Schrecken, daß er Recht hatte, und daß Sie nicht alle Mittel gebrauchen durfte, sich frei zu machen, weil sie ihren Vater schonen mußte.

Ich bin kein Betrieger, kein Räuber; nur ein Unglüklicher, der zu Ihren Füssen um Verzeihung flehet. (Er warf sich vor ihr nieder, und hatte Thränen in den Augen.) Ach, nur mit einem verzagenden Herzen habe ich zu diesem Mittel meine Zuflucht genommen, da Sie mir jedes bessre unmöglich gemacht hatten. O, noch einmal, noch tausendmal bitte ich Sie, machen Sie mir nur die fernste Hoffnung, mich einst zu lieben; und da Sie jezt nur als meine Gemahlin wieder mit Anstand in der Residenz seyn können (denn Ihr

plözliches Verschwinden hat ohne Zweifel Aufsehen gemacht): so geben Sie mir Ihre Hand, und machen Sie das Glük eines Lebens, das mir ohne Sie eine Bürde seyn würde. Ihr Vater ist wieder in der Stadt. Ich selbst bin hier nur ganz insgeheim; keiner meiner Leute hat mich gesehen. In einer Stunde bin ich wieder unterweges. So kann kein Verdacht auf mich fallen. Endigen Sie ein Gewebe von Begebenheiten, das ich selbst verabscheue. Gehen Sie als meine Gemahlin mit mir zurük in die Arme Ihres Vaters und meiner Eltern. Ich beschwöre Sie, theure Sophie!

„Nein, mein Herr, nein! In der That, ich fange an Sie zu verachten."

Ich rathe Ihnen, Mademoiselle, reitzen Sie die Verzweiflung nicht!

Sophie antwortete stolz: „ich fürchte keinen Menschen, am wenigsten einen Elenden; denn ich kann sterben. Einem Bösewicht sage ich offen, daß ich ihn hasse und verabscheue."

Hochfeld stand zitternd da. Er wendete sich aufs neue mit den rührendsten Bitten an sie; aber sie bezeigte ihm offen ihre gänzliche Verachtung. Endlich flammte sein Auge, und er trat drohend vor sie hin. So hören Sie denn auch Ihr Schiksal! Er suchte sich erst zu fassen; dann sagte er

kalt: Sie sind hier in meinem Hause sicher, und haben nichts von mir zu fürchten; allein die Qual, die ich empfinde, will ich nicht durch Eifersucht noch vermehren. Ihre Verbindung mit dem jungen Lange ist auf ewig getrennt. (Sophie erschrak.) Sie haben den jungen hübschen Menschen gesehen, der Ihnen das Essen bringt. Er ist mir denselben Abend, da Sie verschwunden sind, entlaufen. Das wissen meine Eltern, meine Freunde, meine Bekannten. Dieser Mensch hatte von mir den Befehl, mit Ihnen hierher zu fahren; und er ist mir treu. Nun gehe ich zu meinem Vater, und sage ihm, daß mein entlaufener Bedienter hier im Hause ist. Wir fangen ihn, fangen Sie mit, und erstaunen. Der Bursche fällt mir zu Füssen, und sagt: er habe mit Ihnen entfliehen wollen. Ihr Vater bestätigt, daß er Sie bei dem Spaziergange in dem Hölzchen mit diesem Burschen in einem zu vertraulichen Gespräche angetroffen habe.

„Mein Vater?" fragte Sophie zitternd.

Ihr Vater, fuhr Hochfeld ruhiger fort. — Seine Belohnung ist ein Titel, den ich ihm versprochen habe. Sie läugnen; Ihr Vater dringt aber bei dem Konsistorium auf die Kopulation mit meinem Bedienten. Sie läugnen noch immer; aber mein Bedienter und Ihr Vater behaupten. Mich hat Niemand hier gesehen, Ihren Vater

eben so wenig, und mein Bedienter ist ein junger, hübscher Mensch. Selbst Ihr Hannchen wird bezeugen müssen, daß sie ihn Abends einige Male hat aus Ihrer Wohnung schleichen sehen. Die Sache wird bekannt, und Ihr Geliebter, der junge Lange, bricht mit Ihnen. Das allein will ich; denn wahrhaftig, Niemand soll Sie besitzen! Das ist mein Plan. Sie müssen nun, wie Sie sehen, entweder als Frau von Hochfeld, oder als die entlaufene Geliebte meines Bedienten dieses Haus verlassen. Ich gebe Ihnen drei Tage Bedenkzeit. O, stossen Sie die Liebe, die Ehrerbietung nicht von sich, die ich Ihnen anbiete!

Sophie, die ihn ganz ruhig anzuhören schien, sank jezt bleich auf einen Stuhl; denn ein solches Uebermaß von Bosheit erregte den heftigsten Schmerz in ihrer Seele. Hochfeld näherte sich ihr. Sie sprang auf, sah ihn zitternd an, und sagte nur mit bebender Stimme: „ich bitte, Sie, mich zu verlassen. In drei Tagen! Dann sollen Sie meinen Entschluß wissen.“ Hochfeld ging nicht; er hoffte, daß Furcht vor Schande sie dahin bringen sollte, ihm sogleich ihre Hand zu versprechen.

Er war gar nicht Willens, den Plan auszuführen, sondern wollte nur Sophien damit schrecken. Das gelang aber nicht. Sophie zitterte nur vor den Gedanken, daß ihr eigener Vater Gehülfe einer solchen Bosheit war. Daß Karl

auch nicht einmal einen Augenblik so etwas von ihr denken könnte, davon war sie überzeugt. Sie fürchtete zwar die Schande, die Verläumdung; „aber," dachte sie, „in seinen, in Emiliens Armen werde ich alles vergessen, alles, selbst die fürchterliche Bosheit dieses grausamen Menschen." — —

Das treue Hannchen hatte die ganze Nacht mit grosser Angst auf ihre Herrschaft gewartet, und gerieth am folgenden Tage in noch grössere. Abends spät kam endlich Castran, und Hannchen fragte ihn sogleich: wo ist die Mamsell? Herr Castran, der jezt nicht mehr zweifelte, daß seine Tochter als Frau von Hochfeld wiederkommen würde, antwortete mit frohem Stolze, aber höchst räthselhaft. Hannchen sah ihn starr an, horchte, fragte wieder, sezte zusammen, und errieth die Wahrheit so ziemlich, da sie schon gemerkt hatte, daß Sophie den jungen Lange liebte und den Herrn von Hochfeld seit der Entdeckung seines Betruges verabscheuete. Sie brachte auch diese Nacht wieder in grosser Angst hin; aber so wie der Morgen dämmerte, war ihr Entschluß gefaßt. Die Post ging gerade heute ganz früh nach Herrmanns Wohnorte ab; sie bezahlte einen Plaz, und war schon einige Stunden gefahren, als Herr Castran aufstand, vergebens Hannchen rief, schimpfte, fluchte, sich endlich den Kaffee selbst machte, und dabei betheuerte, daß er sich künftig einen

Bedienten halten wolle. — Wenn Se. Excellenz wüßten, sagte er leise, daß Dero Herr Bruder hier stehen und Kaffee mahlen muß! Obendrein knarrt die verdammte Mühle, als sollte die ganze Stadt hören, daß ich sie drehe!

Hannchen sah, als sie ungefähr anderthalb Meilen gefahren war, einen Reiter der Post entgegen kommen. Sie starrte nach ihm hin, rief: ja, er ist es! stieg vom Wagen, und eilte Karln entgegen, der vor Kurzem von der Universität zurükgekommen war, und jezt ruhig daher trabte, um Herrn Castran einmal zu besuchen.

Ach, Herr von Lange! rief Hannchen. Karl stieg vom Pferde, und sie erzählte ihm in schneller Eil von Hochfeld, von Sophiens Ausbleiben, und von ihren Besorgnissen. „Wie, Hannchen?" fragte Karl mit bleichem Gesichte. — Hannchen wiederholte. — „Entführt, sagst du? von dem jungen Hochfeld? Mit Wissen des Vaters?" Hannchen wiederholte Alles noch einmal; jezt aber mußte sie aufsteigen, da der Postillion nicht länger warten wollte. Sie sagte nur noch: ich will es dem Herrn Inspektor melden; denn hier ist schnelle Hülfe nöthig. — Schnelle Hülfe! rief Karl, und sprang wieder auf sein Pferd. Sein einziger Gedanke, während daß er in die Residenz sprengte, war der: mit Wissen des Vaters! und der Vater ist da! Er stieg vor dem

ersten Wirthshause ab, bestellte seinem Pferde ein gutes Futter, und eilte zu Herrn Castran, fand ihn aber nicht mehr zu Hause. Man sagte ihm: er müßte gegen zwölf Uhr wiederkommen. Er fand sich schon um elf Uhr ein. Castran aber kam nicht; denn, dachte er, ist das verwünschte Mädchen noch nicht da, so muß der Bruder Sr. Excellenz sich selbst eine Suppe kochen! Ich will an der table d'hôte essen. Er that das, brüstete sich dort, erregte das Gelächter der übrigen Gäste, wurde immer in neue Gespräche verwickelt, und blieb auch den Abend. Karl wollte verzweifeln, daß Castran nicht kam. Er lief nach des Ministers Hause, und fragte, wo der Domherr wäre. Man sagte ihm: der sey verreist. Wohin? das wisse man nicht; er werde aber jede Minute erwartet. Karl wartete bis Abends spät, doch vergebens.

Unterdessen war Castran zu Hause gekommen. Er ging die Treppe sehr leise hinauf, weil Hannchen noch nicht da war, zog sogleich die Schuhe aus, und schlich auf Strümpfen, damit man nicht merken sollte, daß der Bruder Sr. Excellenz sich das Bett selbst machen müßte. Karl wartete bis Mitternacht, als Castran schon lange im Bette lag, unten bei dem Wirthe des Hauses, den er um Erlaubniß dazu gebeten hatte. Endlich sagte der Mann: Herr Castran müsse verreist seyn. Nun ging Karl noch einmal nach Hoch=

felds Hotel, und, als er das verschlossen fand, endlich nach dem Wirthshause, wo er bei seiner Ankunft abgestiegen war.

Am folgenden Morgen ging er wieder zu Castran; und jezt war der zu Hause: der Wirth hatte ihn gehen hören. Karl lief die Treppe hinauf, und pochte heftig an die verschlossene Thür. Herr Castran war so eben wieder beim Kaffeemahlen. Poche du nur! dachte er; erst muß das Kaffeegeräth über die Seite geschafft seyn, ehe ich aufmache. Er nahm die Kaffeemühle, den Theekessel, das Feuerzeug in beide Hände. In dem Augenblik flog die gesprengte Thür auf, und Karl fragte den erbleichenden Castran: „wo ist Sophie?" Ei, du mein Gott! Liebster Herr von Lange, seyn Sie willkommen! Erlauben Sie gütigst. Da hat mir Hannchen alles das Teufelszeug auf meinen Schreibtisch gesezt. Ich wollte einen Bericht an Se. Excellenz . . . — „Wo ist Sophie?" — Sophie? Ja, das ist eben der Umstand. Mit der hat es eine ganz eigne Bewandniß. Es kann ihr ein grosses Glük begegnen. Ich darf nur noch nicht davon reden. Kennen Sie Se. Excellenz des wirklichen . . . — „Wo ist Sophie? frag ich. Gestehen Sie mir die Wahrheit; oder beim hohen Himmel!" (Er zog eine Taschenpistole hervor.) „Noch einmal: wo ist Sophie?" Castran ließ vor Schrecken Kaffeemühle, Theekessel und Feuerzeug fallen. Liebster Freund, liebster

Herr von Lange! thun Sie das Ding weg! Sie könnten mich unvorsichtiger Weise erschiessen; und ich bekomme jezt Verwandte, die lange Arme haben. Sie machten Sich unglüklich!

Karl glaubte, Herr Castran suche nur Ausflüchte. Er fragte aufs neue heftig: „wo ist Sophie? Ich verlange Antwort, oder ich gehe auf der Stelle zum Minister von Hochfeld, und sage ihm, daß Sie der Mitschuldige seines Sohnes sind! Wo ist Sophie? Und — hat sie nur eine einzige Thräne vergossen . . . Zum lezten Male: wo ist Sophie?" — In Sordingen! sagte Castran eilig. Sie ist Braut; aber es soll noch nicht bekannt seyn. Halb und halb haben Se. Excellenz schon Ihre Einwilligung gegeben. Sie können es auch; denn, liebster Herr von Lange, ich kann endlich dreist sagen, daß ich aus einer alten adeligen Familie bin.

„Wo liegt das Sordingen?"

Sparen Sie die Reise; die jungen Leute sind schon verlobt. (Karl griff wieder nach der Pistole.) Nun ja doch, ja! Es liegt auf der Strasse nach * * *, am Salzbacher See. — Karl verließ das Zimmer, stieg zu Pferde, und sprengte den Weg nach Sordingen.

Indeß war Hannchen bei Herrmann ange-

kommen. So wie Sie nur in das Zimmer trat, rief sie: ach, lieber Gott! Mamsell Sophie ist entführt! Emilie wurde blaß; Herrmann sprang auf. Base Elisabeth schlug die Hände zusammen, und sagte: wenn Karln nur kein Unglük widerfährt! Er ist hitzig, und das Mädchen hat er lieb, wie sein Leben.

Hannchen erzählte, was sie wußte; und das, verglichen mit dem, was Sophie Emilien selbst geschrieben hatte, zeigte sehr deutlich, daß die Gefahr nicht gering seyn konnte. Jezt kam Luise, und zeigte ein Billet, das lezte, das sie von Sophien bekommen, und die Besorgniß noch vergrösserte. Sophie sagte darin: „ich habe mit einem entschlossenen Bösewicht zu thun, der von meinem Vater unterstüzt wird, und sich berechtigt glaubt, Alles zu wagen. Er ist jezt still; aber desto mehr fürchte ich ihn. Sobald ich ruhiger bin, erzähle ich dir ausführlicher. Sage unsern Freunden nichts. Vielleicht sehe ich mehr Gespenster, als da sind; und warum sollte ich sie dann beunruhigen?" — O, wenn nur Karl nichts erfährt! jammerte Elisabeth. — Der junge Herr? sagte Hannchen. Ach, der weiß ja schon alles! Sie erzählte, daß er ihr begegnet, über ihre Nachricht blaß geworden, und dann im schnellsten Galopp nach der Stadt gesprengt sey.

Herrmanns Auge wurde finster; Emilie legte

die zitternde Hand an die Stirn, um die Blässe ihres Gesichtes zu verbergen; Elisabeth fing an zu prophezeien, zu beten und zu singen. Von Allen sah' Herrmann Karls Gefahr, irgend eine Unbesonnenheit zu begehen, am besten ein. Er wollte so eben seine Angst äussern; aber er warf einen Blik auf Emilien, und schwieg. Hochfeld? fragte Emilie noch einmal bebend, näherte sich ihrem Gatten, lisperte ihm ängstlich zu: sie sind Brüder! und rang die Hände. Das ganze Haus war voll Jammers.

Herrmann schikte zuerst seinen Julius auf einem von Mühlenbergs Pferden fort, gab ihm insgeheim seine Instruktion, und befahl ihm, zu eilen. Als er wieder in das Zimmer zu seiner Familie kam, rechnete die Base Elisabeth nach ihren besten Kräften alles Unglük her, das aus der Begebenheit entstehen könnte. Ja, rief sie dem Vater entgegen: du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen, Herr Vetter! Ich zitterte jedes Mal, wenn Sie sagten: nun kann uns kein Unglük mehr treffen. Da ist es ja! Der arme Karl!

„Sie haben Recht, Base!" sagte Herrmann weich. „Darf denn das Sandkorn je sagen: jezt liege ich fest? jezt kann kein Sturmwind mich mehr fortrollen? Emilie, ich bitte dich, habe Muth!"

Muth? erwiederte die Base. Nein,

Verzagen will ich Herr vor dir,
Vor deinem Zorne für und für!

„Nein, gütiger Gott!“ sagte Herrmann; verzagen will ich nicht: denn du bist die Liebe. Sezt euch her, Kinder; sezt euch alle! Was ist es denn nun? Man hat unsre Sophie entführt; Karl ist aber schon auf ihrer Spur. Was haben wir da noch zu fürchten? Nichts als eine Scene, bei der Karl ein Mann zu seyn, bei der Sophie seine Liebe, und er ihre Treue kennen lernen wird. Wäre das durch irgend etwas zu theuer erkauft? Was ist denn nun das Unglük? Eine Minute, worin das Herz von biegsamen Eisen zu Stahl gehärtet wird! Und ist da nicht der Vortheil blank und baar? Wir nennen das Elend: dunkle Nacht; aber wir bedenken nicht, daß die Stunden des Kummers und des Unglüks noch einmal so schnell hinfliegen, als die übrigen Stunden des Lebens; bedenken nicht, daß wir den Propheten Jonas drei Tage und drei Nächte in den Wallfischbauch einsperren, da es doch nur anderthalb Tage waren, wie es ...“ —

Was? rief Elisabeth: drei Tage und drei Nächte waren es!

„Sie haben ohne Zweifel des Engländers Alabaster Erklärung dieser drei Tage nicht gelesen, Base Elisabeth. Jonas brachte sie mit dem Wall-

fische im Mittelpunkte der Erde zu, wo er Tag und Nacht zugleich hatte; und so machen anderthalb Tage gerade drei Tage. Ist es nicht, sage ich, eben so mit jedem Unglüklichen? Er steht schon wieder seit anderthalb Tagen in dem Lichte des Glückes, wenn wir glauben, er sey noch im Mittelpunkte der Erde. Hat denn nicht auch der Unglükliche, wie der Prophet, Tag und Nacht zugleich? Erscheint ihm nicht von der einen Seite die Ewigkeit mit den hellsten Strahlen, wenn ihn von der andern Menschen, Glük und Ruhe verlassen? Alabaster ist über seine Meinung getadelt worden; er hat aber gethan, was er konnte, um dem armen Propheten sein Unglük zu verkürzen."

Ich will Gott loben, sagte Elisabeth, wenn Karl, wie der Prophet Jonas, mit drei Tagen davon kommt. Aber ich glaube es nicht.

„Warum nicht? Sagen Sie, Base: warum nicht? Emilie, wir sind unglüklich gewesen; aber war denn das Glük nicht schon hell und leuchtend dicht vor uns, wenn wir noch die Augen mit den Thränen des Kummers benezten? Emilie, als ich von dir schied, auf ewig von dir und meinem Glücke — wenn wir Beide da gesagt hätten; wir wollen nicht weinen, wir wollen ruhig erwarten; wären wir nicht weiser gewesen? Trat nicht ein Mensch, den ich nicht nennen kann, einmal mit dem festen Vorsatze, mit der festen Gewißheit, mich unglüklich zu machen,

vor mich hin? Und was that er? Er machte mich glüklich, er gab mir Emilien."

Wer war denn das, Herr Vetter? fragte Elisabeth. Davon weiß ich ja nichts.

„Ganz recht; denn ich habe versprochen, den Namen nie zu nennen. Aber — ich bin wirklich böse auf den Tanzmeister; der hat uns mit seiner Narrheit diesen Jammer zugezogen. Da habt ihr die Ehrsucht! Wäre er hier Floßverwalter geblieben, ich wollte doch sehen, wer uns hätte unglüklich machen können! Er verkuppelt seine eigne Tochter, um zu steigen. Ich wollte, der Mensch wäre hier! Lieber Gott! seine eigene Tochter!"

Das kommt von der grossen Welt! fiel Elisabeth ein. Sophie konnte ja hier bleiben!

„Das konnte sie, Base; aber sie durfte nicht. Jezt darf sie; und wenn wir einmal wieder beisammen sind, dann wollen wir unbekannt, in tiefer glüklicher Verborgenheit, leben. Nur den grossen Mann stürzte das Unglük zu Boden; der kleine, wenn er auch fällt, steht schon wieder, ehe man es weiß."

Wie der grosse Philosoph, Vater — wie hieß er doch? —, der dem Papste die Füsse küßte, sagte Herrmanns jüngster Sohn.

„Recht,

„Recht, lieber Junge! Albert hieß er, mit dem Zunahmen: der Grosse. Er war von Person so klein, daß, als er schon längst wieder stand, der Papst noch immer glaubte, er läge auf den Knieen, und ihm sagte, er möchte aufstehen. Recht! Und merke es dir: laß die Leute immerhin von dir glauben, du lägest zu Boden, wenn du nur stehst. Ja, das kann man! Laß uns fest stehen, Emilie! Wir sind schuldlos; und wenn Karl Sophien gerettet hat, und uns zuruft: steht auf! so wollen wir antworten: wir stehen schon. Wir hofften auf Gott; und fielen nicht. Es gehört Philosophie dazu, und eine bessere, als der grosse Albert hatte, wäre sie auch, wie man sagt, eine Wundergabe gewesen. Es gehört dazu ein schuldloses Herz, und Vertrauen auf die Vorsehung. Beides haben wir, Gott sey Dank! Laßt also Karln reiten; er reitet zu einer guten That. Geh, lieber Junge, zu Mühlenberg, und bitte in meinem Nahmen um sein andres Pferd. Auch ich will nach der Residenz. Vielleicht, guter Gott . . .! Gieb mir doch den Ring, Emilie, den kleinen goldnen, mit dem Herzen oben drauf! Ich könnte ihn gebrauchen."

Er nahm den Ring zu sich, den ihm Hochfeld vor seiner Reise geschenkt hatte, und ritt den Weg in die Residenz. „Ist doch," dachte er, als er das Städtchen hinter sich hatte, „bei ein wenig Ueberlegung das Unglük nur eine Begeben-

heit, wie das Glük, und der Schmerz nur ein Zustand, wie das Entzücken, dessen Beobachtung Vergnügen erregen kann. Hat sich ein Unglük ereignet, so weiß ich, Karls trüber Blik und Sophiens Thränen werden mein Herz zerschmelzen, und meiner Seele die Ruhe nehmen. Anstatt, daß ich als Hausvater sagen sollte: tröstet euch, Kinder! werde ich sagen: laßt uns sterben vor Schmerz und Gram!" (Dabei rollten die Thränen schon über sein Gesicht.) „Ich könnte ein wenig an der Zeit rücken, vierzig Jahre vorüber fliegen lassen, Karln und Sophien auf ihre Sterbebetten oder in ihre Särge legen, und, um mich zu trösten, sagen: jezt fühlt ihr den Schmerz nicht mehr; er ist mit den Augenblicken verschwunden. Waren wir nicht damals Thoren, als wir euer Unglük beweinten? Ich könnte ja einen code noir der Gefühle machen, und, wie Ludwig der Funfzehnte sagte: nous voulons que les esclaves soient reputés meubles; so könnte ich sagen: meine Kinder, ich will eure Thränen nur als Ergiessungen der Thränendrüsen betrachten, euer Herz für nichts andres ansehen als für das Drukwerk des Blutes, und euern Schmerz nur für ein Spiel der Muskeln. Das könnte ich wohl; aber ich werde, das fühle ich, das Gegentheil thun: jammern, wo ich trösten, weinen, wo ich heiter seyn sollte. Ich werde euch nicht in eure Särge legen; ich werde mich selbst in das meine wünschen, um nicht Zeuge eurer Schmer-

zen zu seyn.“ So philosophirte Herrmann auf der ganzen Reise, und sein Herz wurde darüber so weich, seine Empfindung so wehmüthig, daß er in dem Unglük seiner Kinder alle Leiden der Menschen bejammerte.

Kaum war er in der Residenz vom Pferde gestiegen, so erzählte ihm der Hausknecht im Wirthshause: es hat sich ein Unglük ereignet; der Sohn des Ministers von Hochfeld ist erschossen. — „Ach, das ist zu viel, barmherziger Gott!“ stammelte Herrmann in tödtlicher Angst. „Wer? wer?“ — Man sagt, der Thäter wäre ein Herr von Lange. Auch ist er schon gebracht, kreuzweis geschlossen. Herrmann schwankte, und hielt sich am Sattel fest, um nicht niederzusinken. Ich habe ihn bringen sehen, fuhr der Hausknecht fort: ein hübscher junger Mann, in einem blauen Rocke. So kraft- und gedankenlos hatte Herrmann sich nie gefühlt. Er stand erst mitten auf dem Hofe stumm, gebeugt, und seufzend da; dann fragte er, in welches Gefängniß man den Thäter gebracht hätte, und ging mit langsamen Schritten dahin. Die Todesblässe in seinem Gesichte zeigte, daß noch immer das erste Schrecken über die Nachricht bei ihm wirkte, und daß der Schmerz noch nicht eingetreten war.

An der Thür des Gefängnisses bekam er die Bestätigung der schrecklichen Nachricht, von einer

Gerichtsperson, die so eben den Gefangenen verlassen hatte. Er bat um Erlaubniß, diesen zu sehen; sie wurde ihm aber verweigert. Nun sezte er sich auf die Schwelle der eisernen Thür, die zu seinem Sohne führte, und legte die beide Hände vor die Stirn. Der Kerkermeister fragte ihn endlich rauh: was wollen Sie hier? Mit Furchtsamkeit und Angst antwortete Herrmann: „es ist mein Sohn!" — Grosser Gott! rief der Kerkermeister, ergriffen von dem Tone, mit welchem diese Worte gesagt wurden. Er ließ den unglüklichen Vater ruhig sitzen, und warf nur im Vorübergehen mitleidige Blicke auf ihn.

Nach und nach kam der unglükliche Herrmann wieder zu sich selbst. Er stand auf, sah umher, und betrachtete die festen Thüren, die Riegel, die Schlösser, die Mauern. Was manchen Andern noch mehr gebeugt hätte, richtete ihn auf. Er strekte beide Hände gen Himmel, und sagte: „dennoch unschuldig!" Diese Vorstellung erheiterte ihn. Er ging mit dem festen Glauben, daß der geliebte Jüngling nicht schuldig seyn könne, nach Hochfelds Hause, um mit dem Minister zu sprechen. O, sagte er leise, als er in die Thür trat: **Er** ist der Unglükliche, der Trost bedarf; nicht ich! nicht ich!

Karl war wirklich unschuldig. Sobald er von Castran Sophiens Aufenthalt wußte, sprengte er

dahin. Sein Pferd mußte er schon nach zwei Meilen stehen lassen, und den übrigen Weg zu Fusse gehen. Als er in Sordingen ankam, fragte er in dem herrschaftlichen Hause unten nach dem Herrn von Hochfeld. Man sagte, er wäre oben. Karl ging leise die Treppe hinauf, und horchte vor jeder Thür. In dem zweiten Stockwerke hörte er sprechen, erkannte Sophiens Stimme, und öffnete schnell. Sophie sprang erblassend auf, warf sich an seine Brust, und rief: o, lieber Karl! willkommen, mein Retter! Gott sey Dank! mein Geliebter! Dieser Bösewicht hier, (sie zeigte auf Hochfeld) dieser elende, verächtliche Mensch, dieser . . . — Sie wollte fortfahren; aber Hochfeld stürzte, ausser sich vor Eifersucht, auf Karln zu, riß ihn wüthend von Sophien zurük, und befahl ihm, sogleich das Zimmer und sein Haus zu verlassen. „Sogleich!" sagte Karl mit einem verachtenden Lächeln, das Hochfelds Zorn noch stärker reizte. Er faßte Sophiens Hand, und sagte: „komm, liebe Sophie!"

Das Mädchen bleibt hier! rief Hochfeld, und stürzte sich zwischen Karln und Sopien. „Das Mädchen geht mit mir!" sagte Karl, zwar laut, aber kalt, und warf Hochfelden zurük. Hochfeld zog in seiner Wuth den Degen, drang auf Karln ein, und verwundete ihn, doch nur leicht, am Arme. Karl sprang zurük, und rief mit Heftigkeit: „Mörder!" Er nahm seine Pistole aus der

Tasche, und hielt sie Hochfelden vor. Dieser drang von neuem auf ihn ein, und stieß nach ihm. „Mörder!" rief Karl, und drükte ab. Hochfeld stürzte nieder, und schwamm im Blute. Jezt drangen Leute in das Zimmer, die der Lärmen schon herbei gezogen hatte. Sophie faßte bebend und bleich Karls Hand, um ihn fortzuziehen; er blikte aber bedauernd auf Hochfeld hin, und ging nicht von der Stelle. Ein Bedienter rief zum Fenster hinaus nach Hülfe, und der Gerichtsverwalter des Dorfes kam. Karl wurde verhaftet, da er ohne Zögern sagte: ich habe auf ihn geschossen, weil ich mich vertheidigen mußte. Ein Paar Leute holten einen Arzt. Der Gerichtsverwalter ließ, aus Furcht vor dem Minister, Karln sogleich in Ketten legen und ihn mit einer Bedeckung nach der Residenz bringen. Sophie sezte sich zu Karln in den Wagen, hing an seinem Halse, und betheuerte, daß sie mit ihm sterben wolle. So kamen sie am folgenden Tage in die Residenz.

Sophie wollte das Gefängniß mit ihrem Geliebten theilen; man erlaubte es ihr aber nicht, da der sterbende Hochfeld sie vor dem Gerichtsverwalter in Sordingen für gänzlich unschuldig erklärt hatte. Eben als Herrmann vor die Thür des Gefängnisses kam, war Sophie weggegangen, um sich auf dem Schlosse dem Fürsten zu Füssen zu werfen, den sie aber nicht antraf.

Herrmann ging zu Hochfeld, und ließ sich nicht bei ihm melden, da er das Wohnzimmer kannte. Der Minister hatte den tiefsten Gram in dem bleichen Gesichte, und seine Augen standen voll Thränen über den Verlust des einzigen Sohnes. Er wendete sich um, als die Thür aufging, wurde noch bleicher, als er Herrmann sah, und seine Augen fingen an zu funkeln. Was wollen Sie? sagte er zornig. Fort aus meinen Augen! — Herrmann näherte sich ihm einen Schritt, blikte wehmüthig auf seinen alten Freund, und sagte sanft: „ein unglüklicher Vater will einen unglüklichen Vater um Gerechtigkeit bitten."

Die soll dem Mörder werden! rief Hochfeld heftig. Gerechtigkeit, unerbittliche Gerechtigkeit! Er hat meinen Sohn ermordet!

„Und ist unschuldig."

Unschuldig? Fort von hier! Ich weiß schon, wie unschuldig er ist. Ich weiß, wie unschuldig Sie selbst sind, rachsüchtiger Mensch! Aber, bei Gott! Sie sollen lernen, was ein Vater, ein unglüklicher, kinderloser Vater, kann!

„Ich werde lernen, was ein Mensch ist, was ein Mensch nur seyn darf: gerecht!"

Nun wohl denn! Fort also! fort von hier! Dem Mörder Gerechtigkeit und den Fluch eines unglüklichen Vaters!

Jezt zog Herrmann den Ring vom Finger, und reichte ihn Hochfelden hin. „Gieb mir diesen Ring, sagten Sie einst zu mir in den fröhlichen Tagen unserer Jugend; gieb mir diesen Ring, und mein Herz soll wieder dein seyn!"

Hochfeld riß ihm den Ring aus der Hand, warf ihn zu Boden, und zertrat ihn in dem heftigsten Zorne. Fort! rief er; fort! Verdammt sey die Stunde, da ich an diesem heimtückischen Herzen lag, das mit seinem Hasse den Mörder meines Sohnes erzog. Fort! — Herrmann faltete die Hände. „Ich liebte ihn," sagte er, halb von Hochfeld abgewendet; ich liebte ihn immer, liebe ihn noch jezt. Und führt er den Unglüklichen auf das Blutgerüst, so will ich ihm vergeben, und ihn dennoch lieben! . . . Herr von Hochfeld!"

Jezt riß der Minister Herrmanns Aufsaz, der durch Sophien in seines Sohnes Hände gekommen war, aus dem Schreibtisch, hielt ihm den hin, und sagte: niedriger Heuchler! Erst wollten Sie den Sohn mit dem Vater entzweien; dann lassen Sie ihn ermorden! Ich sage: fort von hier!

Herrmann sah den Aufsaz an, und fragte erstaunt: „was ist das? Wie soll ich das verstehen? Diesen Aufsaz schrieb ich vor mehreren Jahren für eben das Mädchen, das Ihr Sohn entführt hat.“ Hochfeld nahm ihm den Aufsaz wieder aus der Hand, und riß ihn durch. Herrmann trat ihm aufs neue einen Schritt näher, und sagte: „Ew. Excellenz scheinen mich in einem Verdachte zu haben, dessen Ursache ich nicht kenne. Aber es wäre auch, so hat der Gefangene meine Schuld nicht zu theilen; und da Ew. Excellenz Richter sind, so dürfen Sie nicht Vater seyn. Ich verlange, gehört zu werden. Den Vater bedaure ich; aber von dem Minister fordre ich Gerechtigkeit.“

In diesem Augenblik öffnete sich die Thür. Eine Stimme rief: ich muß ihn sprechen! und Sophie trat ohne Athem in das Zimmer. Als sie Herrmannen sah, stürzte sie in seine Arme, und rief: o, nun ist alles gut! o mein Vater! Er ist unschuldig; Karl ist unschuldig! Ich bin die Unglükliche, um die er Fesseln trägt. Herrmann benezte sie mit Thränen, und führte sie dann auf Hochfeld zu. „Wollen Ew. Excellenz das Mädchen hören? Noch weiß ich selbst die näheren Umstände der unglüklichen Begebenheit nicht.“ — Hier, sagte der Minister, aufs neue gereizt: hier ist nicht der Ort dazu. Wir werden sie hören. Aber — sie ist frei, da sie doch einen so nahen

Antheil an dem Morde hat? Er wollte klingeln. Herrmann trat vor, und sagte: „Ew. Excellenz, keine unnöthige Grausamkeit! Hören Sie das Mädchen; und ist dann noch ein Schein von Schuld da, so will ich sie selbst nach dem Gefängnisse bringen. Bei Gott, Ew. Excellenz, ich verlange nichts als Menschlichkeit, oder, was hier dasselbe ist, Gerechtigkeit!"

Sophie warf sich dem Minister zu Füssen, umfaßte seine Knice, und erzählte unter Schluchzen, mit dem unverkennbaren Ausdrucke der reinsten Wahrheit. Hochfeld nahm den Aufsaz auf, zeigte ihn Sophien, und fragte, wie es sich damit verhalte. Dies, sagte Sophie, gab ich Ihrem Sohne, als ich ihn noch nicht kannte, und als wir einmal über die Gründe der Tugend stritten. Es ist von diesem meinem edlen Lehrer geschrieben. — Wann? — Etwa vor fünf Jahren.

Der Minister runzelte die Stirn. Er examinirte Sophien nun genauer über alle Umstände der Schlägerei, und mußte endlich einsehen, daß Karls Schuß nur Nothwehr gewesen war. Jezt kam auch der Justizrath, der den Gefangenen summarisch verhört hatte. Alles stimmte wörtlich mit Sophiens Aussage überein. Hochfeld fing an zu zweifeln; sein Schmerz wurde aber nun noch grösser, da er seinen Sohn nicht länger für unschuldig erklären konnte. Jezt nahm Herrmann Hoch-

felds Hand, führte ihn in ein Kabinet, und sagte mit sanftem Tone: „ich muß Ihr Herz noch einmal erschüttern! . . . Es ist Ihr und Luisens Sohn!" — Hochfeld wurde bleich, und sah lange starr vor sich hin. Wer? fragte er endlich betäubt — „Der Gefangene ist nicht **mein**, er ist Ihr und Luisens Sohn." Hochfeld zitterte und sank in einen Stuhl. Als Herrmann tröstend zu ihm kam, öffnete er die Arme, und sagte weinend: lieber Lange! — „Hochfeld!" rief Herrmann; „erkennst du mich endlich?" Sie lagen laut weinend einer an des andern Brust.

Endlich fanden sie wieder Worte. Herrmann erzählte seinem Freunde alles, und sagte dann: „du wirst ihn auf den ersten Blik erkennen; denn er sieht dir sehr ähnlich."

Jezt kam ein reitender Bote von dem Wundarzte, der den jungen Hochfeld in Sordingen verbunden hatte; und seine Nachricht erregte die größte Freude. Die Kugel war nur durch die Schulter gegangen, und der Arzt wollte für das Leben des Verwundeten stehen.

Sophie wartete noch immer mit Angst im Zimmer des Ministers, der jezt seine Befehle gab, und dann mit Herrmann wieder zu ihr ging. Nach einer Viertelstunde wurde Karl in das Zimmer geführt, und Sophie sank in seine Arme. Der

Minister warf einen Blik auf ihn, sah die grosse Aehnlichkeit mit seinem andern Sohne, und fiel ihm, von seiner Empfindung hingerissen, um den Hals.

Sie blieben die Nacht bei dem Minister; denn Castran, der von dem Tode des jungen Hochfeld gehört hatte, war nicht zu finden. Ich falle in Ungnade! jammerte er, und ging von einer *table d'hôte* zu der andern. Hochfeld sprach nun mit Herrmann von seiner Absicht, ihn wieder empor zu heben. Herrmann schüttelte den Kopf. „Laß mich, lieber Hochfeld! Bist du denn durch dein Amt glüklich? Ich bin es jezt vollkommen. Mache deinen Karl zum Holz-Inspektor in meinem Städtchen, und gieb ihm Sophien zur Frau. Meinen Sohn Julius mache zum Commissarius *loci*, und vermehre sein Gehalt ein wenig, daß er seine Geliebte heirathen kann. Meinem alten Vater gieb seine Gnadenpension wieder. Das ist wohl das Wenigste, was der Fürst für ihn thun muß, da er im Grunde sein Vermögen dem fürstlichen Hause aufgeopfert hat. Mir aber, lieber Hochfeld, laß mein unabhängiges Leben und deine Freundschaft! Bin ich denn jezt nicht genug? Ein glüklicher Gatte, ein glüklicher Vater, ein glüklicher Sohn, und der Freund des ersten Ministers! . . . Was hat denn nun mein Bruder? Was haben ihm die Intriguen gegen seinen Vordermann geholfen? Er stieg, wurde von seinem Vordermann gefordert, lahm geschossen,

und mußte seinen Abschied nehmen. Was hat denn Rolfs? Er will dich verdrängen. Du entdekst dem Fürsten seine Schurkenstreiche, und er wird verabschiedet. Das Vermögen meiner Schwester ist verthan, und er laborirt nun am Podagra, an vergeblichen Wünschen nach seiner ehemaligen Grösse. Wenn die Tante Flinsberg noch lebte, die würde mir genug in den Ohren liegen, deinen Einfluß zu nützen. Ich thue das ja auch, wenn du meine Wünsche erfüllst! . . . Hochfeld, es giebt keine andere Grösse auf der Erde, als ein schuldloses Herz, und kein anderes Glük, als die Liebe seiner Familie!"

Hochfeld erfüllte Herrmanns bescheidene Wünsche. Julius und Karl wurden an Einem Tage in Herrmanns Wohnorte verheirathet, und der Minister war mit seinem Sohne, dem man das Geheimniß von Karls Geburt mitgetheilt hatte, zugegen. Castran blieb Accise-Inspektor. Als er aber seines Schwiegersohnes vertraulichen Umgang mit dem Minister sah, behauptete er mit Zuversicht: nun, so soll man doch sehen, wie ich noch steigen werde!

Elisabeth erlebte den Hochzeittag nicht mehr; sie erkältete sich, als sie schon sechs Wochen vorher Anstalten dazu machte, und starb mit einem Verse auf der Zunge.

Herrmanns Familie wurde immer glüklicher, und seine Eltern waren noch einige Jahre Zeugen davon. Alle lebten in der ungestörtesten Einigkeit; und Hochfeld sagte jedes Mal, wenn er einige Tage bei Herrmann gewesen war: du hast Recht, Lange! Es giebt auf der Erde keine andre Grösse, als ein schuldloses Herz, und kein andres Glük, als die Liebe seiner Familie!

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius, 1758-1831

Familiengeschichten

Bd.: 5

Frankfurt ; Leipzig 1799

P.o.germ. 783 q-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113337-2
VD18 90372352